

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988|2



Za 692

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38 / 39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH & Co., Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 2 68 61 01. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (07 361) 5 94 - 6 01

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38 / 39.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, bei.

Inhalt

HERBERT SCHWEDT Zur Sache: Die Europäische Kampagne für den ländlichen Raum	85
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Heidenheim	86
HEINRICH MEHL Hammerschmiede Gröningen in neuer Trägerschaft	87
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: 6. Das Wasseralfinger Schaubergwerk «Tiefer Stollen»	90
OSWALD SCHOCH Das Wiedendrehen oder die Kunst, Bäumchen zu drillen	95
VOLKER KRACHT Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried	102
WILLY HERBERT Der Laubfrosch – der «Wetterfrosch» ist selten geworden	105
KARLHEINZ GEPPERT «Zum wehemüthigen Andenken» (II) Nachlese zu einer Ausstellung in Rottenburg a. N.	106
WERNER FLEISCHHAUER Johann Friedrich Dieterich malt einen Bauernschultheißen	109
UWE JENS WANDEL Der Haubersbronner Schultheiß Johann Michael Bürkle	111
AUGUST GEBESSLER Professor Haßler – Der erste Konservator im Königreich Württemberg	114
ERNST SCHEDLER Die Kratzmühle und der Mühlhof in Oberstenfeld	118
MAX REHM Zwei schwäbische Humanisten im Elsaß um die Jahrhundertwende	125
JULIUS BEESER Die keltischen Viereckschanzen – vielleicht doch Viehgehege?	134
Buchbesprechungen	153
sh intern	164
Leserforum	167
sh aktuell	168
Anschriften der Mitarbeiter und Bildnachweis	188



Das Titelbild vermittelt einen Eindruck von dem Zustand, in dem sich das Bergwerk «Tiefer Stollen» im Brauenberg bei Wasseralfingen befand, bevor die unterirdischen Gänge von Höhlenforschern entdeckt, bevor sie von vielen ehrenamtlichen Helfern zu einem Schaubergwerk ausgebaut wurden. Die Besitzer, die Schwäbischen Hüttenwerke, hatten angenommen, alle Gänge müßten längst eingestürzt sein.

Im naturkundlichen Teil geht es um das Wiederdrehen, um das Naturschutzgebiet Pfrunger Ried, in dem der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND mit rund 100 Hektar seinen größten zusammenhängenden Landbesitz hat, und um den Laubfrosch, der als Wetterfrosch früher oft sein Leben in einem Einmachglas fristen mußte. Heute ist er in der freien Natur selten geworden.

Im kulturhistorischen Teil wird das frühe Porträt eines Bauernschultheißen erläutert, wird auf eine alte Mühle bei Oberstenfeld hingewiesen und Professor Haßler als erster amtlicher Denkmalpfleger in Württemberg porträtiert. Ohne nationalistische Gedanken wird dann eine Erinnerungsbrücke zum Protestantischen Gymnasium in Straßburg geschlagen, an dem um 1900 zwei bedeutende Pädagogen schwäbischer Provenienz unterrichtet haben. Zum Schluß des Aufsatzteils wird ausführlich diskutiert, ob die keltischen Viereckschanzen nicht doch als Viehhege zu deuten sind.

Berichtigung. In der Ausgabe 1988/1 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ist der Name des Architekten des Wilhelma-Theaters und Stuttgarter Hofbaumeisters irrtümlich falsch geschrieben worden. Er lautet richtig: Karl Ludwig Wilhelm von **Zanth**.

Zur Sache: *Herbert Schwedt* Die Europäische Kampagne für den ländlichen Raum

Sie hat, die Kampagne, ihren Zenit überschritten. Schon wird die Abschlußveranstaltung annonciert: sie wird im (ländlichen?) Travemünde stattfinden. Da möchte eine Zwischenbilanz anstehen; sie zu versuchen, fällt freilich schwer. Wie den roten Faden finden, der sich durch die Fülle von Veranstaltungen zog? Nachzulesen sind sie in einem Informationsblatt, vom Europarat herausgegeben und – in der deutschen Fassung – mit dem erstaunlichen Titel *Land im Licht* versehen. Aber die Lektüre hilft nicht viel weiter – ein bündiges, zielgerichtetes Programm wird (mir) nicht erkennbar. Mag sein, daß tausend Blumen blühen sollten; mag sein auch, daß da und dort Zufälle eine Rolle gespielt haben oder Zugänge: zu den Mitteln.

Aber da gibt es, ließe sich hoffen, das Leitmotiv: den ländlichen Raum. Über ihn ist viel und auch gesehert geredet worden, auf Kongressen, Symposien, Tagungen. Merkwürdig Disparates auch hier: Er habe, der ländliche Raum, sich stabilisiert, so die einen, das Leerfallen ganzer Landschaften sei zu befürchten, so die anderen am gleichen Verhandlungstisch. Passive Sanierung sei nicht akzeptabel, vor allem nach Politikerworten, sie sei längst im Gange, so manche Wissenschaftler, denen leicht das Rüchlein der Schwarzmalerei anhaftet. Wie kann so etwas sein? Offenbar kommt es allein darauf an, unter welche Zahlenkolonnen der Bilanzstrich gesetzt wird, wie der Ausschnitt zugeschnitten wird. Übereinstimmungen sind da nur begrenzt zu erreichen, und also werden Hoffnungen auf überzeugende Konzepte zu dämpfen sein.

Das hat Gründe. Es läßt sich denken, daß ein paar Jahre vorbereitender Arbeit der Kampagne gut getan hätten – intensive, strikt interdisziplinäre Forschungen etwa in unterschiedlichen Kategorien ländlicher Räume. Es läßt sich auch denken, daß die Betroffenen selbst stärker zu Worte hätten kommen sollen. Und es hätte vieles dafür gesprochen, die Europäische Kampagne europäischer zu gestalten: Manches, was hierzulande als Horrorvision gilt, ist anderwärts Realität. Zwischenbilanz: den roten Faden, scheint mir, gibt es. Mit ihm ist ein großes Paket umschnürt, dessen Inhalt Ratlosigkeit ist: zugegebene, kaschierte, überpointierte oder verdrängte. Prognose: Sie wird wohl bleiben, auch nach Travemünde. Das wäre hinzunehmen, wenn nur das Nachdenken bleibt. Wird es das?

Wie schon beim Göppinger Kreiswappen erwähnt, zählt auch der Landkreis Heidenheim zu den drei Landkreisen, die die baden-württembergische Kreisreform von 1973 überdauert haben. Sein Wappen, das am 12. September 1955 von der Landesregierung verliehen worden ist, hat somit seine Gültigkeit behalten.

Der gespaltene Schild dieses Wappens zeigt in seinem vorderen Feld einen Balken, der vom Wappen eines Adelsgeschlechtes abgeleitet ist, das sich nach der Burg Hellenstein nannte. Der staufische Prokurator Degenhart von Hellenstein dürfte unter Kaiser Friedrich I. die Entwicklung der im Schutze seiner Burg Hellenstein heranwachsenden Stadt Heidenheim, die heute Sitz des Landkreises ist, wesentlich beeinflusst haben. Das Balkenwappen ist allerdings nicht als sein Wappen belegt, sondern als das der Edlen von Gundelfingen an der Donau, die durch seine Tochter in den Besitz von Hellenstein und Heidenheim gelangten und seit 1251 gleichfalls den Namen von Hellenstein führten.

Im zweiten Schildfeld des Kreiswappens bezieht sich der Zinnturm auf die zahlreichen Höhenburgen und festen Häuser im Gebiet des Landkreises Heidenheim, die sich vor allem über dem Brenz-, Hürbe- und Egautal finden. Zugleich erinnert diese Figur an die vielen Adelsgeschlechter, die in diesen Burgen ansässig gewesen sind, und damit an die zersplitterten Herrschafts- und Besitzverhältnisse, die lange die Geschichte des Kreisgebietes geprägt hatten.

Die Festlegung dieses klaren und einprägsamen heraldischen Bildkennzeichens beschloß der Kreistag, nachdem die beratende Archivdirektion Stuttgart dieser Lösung gegenüber verschiedenen gevierten Wappenentwürfen den Vorzug gegeben hatte. Sie waren zwar inhaltlich – etwa durch die Einbeziehung der Herrschaftswappen Württemberg, Helfenstein usw. – gleichfalls wohl begründet, doch hätten sie zu einem überladenen, farblich unausgewogenen und bei Verkleinerung auf Dienst-siegelgröße kaum mehr unterscheidbaren Kreiswappen geführt; es hätte den eigentlichen Sinn eines solchen Bildkennzeichens nicht erfüllen können. Dies um so weniger, als kommunale Wappen ja am häufigsten in Dienstsiegeln und relativ kleinen Briefaufdrucken auftreten.



Heraldische Beschreibung: In gespaltenem Schild vorne in Gold (Gelb) ein roter Balken, hinten in Schwarz ein goldener (gelber) Zinnturm mit schwarzem Tor und zwei schwarzen Fenstern nebeneinander.

Seit den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erleben wir eine erstaunliche Blüte der kommunalen Heraldik. Das ist um so merkwürdiger, als ihr vorher kein vergleichbares Interesse entgegengebracht worden ist. Ja, man hatte sie als ein Relikt aus der feudalen Welt des Mittelalters bereits totgesagt. Nach dem Zweiten Weltkrieg zeigten die Gemeinden und die Kreise ein auffallend reges Interesse an eigenen Wappen. Gemeinden, die jahrhundertlang ohne ein heraldisches Kennzeichen ausgekommen waren, bemühten sich nun darum. Und die Kreise, die sich bisher nur vereinzelt um Wappen bekümmert hatten, wurden von dieser Welle miterfaßt. (...) Gewiß spielte dabei ein Traditionsbedürfnis mit, der Wunsch, ein neues Band zwischen einst und jetzt zu weben. Die entscheidenden Gründe dieser Wappenfreudigkeit sind aber wohl zunächst in dem neuen kommunalen Selbstbewußtsein zu suchen. So schreibt Eberhard Gönner in seiner Einführung zu dem Werk über die Kreis- und Gemeindegewappen in Baden-Württemberg, eine Veröffentlichung, die unser Autor Heinz Bardua im Auftrag der Landesarchivdirektion bearbeitet hat. Im vergangenen Jahr sind der Band 1 mit den Wappen im Regierungsbezirk Stuttgart sowie der Band 4 mit dem Regierungsbezirk Tübingen im Theiss Verlag erschienen.

Hammerschmiede Gröningen in neuer Trägerschaft

Heinrich Mehl

Zu den interessantesten Themen der letzten Jahre, die den Schwäbischen Heimatbund beschäftigt haben, gehört die historische Hammerschmiede Gröningen. Die SCHWÄBISCHE HEIMAT berichtete wiederholt über Geschichte und Bedeutung dieses technischen Denkmals im Gronachtal, über die Restaurierung durch den Heimatbund, den wiederaufgenommenen Betrieb und die Erweiterung durch eine Ölmühle. Inzwischen hat die Hammerschmiede und ihre Einrichtung als Museum Anerkennung von vielen Seiten erhalten, man denke nur an den Europa-Nostra-Preis; jährlich besuchen rund 15 000 die original erhaltene Baugruppe.

Seit Anfang 1988 Außenstelle
des Hohenloher Freilandmuseums

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND, und hier vor allem sein Vorstandsmitglied Ltd. Regierungsdirektor Albert Rothmund, haben das Museum Hammer-

schmiede bisher ehrenamtlich geleitet, viel Zeit und große Summen investiert und damit ein weithin beachtetes Beispiel privater Denkmalpflege gegeben. Da ein solches Projekt auf die Dauer ohne öffentliche Mittel und ohne professionelle Betreuung nur unter sehr großen Belastungen der Verantwortlichen bestehen kann, war der Heimatbund seit 1986 mit dem Trägerverein des Hohenloher Freilandmuseums in Kontakt, um Formen der Zusammenarbeit zu finden. Jetzt ist es zur Übereinkunft gekommen, daß der Verein Hohenloher Freilandmuseum die Trägerschaft der Hammerschmiede Gröningen übernimmt; seit dem 1. 1. 1988 trägt das Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen nun die Verantwortung für Gröningen. Im Rahmen dieses großen Regionalmuseums, das seit 1980 mit erheblichen Mitteln des Landes aufgebaut wird und 1987 bereits 35 historische Bauten erstellt hat, kann sich die Hammerschmiede Gröningen in Zukunft finanziell und personell abgesichert entwickeln.

Die Hammerschmiede Gröningen im Dezember 1987. Mit dem Jahreswechsel übergab der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dieses technische Kulturdenkmal der Obhut des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen.





Schmiedemeister Ströbel arbeitet mit dem Schwanz- oder Fallhammer, der mit Wasserkraft angetrieben wird.

Die Museumsleitung von Wackershofen sieht in der Hammerschmiede eine ideale Ergänzung zum Museumsprojekt Schwäbisch Hall-Wackershofen. Während in Wackershofen ein »historisches Dorf« mit privaten und gemeindlichen Bauten errichtet wird, bäuerliche Kulturdenkmäler in der Gestalt von Höfen, Ställen, Scheunen dokumentiert werden, hat sich in Gröningen ein Handwerksbetrieb aus einer Übergangszeit von rein handwerklich-individueller Arbeit zu früher industrieller Produktion in Serie erhalten. Nach Wackershofen werden Bauten aus den verschiedensten Gegenden Nordwürttembergs versetzt und an neuem Standort zu Baugruppen, zu einem »künstlichen« Dorf zusammengefügt. Die Bedeutung Gröningsens dagegen liegt in der Einheit von in situ erhaltener Hammerschmiede und sie umgebender Landschaft. Dies vor allem wird in Zukunft besonders herausgestellt werden: das Miteinander von Flußlandschaft, von alten Wasserbauten (Brücke, Steg, befestigte Furt, Mühlkanal, Wehr), von Wohn- und Werkgebäuden der Hammerschmiede. Neben der Darstellung von Arbeitsabläufen in der Werkstatt mit ihrem wasser- radgetriebenen Hammerwerk, in der mechanischen Werkstatt mit ihren Bohr-, Schneid- und Schleifmaschinen und im Ausstellungsteil mit Ölmühle,

Dampfmaschine und Maschinen aus der Entwicklung der Schmiedetechnik interessiert die neuen Träger des Museums auch die einstige Landwirtschaft der Schmiedefamilie. Jahrzehntlang war dieser Berufszweig – baulich repräsentiert durch Scheune, Stall, Schuppen, Hausgarten, Backofen etc. – wohl die entscheidende Überlebensmöglichkeit des Hammerschmieds.

Einbeziehung der Schmiedewohnung ins Museum und ökologischer Lehrpfad geplant

In der kurzen Zeit bis zur Saisonöffnung 1988 – am Samstag, dem 26. März – haben sich Leitung und Team des Hohenloher Freilandmuseums vor allem um folgende Themen bemüht:

1. Personal: Als »Beauftragter für die Hammerschmiede« wurde beim Verein Hohenloher Freilandmuseum ein neuer Mitarbeiter eingestellt; ein Schmiedemeister betreut den technischen Bereich der Anlage. Der bestehende Kreis ehrenamtlicher Mitarbeiter und Helfer wird erweitert und geschult.
2. Besucherbetreuung: am Museumseingang wird ein Kassenhäuschen eingerichtet; ein sinnvoller Rundgang wird entwickelt, der alle wichtigen Aspekte der Hammerschmiede (Landschaft, Tech-

nik, Wohnen, Wirtschaften) berührt. Eine einheitliche Beschreibung gibt die wichtigsten Informationen.

3. Optisches Erscheinungsbild: Elemente, die das schöne Gesamtbild der Baugruppe an der Gronach stören oder die historisch nicht stimmen (Grillplatz, Blumentröge etc.), werden entfernt; in bescheidenem Rahmen werden bauliche Verbesserungen angebracht.

4. Ausstellung: die bisher verteilten Informationen durch Schaukästen und Texttafeln werden zu einer übergreifenden Einführung in einem Ausstellungsraum vereint und erweitert. Neue Themen sind dabei »Transport« und »Handel«.

5. Wohnung der Schmiedefamilie: Es wird versucht, die bedeutsamen und z. T. mit originaler Einrichtung erhaltenen Wohnräume der Besitzer der Hammerschmiede sowie ihrer Gesellen in das dem Besucher geöffnete Museum zu integrieren.

6. Gastronomie: unter dem Namen »Einkehr zur Hammerschmiede« wird sich die Gaststube mit veränderter Einrichtung und neuem Wirt an die Besucher wenden.

7. Werbung: Gröningen wird als Außenstelle Wackershofens in die Gesamtwerbung des Hohenloher Freilandmuseums einbezogen. Ein neues Faltblatt, Übersichtskarte, ein Kurzführer, Poster und Postkarten unterstützen die seit Januar 1988 laufende Werbung um den Besuch der Hammerschmiede.

8. Einbeziehung der Landschaft: Da das Gronachtal gern besuchtes Wanderziel ist, sollen Flußtal, Vegetation, Geologie etc. in das Museumsangebot mit hineingenommen werden (Infotafeln). Ein ökologischer Lehrpfad in Anbindung an die Hammerschmiede ist vorgesehen.

Originale Bausubstanz in passender Landschaft

Bei all diesen Themen kann der neue Träger auf der soliden und erfolgreichen Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes aufbauen. Kurzfristiges Ziel ist ein harmonischer und lehrreicher Rundgang für den Besucher, vorbei an einer Museumskasse, durch Hausgarten, Werkstätten und Wohnräume, Stall und Scheune, am Fluß und seinen Wasserbauten entlang in die freie Natur des romantischen Flußtales; mit unaufdringlicher Information über Bau- und Besitzergeschichte dieses Denkmals, über Technik und Arbeitsabläufe, über Lebens- und Wohnverhältnisse, Handel, Verkehr, Transport.

Die weitere Planung, vor allem Ergänzungen im baulichen Bereich und bei der Einrichtung, will man ohne Hektik und nur nach fachlich ausgiebiger Diskussion angehen. Die Einmaligkeit der Hammerschmiede – ihre original erhaltene, harmonisch aufeinander bezogene Bausubstanz am alten Standort in einer passenden Landschaft – verlangt diese Behutsamkeit schon aus sich selbst heraus.

Am Samstag, dem 4. Juni 1988, findet in und um die Hammerschmiede Gröningen ein **Hammerschmiedefest** statt, bei dem in einem Festakt um 10.00 Uhr das Anwesen offiziell vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND dem Hohenloher Freilandmuseum übertragen wird. Für Reden, Musik und Bewirtung ist Sorge getragen. Dabei wird auch eine Bronzetafel enthüllt, die das Engagement des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES allen Besuchern verkündet: *Die Hammerschmiede Gröningen wurde 1980 vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND erworben, instandgesetzt und als technisches Kulturdenkmal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND wurde hierfür 1985 der Preis Europa Nostra verliehen.*

6. Das Wasseralfinger Schaubergwerk «Tiefer Stollen»

Mit Hammer und Meißel haben sie die Gänge in den Berg getrieben. In der Stimme von Helmut Hager, der bei der Stollensanierung an leitender Stelle mitgearbeitet hat, schwingt Bewunderung mit, als er 400 Meter vom Stollenmund entfernt auf Meißelspuren an dem aus dem Fels herausgehauenen «Gewölbe», bergtechnisch «First» genannt, hinweist. Und sie haben sorgfältig gearbeitet! Sie, das waren vor rund 145 Jahren württembergische Bergleute, die seit 1840/41 zur Eisenerzgewinnung für die Wasseralfinger Hüttenwerke in mühsamer Handarbeit tiefe Stollen in den Braunenbergr trieben. Die Spitzbogenfirste zeugen von akkurater Arbeit; sie sind stabil, brauchen auch heute noch keine zusätzlichen Verstrebungen. Spätestens seit den Zisterziensern weiß man ja, daß Spitzbögen Druck besonders gut standhalten. Andere, breitere Gänge sind mit einem ebenfalls weit über hundert Jahre alten soliden Stahlkorsett gesichert, das noch lange nicht zum alten Eisen gehört. Der hervorragende Erhaltungszustand der Anlage begeisterte die beiden jungen Hobby-Speläologen Hans-Joachim Bayer und Gerhard Schuster, als sie vor einigen Jahren zum erstenmal den Stollen besichtigten. Ganz legal sei ihre erste Bergfahrt nicht gewesen, gestehen die beiden; *hählenga send se nei*, freuen sich die Wasseralfinger, denn das Bergregal

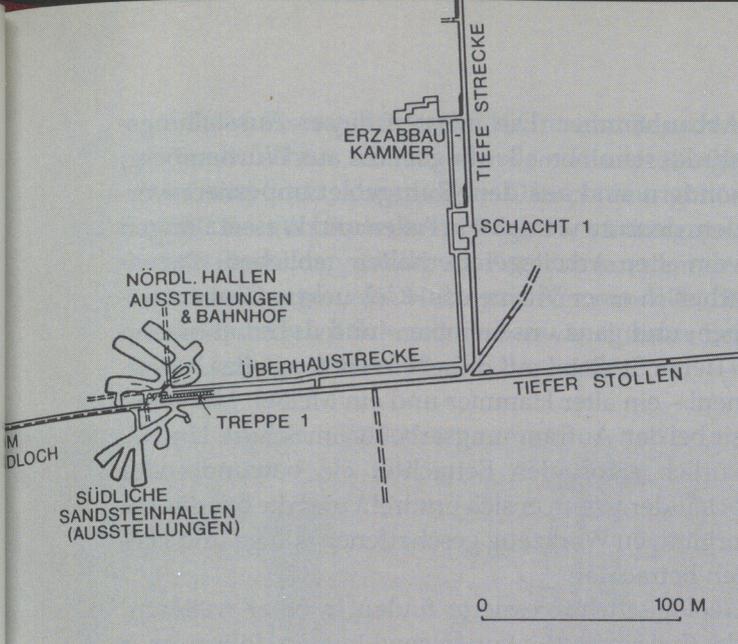
ist im Besitz der Schwäbischen Hüttenwerke. Dort war man der Ansicht, nach der Aufgabe des Bergwerks im Jahre 1924 seien die Stollen längst eingestürzt. Bis auf einige Verstürze und hie und da eine gebrochene Strebe fanden aber die beiden «Pioniere» alles intakt. Die Sorgfalt der Bergleute trägt noch immer Früchte.

1671 der erste Hochofen in Wasseralfinger, 1948 schließt das letzte Bergwerk in Aalen

Die Idee, den «Tiefen Stollen» im Braunenbergr als Schaubergwerk und Montanmuseum einzurichten, bot sich geradezu an. Umsomehr, als Bergbau und Montanindustrie auf der Ostalb auf eine lange Tradition verweisen können und in Wasseralfinger ein Zentrum hatten. Bis in vorgeschichtliche Zeit lassen sich dort Zeugnisse bergmännischen Wirkens finden. Spuren von sogenannten Pinggen, wo Erz im Tagebau abgebaut wurde, und Reste von Schmelzöfen beweisen, daß auch den Kelten und später den Römern die reichen und relativ leicht auszubeutenden Bohnerzlagerstätten bekannt waren. Schriftliche Erwähnung fand der Erzabbau in dieser Gegend erstmals in einem 1365 von Kaiser Karl IV. an den Helfensteiner Grafen Ulrich I. verliehenen

Diese Aufnahme aus der Zeit um die Jahrhundertwende zeigt Wasseralfinger Bergleute im Stollen.





Bergbauregal für das Gebiet um Kocher und Brenz. Die Zisterziensermönche aus Königsbronn, in deren Ordensregel neben dem Beten ja das Arbeiten – ora et labora! – einen festen Platz einnahm, verhüteten ebenfalls Erz und verarbeiteten das so gewonnene Eisen in ihren Klosterwerkstätten, in der «fabrica». Am Ende des Mittelalters kann man geradezu von einem frühindustrialisierten Raum Aalen sprechen: Die Produktion hatte zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu Schmelzhütten in Ober- und Unterkochen, in Leinroden und Essingen sowie zu einem Hochofen in Abtsgmünd geführt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, als alle diese Werke völlig zerstört waren, wurde die Eisenproduktion in den neugegründeten *Fürstpröpstlichen Ellwangischen Hüttenwerken* zu Wasseralfingen fortgesetzt, wo 1671 der erste Hochofen in Betrieb genommen wurde.

Hammer, Meißel und Pickel: alte Bergbaugeräte, geborgen aus dem Schutt im «Tiefen Stollen».



Im Laufe der Zeit wurde um den Brauenberg herum eine ganze Reihe von Gruben und Stollen erschlossen. Unter ihnen als einer der letzten der «Tiefe Stollen», entstanden Mitte des 19. Jahrhunderts während der Blütezeit der württembergischen Eisenproduktion. Das *Fürstpröpstlich Ellwangische Hüttenwerk Wasseralfingen*, das 1803 durch Napoleons Gnaden zu einem *Kurfürstlich-Württembergischen* und bald danach zu einem *Königlich-Württembergischen* geworden war, rückte zu jener Zeit in die Reihe der großen deutschen Eisenproduzenten auf und hatte wesentlichen Anteil am Industrialisierungsprozeß im Königreich Württemberg. Um 1860 fanden rund 6000 Menschen auf der Ostalb im Montanwesen Arbeit und Brot. Die aufkommende Koksverhüttung – in Württemberg hatte man die teure und kalorienarme Holzkohle verwendet – und die billige Konkurrenz des lothringischen Eisens läutete in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Niedergang dieses Gewerbes ein. Eine Grube nach der anderen wurde geschlossen: 1924 war die Reihe am «Tiefen Stollen», 1939 fuhr der letzte Bergmann in ein Wasseralfinger Bergwerk, 1948 der letzte in ein Aalener Bergwerk. Der Bergbau der Ostalb gehört unwiederbringlich der Vergangenheit an.

In der geheimnisvollen Welt des Zwerges Alberich

Um so glücklicher darf man sich schätzen, daß seit der Wiedereröffnung des «Tiefen Stollens» im Herbst 1987 der Öffentlichkeit Gelegenheit gegeben ist, Einblicke in die Geschichte dieses wichtigen Industriezweigs auf der Ostalb zu gewinnen. Das Schaubergwerk verdankt seine Entstehung dem Zusammenwirken mehrerer glücklicher Umstände: der Neugierde der Höhlenforscher, einer historischen Fragen aufgeschlossenen Stadtverwaltung – allen voran Oberbürgermeister Ulrich Pfeifle – und ganz besonders dem Enthusiasmus der vielen freiwilligen Mitarbeiter, die in 15 500 Arbeitsstunden zusammen mit einigen Kräften, die im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen angestellt waren, das Bergwerk von 300 Tonnen Versturzmasse befreiten und dafür 340 Tonnen Natursteine und Stahl für Ausbauarbeiten in den Stollen einfuhrten, Kabel und Gleise verlegten und Raum schufen für eine tief im Berginnern aufgebaute Ausstellung. Bergbauspezialfirmen sicherten die Gänge und Hallen im Innern des Berges durch Verstreibungen und einige hundert Gebirgsanker.

Wo vor hundert Jahren noch Pferde die schweren Loren aus dem Stollen zogen, gelangt der Besucher heute recht bequem mit einer kleinen elektrischen

Grubenbahn unter Tage, die von einer Zeche im Sauerland für 50 000 DM erworben wurde. Schon wenige Meter nach den aus dem vorigen Jahrhundert stammenden mächtigen Eisentoren am Mundloch des Stollens eröffnet sich die geheimnisvolle Welt Zwerg Alberichs. Im Licht der Grubenlampen schimmern prächtige weiße Kalkablagerungen, deren rötliche Eisenvitriol-Einschlüsse uns glauben lassen, die Wände hätten sich in kostbaren Marmor verwandelt. Nach etwa 400 Meter mündet der schmale Gang in eine große Halle, in der die Fahrt mit der Grubenbahn endet. Dort, im sogenannten Bahnhofsbereich, wo früher der extrem feine, einst von Gießereien im ganzen Land als Formsand verwandte rote Sandstein abgebaut wurde, befindet sich in fünf Hallen, die wie Finger in den Berg reichen, das unterirdische Montanmuseum.

Eine zwanzigminütige Multivisionschau führt eingangs des etwa einstündigen Rundgangs umfassend in die Welt des Bergbaus und der Metallurgie ein. Versehen mit reichhaltigen Informationen über die Geologie der Ostalb, über die Erzgewinnung, die Eisen- und Stahlproduktion sowie über die Eisengußtechnik, wendet sich der Besucher dann den Exponaten zu. Eine Halle ist dem Erzabbau gewidmet: Erzzug, Förderwagen, Grubenhunde und

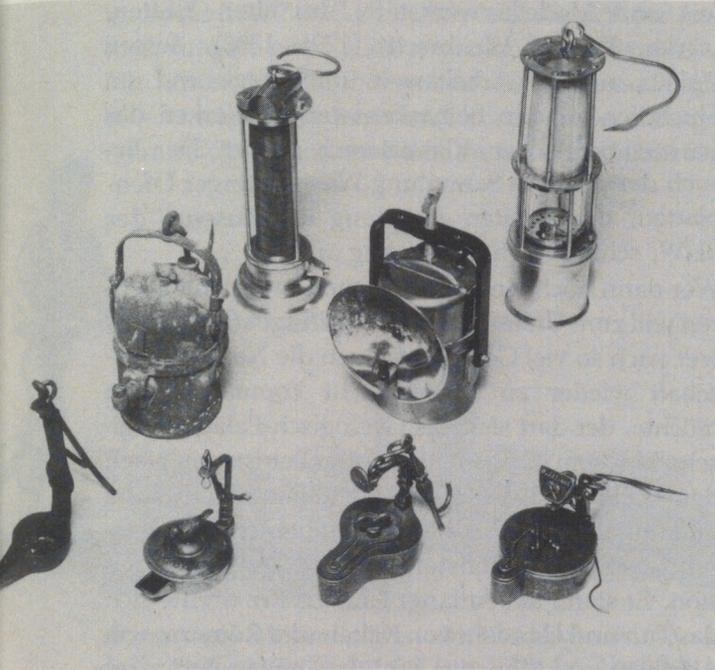
Abbauhämmer. Die meisten dieser Ausstellungsstücke stammen allerdings nicht aus Württemberg, sondern sind aus dem Ruhrgebiet importiert worden, denn zu wenig ist in Aalen und Wasseralfingen vom alten Arbeitsgerät erhalten geblieben. Dazwischen in einer Vitrine das «Geleucht», Grubenlampen, und ganz unscheinbar – und doch hat hier im «Tiefen Stollen» mit diesem Werkzeug alles begonnen! – ein alter Hammer und ein Meißel. Man fand sie bei den Aufräumarbeiten im Schutt. Unwillkürlich erfaßt den Betrachter ein bewundernder Schauer, wenn er sich umdreht und die mit diesem primitiven Werkzeug geschaffenen Gänge und Hallen betrachtet!

Geologisch Interessierte finden in einer weiteren, der Erzlagerstättenkunde gewidmeten Halle reiches Anschauungsmaterial. Die Schautafeln und die ausgestellten Gesteinsbrocken und Mineralien beschränken sich nicht auf Baden-Württemberg oder gar auf die Ostalb, sondern informieren umfassend, ja weltweit. Lokalspezifischer soll es in der Abteilung *Vom Erz zum Stahl* zugehen. Diese noch aufzustellende, hauptsächlich mit Leihgaben der Schwäbischen Hüttenwerke bestückte Abteilung soll sich allgemein der Eisen- und Stahlproduktion widmen, besonders aber der für Wasseralfingen so eminent

Abbauhämmer und Grubenhunde in der Darstellung Bergbaugeräte und Förderung.



wichtigen Eisengußtechnik. Kaum ein Besucher, der nicht schon einmal von den Wasseralfinger Öfen und den kunstvollen Ofenplatten gehört hätte. Hier nun findet er bald den Herstellungsprozeß im Detail dargestellt: die Kernformerei mit den Formwerkzeugen, die Holz- und Kernmodelle, die Gießerei und den Schmelzofen sowie einzelne Beispiele aus der Wasseralfinger Produktion.



Das «Geleucht»: Grubenlampen aus zwei Jahrhunderten.

Gesamtschau des Erzbergbaus auf der Ostalb in sozialgeschichtlicher Hinsicht vorgesehen

Mit dieser Abteilung wird man der etwas vollmundigen Versprechung, im Schaubergwerk «Tiefer Stollen» im Braunenbergr bei Aalen werde erstmalig *in einer Gesamtschau die technik-, sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Erzbergbaus in der Ostalregion* dargestellt, einen kleinen Schritt näherkommen. Die bergtechnische Anlage des «Tiefen Stollens» als technisches Denkmal hinterläßt bereits durch seine äußere Erscheinung nachhaltigen Eindruck. In den verschiedenen Abteilungen des Montanmuseums wird der Besucher in die Welt unter Tage eingeführt und lernt deren Schätze kennen. Die angekündigte Darstellung der sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Bedeutung wird aber bisher nur am Rande berücksichtigt. Nicht uninteressant wäre es in diesem Zusammenhang, die zweieinhalbtausend Jahre alte Geschichte des Bergbaus und der Eisenverhüttung um Aalen zu präsentieren, also dem Besucher das Bergwerk und Was-

seralfinger's Rolle als Eisenproduzent als Teil einer langen Entwicklung vor Augen zu führen. Die Hüttenwerke liegen unübersehbar im Tal; im Stollen kann der Besucher die alten Meißelspuren mit dem Finger verfolgen, die Kraft der Stahlstreben erfühlen und die Wucht des so unterfangenen Berges erahnen. Um vom Betrachten und Fühlen zum historischen Verstehen zu gelangen, wird es aber wohl unumgänglich sein, Leute vom Fach, ausgebildete Historiker und Archivare, zu Rate zu ziehen. Es mutet schon sehr kühn an, wenige Wochen vor der geplanten Eröffnung einer sozialgeschichtlichen Abteilung im Stollen dafür noch kaum ein Exponat in Händen zu haben. Zwar stehen bereits ein Betsaal aus einer anderen Grube am Braunenbergr und eine «Kaue», ein Umkleideraum der Bergleute, zur Verfügung. Aber für das Herzstück der Abteilung, für die geplante Nachbildung einer Bergmannswohnung, sind noch keine Gegenstände vorhanden; es fehlt auch eine Konzeption, was und unter welchen Aspekten man museal darstellen will. Man hofft, die Exponate durch einen Sammel- und Spendenaufruf in der Presse zu erhalten. Die, wie man in Aalen scherzhaft sagt, vom «Stollenfieber» erfaßten Promotoren des Schaubergwerks haben mit bewundernswertem Enthusiasmus und Optimismus in kurzer Zeit Erstaunliches auf die Beine gestellt. Man darf gespannt sein, ob diese Eigenschaften auch bei der Frage nach den Menschen, bei der Frage nach deren Geschichte in ihrer vom Montanwesen bestimmten Umwelt zum Erfolg führen werden. Doch begleiten wir den Führer weiter auf dem Rundgang durch den Stollen! Nach dem eigentlichen Museum geht es durch den «Tiefen Stollen» und die «Überhau-Strecke», eine Personenstrecke parallel zum Förderstollen, hinein in die «Tiefe Strecke», zum alten Förderschacht und einer großen Erzabbaukammer, die allerdings noch nicht begehbar ist. Eine breite Treppe – eine Rarität in einem Bergwerk! – führt hinauf zu der eine Etage höher liegenden «Tagstrecke Nr. 1», ursprünglich ein Abbau- und Belüftungstollen, heute der Notausgang. Niemand kann sich wohl dem Reiz entziehen, der von den bizarren Versinterungen in den unterirdischen Gängen ausgeht. An manchen Decken hängen hunderte und aberhunderte filigraner Stalaktiten, an anderer Stelle wölbt sich der Kalk wulstig über Streben und Gesteinsbrocken. Alte, nun wieder verfüllte Förderstollen, der «alte Mann», Verstürze und zwei kleine Sinterseen liegen am Wege, bevor der Rundgang dort endet, wo er begonnen hat: In der Bahnhofszone und bei der Grubenbahn, die den Besucher wieder hinaus ins Freie bringen wird.

Historische und geologische Informationen und ein wenig Abenteuer im Berg

Bei Lichte besehen erweist sich das Besucherbergwerk «Tiefer Stollen» in Wasseraalfingen mit den Attributen einer modernen Museumskonzeption versehen. Sein besonderer Charakter macht es leicht, intellektuelles Erfassen und sinnliches Erfahren zu verbinden. Salopp formuliert könnte man sagen: historische und geologische Information mit dem Geruch des Abenteuers. Doch es erwartet den Besucher Anspruchsvolleres. Natürlich wird das Geheimnisvolle, das Abenteuerliche, nämlich die Fahrt unter Tage, zuerst locken. Im Berg aber verbinden sich Bestaunen und Wissen mit der Ehrfurcht vor den Leistungen vergangener Generationen. Mit dieser Mischung liegen der Förderverein, die treibende Kraft in der Wasseraalfinger Bergwerks-Renaissance, und das Museum sicherlich richtig.

Dem heute etwa 200 Mitglieder zählenden Verein kommt dabei ohne Zweifel seine Verankerung in der Bevölkerung zugute. Die alte Bergbautradition wurde den Wasseraalfingern und Aalenern wieder ins Gedächtnis gerufen und 1986 zum ersten Mal nach 50 Jahren sogar wieder das traditionsreiche Barbarafest zu Ehren der Schutzheiligen der Bergleute gefeiert. Das breite Publikum hat die neuen Attraktionen begeistert angenommen. In knapp zwei Monaten besuchten im vergangenen Jahr etwa 18 000 Menschen das Bergwerk. 1988 rechnen die Verantwortlichen mit mehr als 45 000 Besuchern. Geschichte hat derzeit Konjunktur im und um den Brauenberg.

Die Geschichte Wasseraalfingens war bestimmt von der Montanindustrie. Niemand sollte daher versäumen, die im Brauenberg gesammelten Eindrücke auf dem Bergbaupfad zu vertiefen, einem Lehrpfad mit Übersichts-, Lehr- und Objekttafeln rund um den Berg. Auch das Heimatmuseum in Wasseraalfingen birgt manches interessante Stück aus der montanen Vergangenheit des Ortes. Darunter Originalzeichnungen von der Hand des Leiters der Künstler- und Modellierwerkstätte der alten Hüttenwerke, Konrad Weitbrecht (1796–1836), dessen Zyklus aus der Arbeitswelt unter Tage und am Hochofen zu den bemerkenswerten Werken des württembergischen Klassizismus gehört. Der Besuch der privaten Sammlung Wasseraalfinger Ofenplatten, der zweiten Abteilung im Museum der SHW, schließt sich folgerichtig an.

Wer dann noch einmal rückfragen und zurückkehren will zum Urstoff des Wasseraalfinger Reichtums, wer nach so viel Geschichte auch die Naturwissenschaft wieder zu ihrem Recht kommen lassen möchte, der darf sich das Geologisch-Paläontologische Museum in Aalen nicht entgehen lassen. Nach dem Gang durch die Geschichte, der zur Produktion und zu den Produkten der montanen Industrie führte, erhält der Rohstoff nun eine andere Dimension. Er stand am Anfang. Um das Erz drehte sich das Tun und Handeln von Kelten und Römern, von Adeligen und Mönchen und unzähligen Bergmännern über Generationen hinweg. Um die Kette der Informationen lückenlos zu schließen, wird bis zur Eröffnung der im Brauenberg noch fehlenden Abteilungen der Besuch dieser Sammlungen unbedingt empfohlen.

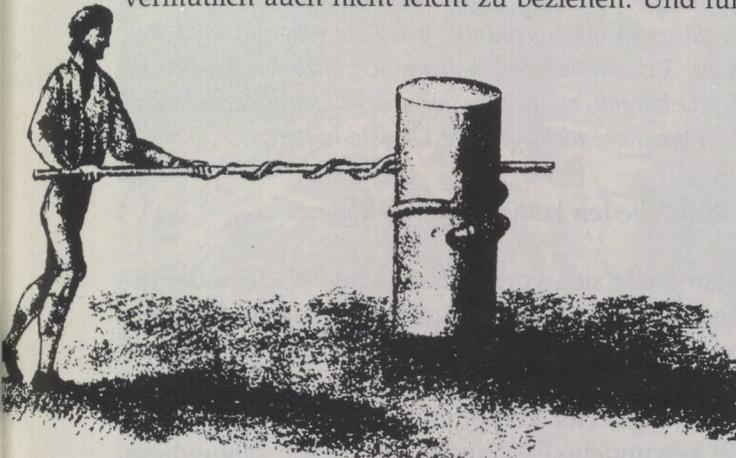
Eine Grubenbahn fährt die Besucher durch den «Tiefen Stollen»; diese Aufnahme ist im «Bahnhofsbereich» entstanden.



Das Wiedendrehen oder die Kunst, Bäumchen zu drillen

Oswald Schoch

Für die Herstellung von Seilen aller Längen und Stärken stehen uns heute preiswerte und unschwer zu beziehende Materialien zur Verfügung: Wir kennen Hanf-, Sisal-, Kunststoff- und Drahtseile. Hanfseile sind zwar seit alters in Gebrauch, waren aber für bestimmte Zwecke zu teuer oder für extreme Anforderungen nicht zugfest genug. Zwei Beispiele: Für Ernte- oder Garbenstricke waren kleine Hanfseile einstmals zu teuer und in der großen Menge vermutlich auch nicht leicht zu beziehen. Und für



Skizze eines Wiedendrehers oder Wieders nach K. F. V. Jägerschmid um das Jahr 1820; das Abdrehen der aufgeschlungenen Wiede von der Wiedstange auf den Wiedstock ist gut erkennbar.

das Zusammenbinden von Baumstämmen zu Flößen konnten auch sehr starke Hanfseile den enormen Kräften, die beim robusten Verflößen des Holzes auf das immer nasse Einbindmaterial einwirkten, nicht standhalten. Außerdem wären sie nicht wohlfeil genug gewesen.

In früherer Zeit hat der Mensch die Materialien, die er für seine Gewerbe oder für sein tägliches Leben brauchte, direkt aus der Natur bezogen. Es lag nahe, auch zum Um-, An- und Zusammenbinden biegsame und drehbare Ruten und Zweige aus Wald und Flur zu holen. Der Leser denkt jetzt vermutlich an Weiden-, Birken- und Haselruten, und er befindet sich dabei nicht auf dem Holzweg. Man nannte diese von Holzgewächsen gewonnenen Bindematerialien *Wieden*. Es gilt noch als ungeklärt, ob das Wort von dem althochdeutschen *wied*, *witt* = Holz, Wald abzuleiten ist. Wahrscheinlich stammt der Name aber von der Weide: *Wiede*, *Wide*, *Widde*. Die Biegsamkeit ihrer Sprosse und Zweige wird ja heute noch beim Korbflechten geschätzt. Außer Weiden, besonders Sal- und Korbweiden, Birken und Haselnuß sind ebenso Eichen, Hainbuchen und

Rotbuchen als *Wieden* genutzt worden. Für feinere Zwecke eignete sich auch der Besenginster sowie dünne Tannen- und Fichtenzweige. Der Mensch ist schon frühzeitig dahinter gekommen, daß sich die Biege- und Windefähigkeit der genannten Ruten durch Erhitzen vor der Verarbeitung wesentlich erhöhen läßt. Geeignetes Rohmaterial, erhitzt und heiß gedreht oder gewunden, ergibt zähe und elastische *Holzstricke*, *Holzseile*, *Holztrossen*. Den Vorgang nannte man *Wiedendrehen*.

Floßwieden – Holzseile aus Nadelholzstangen

Im Schwarzwald war es die rasch aufblühende Flößerei, die im 17. und 18. Jahrhundert das Wiedendrehen zum Gewerbe werden ließ; *Wiedendrehereien* entstanden. Um die schweren Baumstämme von Tannen, Fichten und Kiefern zu Gestören, zu Floßtafeln, einzubinden und die Gestöre zu langen Flößen *anzustückern*, zusammenzuhängen, brauchte man riesige Mengen unterschiedlich dimensionierter, zäher und elastischer *Holztrossen*, sogenannter *Floßwieden*. Der Bedarf an Ausgangsmaterial brachte im Schwarzwald Probleme. Die vorhin aufgezählten Holzarten konnten in den weniger laubholzreichen Gebieten nicht lange vorhalten. Auf geniale Weise ist jedoch dem Mangel an Einbindmaterial begegnet worden. Lassen wir den bekannten Forstmann K. F. V. Jägerschmid aus seinem Buch *Das Murgthal*, im Jahre 1800 erschienen, selbst berichten.

In der Wiedendreherei sahe ich zum erstenmal mit Verwunderung, wie junge Fichten von etwa ein und einen halben bis zwei Zollen mittlerer Dike und vierzehn bis sechzehn Schuh Länge gleich einer Schnur zusammengedrillt wurden.

Die Vorrichtung hiezu welche der Kalwer Holzkompanie gehört, ist einfach; sie besteht in einem etwas hohen und ziemlich geräumigen Hause, dessen Wände mit Brettern verwahrt sind. In der Mitte dieses einstöckten Gebäudes steht ein hölzerner Pfeiler der zugleich das Dachwerk unterstützt, und «Wiedstok» heißt. Zwei und ein halb Fuß von der Erde entfernt, ist durch diesen «Wiedstok», der gegen funfzehn Zoll dik seyn mag, ein rundes vier Zoll weites Loch durchgehauen, worinn, vermittelt eines Keils, die Stämmchen können fest gemacht werden.

Auf der einen Seite des Hauses steht ein ziemlich langer, nicht gar hoch gesprengter Ofen, der ausser seiner Länge mit unsern gewöhnlichen Baköfen gänzlich überein kommt.

Zu Floßwieden zieht man gewöhnlich Tannen- und Ei-

Widschneiden.

Nachdeme das Widschneiden, wo das unordentlich geschieht, eine große Verwüstung der Wäld ist, und man aber die Wid auch wohl ohne Schaden bekömen, und deren zu Einbringung der Früchten nicht entbehren mag; Als sollen Forstmeister und Knecht allen Unterthanen, so gleichwol eigene Wäld haben, ernstlich verbieten, daß sie darzu keine junge Stämmhölzer noch Wispel, welcherley Geschlechts die seyn, aufferhalb Sehlins, Heflins, und Garweidens, schneiden, und auch in Wäldern nirgends dann in denen, da gleich selbigen oder des andern nächsten Jahrs hernach Holz gehauen wird: daß sollen sich die Unterthanen in ihren Wäldern, so viel möglich seyn kan und mag, auch befleissigen, damit das Gewächs

D d 4

wieder

Auszug aus dem Real-Index des Württembergischen Forstwesens, erschienen 1748.

chenstämmchen vor, seltener werden Birken und Haseln benutzt.

Die jungen Stämme, welche zu Wieden gedreht werden sollen, müssen kurz vor ihrer Verarbeitung gehauen werden – also noch grün seyn. Um eine Wiedendreherei im Gange zu erhalten, sind fünf Personen nöthig, wovon sich zwei mit dem Zurichten, und eine mit dem Bähnen beschäftigen, die zwei übrigen aber das härteste Geschäfte, das Drehen besorgen.

Wenn die jungen Stämme gehauen und von ihren Ästen gehörig gesäubert worden sind, so werden sie durch ein ziemlich starkes Flammenfeuer, in dem schon oben beschriebenen Ofen stark gebäht; so daß ihr Saft zu kochen und schäumen anfängt. Zeigt sich dieses, so nimmt man ein Stämmchen um das andere heraus und befestigt es mit seinem dünnen Theile, welches etwa einen halben Zoll dick seyn mag, durch eine Art von Schlaufe an einem zwölf bis fünfzehn Schuh langen und drei Zoll dicken Hebel – an der «Wiedstange», die aus einem jungen Eichen- oder Buchenstamm gehauen worden ist. Damit aber die Spitze des jungen Stämmchens zum befestigen geschmeidiger werde, so klopft man jene mit dem Rücken eines Beils auf einem hölzernen Kloze. Nach der Befestigung wird das Stämmchen mit Gewalt um die «Wiedstange» geschlungen, und endlich das dike Theil desselben oder der «Botte», mittels eines Keils, in dem Loch des oben gedachten «Wiedstoks» fest gemacht. Zwei Personen müssen nun die «Wiedstange», um welche das junge Stämmchen geschlungen ist, horizontal im Kreise um den «Wiedstok» herum bewegen, wo

sich dann der kleine Stamm nach und nach zur Wiede dreht, sich von der «Wiedstange» abwindet und um den «Wiedstok» anlegt. Während dem Drehen springt die Rinde ab, und der Saft quillt stromweise aus dem Stämmchen, welches nun Wiede heißt und auf ähnliche Art vom «Wiedstok» losgewunden wird, wie es ist aufgeschlungen worden. Die Wieden werden in Ringe geflochten, und wann zehn bis vier und zwanzig Stück je nach ihrer Stärke und Länge, sortenweise zusammen gebunden sind, unter dem Dachraum des Hauses aufbewahrt, wo sie dann beym Verbräuche vorerst im Wasser einige Zeit müssen eingeweicht werden. Man kann wenn sie nicht zerreißen, sich ihrer einigemal bedienen, im Gegentheil werden die abgängigen verbrannt, oder gedörst und stark geklopft, von den Waldsassen als Holzfakeln, wozu sie sehr gut sind, benutzt. Verschiedenemal bediente ich mich dergleichen in den Gebürgen, wo sie mir, da sie so hell als andere Holzfakeln brennen, nicht geringe Dienste leisteten.

Ohne Wieden keine Langholzflößerei

Man stelle sich vor: Holzseile aus Nadelholzstängen! Kompakte, parallel gefügte Holzfasern-Strukturen erhalten durch Erhitzen, Abdrehen und Erkalten einen bleibend spiraligen Verlauf, wobei sich die kompakten Holzkörper meist in kabel- bzw. seilartig gewundene Faserstränge aufteilen. Ohne diese Erfindung wäre das Verflößen Hunderttausender von Baumstämmen nicht denkbar gewesen. Bleibt noch nachzutragen, daß es sich bei der beschriebenen Einrichtung um die Huzenbacher Wiedendreherei im Murgtal handelte. Zur Umrechnung der Längenangaben auf heutige Maße müssen für 1 Zoll = 2,86 Zentimeter und für 1 Fuß (= 10 Zoll) = 28,6 Zentimeter angesetzt werden. Außerdem wäre zu berücksichtigen, daß man zur damaligen Zeit nur selten eine konsequente Unterscheidung zwischen Fichte (Rottanne) und Tanne (Weißtanne) getroffen hat.

Die beigegebenen Fotos zeigen das Wiedendrehen unter freiem Himmel; sie stammen aus dem Enztal und sind um das Jahr 1900 aufgenommen worden. Hundert Jahre nach Jägerschmids Bericht passen sie immer noch in die beschriebene Szene! Bis zum Ende der Flößerei zu Anfang unseres Jahrhunderts blieben die solcher Art hergestellten Floßwieden das unentbehrlichste, dauerhafteste und «wohlfeilste» Befestigungsmittel. Das Einbinden der Stämme er-

Wiedendreher bei der Arbeit; die im Wiedstock verflochtene Wiede wird gerade auf die Wiedstange aufgewunden. Die fertigen Wieden hat man dutzendweise gebündelt; abgesprungene Rinde lagerte sich in Haufen ab. Aufnahmen von Karl Blumenthal aus der Zeit um 1900.



folgte in der Art, daß die Wieden entweder durch eingebohrte *Wiedlöcher* oder durch eingedrehte *Wiedösen*, auch *Wiedschrauben*, geschlungen und verknüpft wurden.

Die Floßwieden teilte man je nach Länge und mittlerem Durchmesser in folgende Klassen ein:

1. Holländer-Baumwieden
16 bis 20 Fuß Länge und 2 Zoll mittlerer Dicke
2. Mees- (Meß-) Balkenwieden
14 bis 18 Fuß Länge und 1½ bis 1¾ Zoll mittlerer Dicke
3. gemeine Bauholzwieden
10 bis 16 Fuß Länge und 1 bis 1¼ Zoll mittlerer Dicke
4. Klotz- und Bordwieden
6 bis 8 Fuß Länge und ½ bis ¾ Zoll mittlerer Dicke.

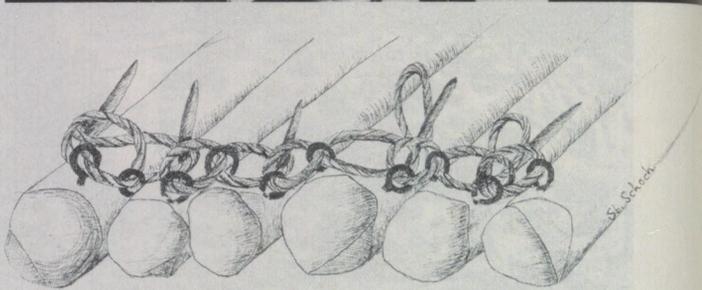
Die starken Holländer-Baumwieden und Meßbalkenwieden mußten von Tannen und Fichten, die gemeinen Bauholzwieden durften auch von Birken und die Bord- und Klotzwieden von Haselnuß gefertigt sein. Die Klassenbezeichnungen gehen auf die damaligen Handelssorten des Stammholzes zurück.

Ohne Maßangaben wurden auch folgende Sorten genannt:

1. Vorspitzwieden
für das Einbinden des ersten und gegebenenfalls auch des zweiten Floßgestörs aus schwachen Stämmen; es handelt sich also um die kürzeste und dünnste Sorte von Floßwieden;
2. Reywieden
für das Einbinden mittelstarker Baumstämme; es dürfte sich hier um die meistgebrauchte, durchschnittliche Floßwiede gehandelt haben, die vor allem für den Mittelteil eines Floßes verwendet wurde;
3. Gurtwieden
für das Einbinden starker Stämme der hinteren Floßgestöre sowie für das *Anstückern*, das Zusammenhängen der Gestöre. Gurtwieden brauchten die Flößer außerdem zum *Anmähren*, d. h. zum Festmachen der Flöße am Ufer;
4. Baumwieden
für das Einbinden stärkster Stämme; sie bildeten also die längste und dickste Sorte von Floßwieden.

Große Wiedendrehereien und kleine Wiedenöfen

Für die Herstellung der Wieden gab es keineswegs nur Einrichtungen, wie von K. F. V. Jägerschmid in Huzenbach beschrieben. Bedeutende Wiedendrehereien standen noch in Forbach und in Spielberg



Flößer bei der Agenbacher Sägmühle im Kleinen-Tal binden Holzstämme zu Gestören zusammen. Soeben wird eine Wiede verknötet; rechts im Vordergrund sind Wied- oder Floßösen in die Stämme eingedreht; am Ufer im Hintergrund liegen zahlreiche Wieden bereit.

Wiedenöfen in Form eines Wiedenhäuschens, das vermutlich gleichzeitig als Backhäuschen diente und wohl auch als solches erbaut war. Die Nadelholzstangen werden zum Erhitzen eingeschoben.



bei Altensteig. Im übrigen waren aber kleinere Betriebe überall anzutreffen, wo *Floßstraßen* die Schwarzwaldtäler durchzogen. Meist lagen sie in Ortsnähe oder unweit der *Einbindstätten*. Hier be-

fanden sich der Wiedofen (Bähofen) und die Wiedpflöcke (Wiedstöcke), d. h. der gesamte Arbeitsplatz der Wiedendreher oder Wieder im Freien. Der Wiedofen hatte das Aussehen eines Backhäuschens, nur etwas niedriger und länger, man sprach deshalb auch vom *Wiedenhäuschen*. Hier und dort mögen wohl auch wirkliche Backhäuschen zum Wiedenbähen benutzt worden sein.

Bisher ungeklärt war die Frage, ob die auf der Wiedstange schlangenartig aufgewundene heiße Wiede in jedem Fall noch auf den Wiedstock abgedreht wurde, oder ob es zum Teil unterblieb und das Aufwinden auf die Wiedstange in diesem Fall nur wesentlich dichter, d. h. mit engeren Zwischenräumen geschah. Erst kürzlich konnte diese Frage geklärt werden. Im Stadtarchiv Calw erhielt der Verfasser Einblick in eine handschriftliche Abhandlung des Forstmannes J. D. Reitter aus dem Jahr 1777 mit dem Titel *Von dem Floßweesen, so wohl dem Scheitter als Langenholz*. Unter § 12 *Von dem Wiede machen* beschrieb Reitter die Herstellung von Floßwieden und fügte eine Handskizze bei. Hier wird Folgendes deutlich: Erstens ist in der Beschreibung nur von starkem Drehen der Wiede auf die Wiedstange die Rede. Zum anderen zeigt die Handskizze einen scharf vierkantig behauenen oder gesägten Wiedpflock. Bei einem zusätzlichen Abdrehen der Wiede auf dem Wiedpflock wäre dieser unbedingt rund belassen worden. Es gab also örtlich unterschiedliche Handhabungen. Auch beim Betrachten der Blu-

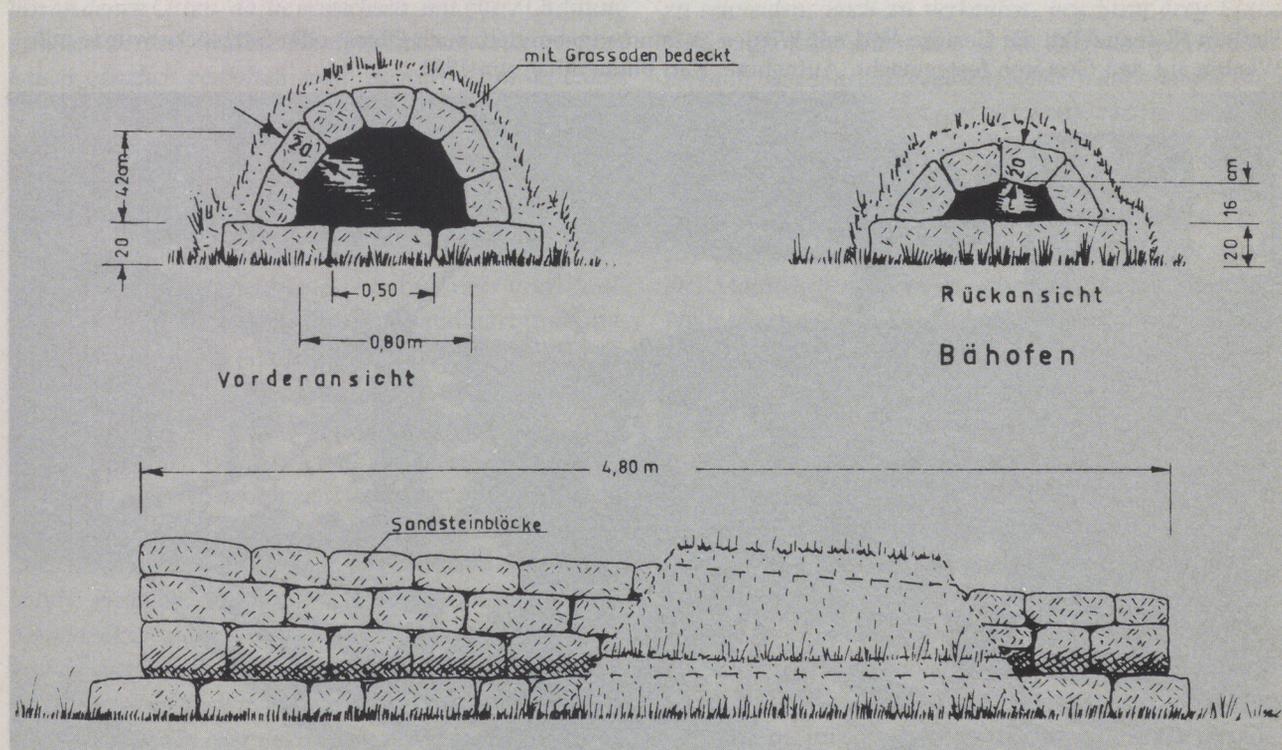
menthal'schen Aufnahmen auf der Seite 97 können angesichts der Rindenhaufen direkt an den Wiedpflöcken Zweifel aufkommen, ob die Wiedendreher überhaupt genug Platz zum Umrunden der Pflöcke hätten.

Während die großen Wiedendrehereien den mächtigen Holz- und Floß-Kompanien gehörten, sind die kleineren Einrichtungen meist von örtlichen Floßmannschaften, von *Gespannen* betrieben worden. So wissen wir z. B. aus Enzklösterle-Gompelscheuer, daß dort jede der beiden Floßmannschaften ihren eigenen Wiedofen besaß.

Das Wiedendrehen ist zu verschiedenen Zeiten auch von der Landbevölkerung als willkommener oder dringend nötiger Nebenerwerb ausgeübt worden. Auf die Gefahren, die hieraus für den Wald erwachsen, kommen wir am Schluß noch zurück.

Der Vollständigkeit halber muß auch auf eine besonders einfache Form des Wiedofens eingegangen werden. K. F. V. Jägerschmid gibt in seinem *Handbuch für Holztransport- und Floßwesen* aus dem Jahr 1828 folgende Beschreibung: *Dieser Ofen muß halb so lang als die längste Wiede, also gegen 10 Fuß im Licht messen, und kann etwa 5 bis 6 Fuß Breite, das Gewölbe aber 18 bis 20 Zoll Höhe haben. Gewöhnlich werden diese Wärmöfen von Leimen (d. h. Lehm) gefertigt. Den Fuß derselben mauert man mit rauhen Steinen auf, streicht den Herd mit Leimen eben, setzt auf denselben Reiswellen der Länge nach in Gestalt des Gewölbes welches der Ofen erhalten soll; die Lücken stopft man mit Moos*

Einfach-Bauweise eines niederen Wiedofens.



aus, und ebnet mit demselben diesen Kern allerwärts ab. Hierauf wird gut verarbeiteter und mit Gerstenageln oder Granen gemischter Leimen aufgelegt, mit einem ebenen Stück Holz, auf gleiche Art, wie man die Tennen der Scheunen zu fertigen pflegt, tüchtig und 6 Zoll dick aufgeschlagen, hinten aber ein Zugloch von 6 bis 8 Zoll Weite und vornen ein Schürloch von 18 Zoll Breite und 14 Zoll Höhe, offen gelassen.

Ist der Leimen nach einiger Zeit etwas abgetrocknet, so zündet man den von Reiswellen und Moos ausgestopften Kern an und brennt solchen aus, wo alsdann der Ofen zum Bähnen der Wiedstangen fertig ist.

Zum Wiedendrehen sollten die Fichten- oder Tannenstangen möglichst grün, also frisch geschlagen sein. Im Wald bereits dürr stehende junge Stämmchen ließen sich nicht drehen und schieden von vornherein aus. Infolge Lagerung angetrocknete, jedoch grün geschlagene Stangen erhielten durch ein- bis zweitägiges Einlegen in Wassergräben, Bachaufstauungen oder in lange hölzerne Wassertröge ihre zum Drehen notwendige Frische zurück. In diesem Zusammenhang ist noch zu erwähnen, daß die fertigen und länger gelagerten Floßwieden vor ihrer Verwendung zum Einbinden der Baumstämme ebenfalls einen Tag lang gewässert werden mußten. Vorliegende Abhandlung legt den Schwerpunkt bewußt auf die Herstellung von Floßwieden; diese stellten im 18. und 19. Jahrhundert auch alle anderen Wiedenarten in den Schatten. Die sonstigen Wieden sollen anschließend noch kurz besprochen werden.

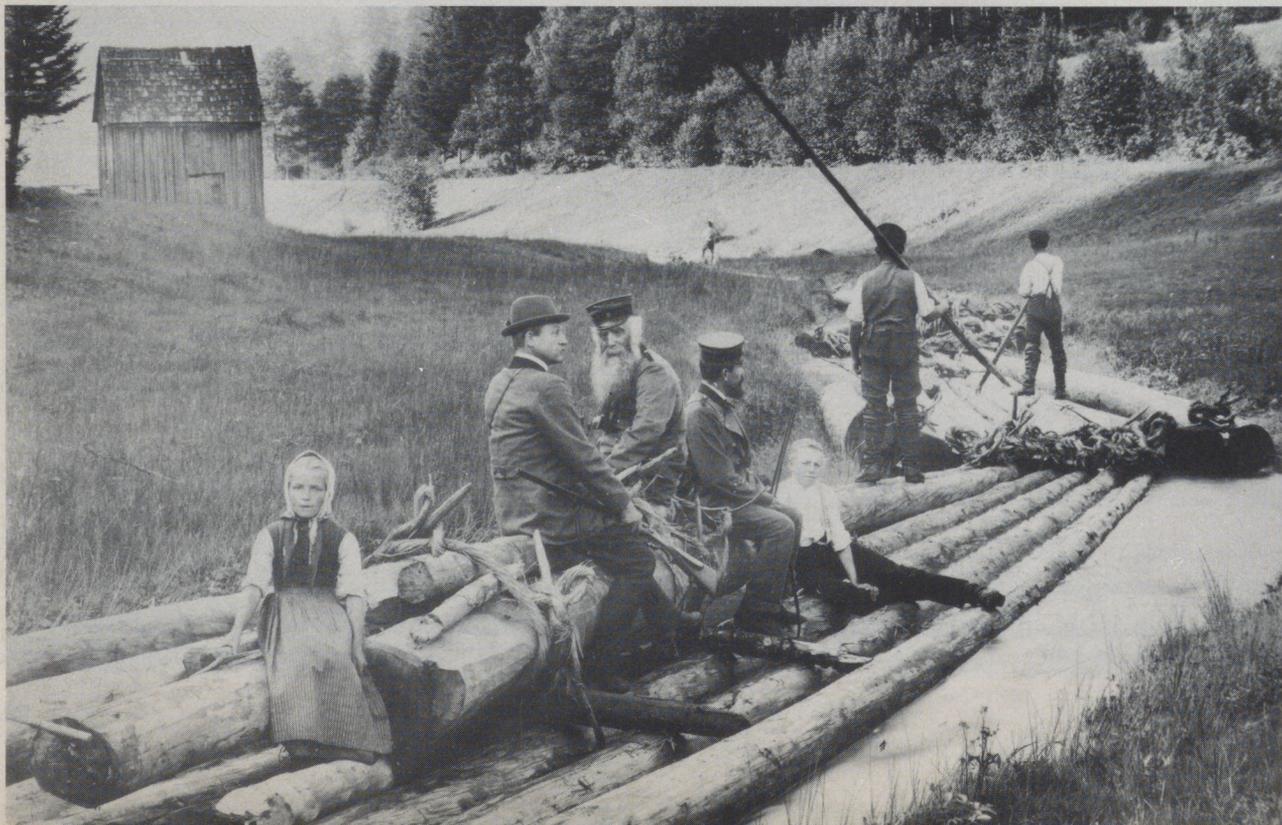
Für das tägliche Leben und für kleinere handwerkliche Gewerbe kam den Bindwieden eine große Bedeutung zu; man benötigte sie, ohne ins einzelne zu gehen, zum An-, Auf- und Zusammenbinden der unterschiedlichsten Dinge. Eine besondere Art der Bindwieden waren die *Ernte-(Ernd-)* oder *Kornwieden*, die von den Bauern für das Binden der Getreidegarben zu vielen Tausenden gebraucht wurden. Außerdem kennen wir noch die *Faßwieden*, welche der Küfer anstelle von Faßreifen aufziehen konnte. Im handwerklichen Bereich sind die *Korbwieden* wohl die bekanntesten; sie blieben jedoch im allgemeinen «ungedreht» und gehören eigentlich nicht zum Thema.

Für das Drehen und Erhitzen, soweit letzteres überhaupt nötig war, bedurfte es bei den Bindwieden keiner besonderen Einrichtungen; man klemmte sie fest und *drehte ab*. Ging dem Abdrehen oder Abzwirbeln eine Erhitzung voraus, so konnte dies im einfachsten Fall über offener Glut – keinesfalls im flammenden Feuer – geschehen, z. B. auch auf sogenannten *Brechenlöchern*, den steinumrandeten Erdgruben zum Flachs-Rösten.

«Die Floßwieden sollen allenthalben mit guter Ordnung gehauen werden»

Das Hauen von Floßwieden – *Wiedhauen* – und das Schneiden von Bindwieden – *Wiedschneiden* – brachte für den Wald große Belastungen. Der enorme und dringende Bedarf an Einbind- und

Floß im Kleinenz-Tal; die Gestöre sind mit Wieden zusammengebunden; auch Oblast oder Sitzblöcke wurde mit Wieden auf den Gestören festgemacht. Aufnahme: Karl Blumenthal, um 1900.





Wiedendrehen im Jahr 1979 für Filmaufnahmen

Bindmaterial führte allenthalben zu schweren Übergriffen in den Jungwüchsen. Die herzoglich-württembergischen Forstordnungen des 16. Jahrhunderts und die Forstordnung vom Jahre 1614 verlangten nachdrücklich eine starke Einschränkung des Wiedhauens und Wiedschneidens. In der Forstordnung von 1614 heißt es: *Die Floßwiden sollen allenthalben an denen Orten, da die erwachsen, mit guter Ordnung gehauen werden, und die Tännin Widen zu brauchen und hauen gänzlich verboten seyn, es wäre dann an einem Ort, da man die Floßwid ausserhalb der Tännin nicht füglich bekommen möcht, so sollen dann solche Tännene Wid anderst nicht dann mit Erlaubnis der Forstmeister mit guter Ordnung und an unschädlichen Orten gehauen, aber so viel möglich der Tännin Wid geschont werden.*

Die Bestimmungen über das Schneiden von Ernd- oder Korn-Wieden sind besonders detailliert und ausführlich gehalten. Als Kostprobe werden zwei Abschnitte daraus wiedergegeben: *Nachdem das Widschneiden, wo das unordentlich geschiehet, eine grosse Verwüstung der Wäld ist, und man aber die Wid auch wohl ohne Schaden bekommen, und deren zu Einbringung der Früchten nicht entbehren mag; Als sollen Forstmeister und Knecht allen Unterthanen, so gleichwohl eigene Wäld haben, ernstlich verbieten, daß sie darzu keine junge Stammhölzer noch Wispel, welcherley Geschlechts die seynd, ausserhalb Sehlins, Heßlins, und Garweidens, schneiden, und auch in Wäldern nirgends dann in denen, da gleich selbigen oder des andern nechsten Jahrs hernach*

Holz gehauen wird: deß sollen sich die Unterthanen in ihren Wäldern, so viel möglich seyn kan und mag, auch beflüssigen, damit das Gewächs wieder gleich zusammenkommen mag. Mit Sehlin ist die Salweide und mit Heßlin die Haselnuß bezeichnet.

Es solle auch denenjenigen so nicht eigene Frucht zu schneiden haben, nicht gestattet werden, ihnen selber Wid zu schneiden, noch zu verkaufen, bey Straf drey Pfund Heller, die nicht allein der, so die Wid also geschnitten, verkauft oder sonst hingegeben, sondern auch der die kauft oder auf andere Weis von ihm annimmt, auch so viel zu bezahlen schuldig seyn; alsdann solle dem, der also einen rügt und fürbringt, von jeder Straf fünf Schilling Heller gereicht werden. Und obgleich einer selber Frucht zu schneiden hat, so soll doch er nicht weiter Wid zu schneiden Macht haben, dann er selber zu unvermeidlicher Noth seiner eigenen Frucht bedürfen wird, bey obgemelter Pön der drey Pfund Heller Einung. Die Forstordnung von 1614 hatte Gültigkeit bis in das 19. Jahrhundert hinein und ist ohne Veränderung im Jahre 1700 vermutlich letztmals aufgelegt worden.

Besonders aufschlußreich erscheint auch eine Anordnung, die im *General-Rescript* vom 5. April 1725 getroffen wurde: *Die Beamte sollen daran seyn, daß zu menagierung der Waldungen die Erndgarben an statt der Widen und Reisichs wo möglich mit Strohseilern zu binden eingeführt werden möge. Unter menagierung ist hier die schonliche Behandlung zu verstehen. Den nicht mehr ganz jungen Lesern dürften diese Strohseile,*

die man in der Regel Garbenbänder nannte und die von den Bauern selbst aus Stroh angefertigt wurden, aus Kindheit und Jugend noch bekannt sein. Im Nordschwarzwald ist das Drehen von Floßwieden bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ausgeübt worden. Das Ende der Flößerei brachte zugleich das Ende des Wiedendrehens. Vor einigen Jahren hat das Forstamt in Enzklosterle das alte Gewerbe für die Gestaltung eines Dokumentationsfilms wieder aufleben lassen.

Benützte Literatur

- HAUFF, DOROTHEA: Zur Geschichte der Forstgesetzgebung und Forst-Organisation des Herzogtums Württemberg im 16. Jahrhundert. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg, Band 47, Stuttgart 1977
- JÄGERSCHMID, K. F. V.: Das Murgthal. Nürnberg 1800. Derselbe: Handbuch für Holztransport- und Floßwesen, Band 1 und 2. Karlsruhe 1827 und 1828
- SCHOCH, OSWALD: Flößerei im Enztal. In: Schwäbische Heimat, 1983/2, S. 103–109
- Real-Index des Württembergischen Forstwesens, 1748
- REITTER, J. D.: Von dem Floßwesen, so wohl dem Scheitter als Langenholz. Manuskript, Stadtarchiv Calw

Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried

Volker Kracht

Östlich von Pfullendorf, dort, wo im schwäbischen Oberland die Landkreise Sigmaringen und Ravensburg aneinander grenzen, erstreckt sich eines der größten erhaltenen Feuchtgebiete Oberschwabens, das Pfrunger Ried.

Zwischen den Ortschaften Ostrach im Norden, Burgweiler im Westen, Wilhelmsdorf im Süden und Fleischwangen im Osten liegend, umfaßt es eine Fläche von ca. 2600 Hektar. Mit ca. 790 Hektar ist nahezu ein Drittel des Pfrunger Riedes in Form dreier benachbarter Naturschutzgebiete unter Schutz gestellt. Weitere Flächen sind als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen. Im 779,34 Hektar großen Naturschutzgebiet «Pfrunger-Burgweiler Ried» ist das Herz des Riedes, ein mosaikartiger Moorkomplex aus Hoch-, Zwischen- und Niedermooren, mit dem Ziel geschützt worden, diese von Natur und menschlicher Kultur geprägten Landschaftselemente als Lebensraum einer artenreichen Tier- und Pflanzenwelt auch für künftige Generationen zu bewahren.

Der Schwäbische Heimatbund ist Eigentümer von ca. 100 Hektar des Schutzgebietes, über 50 Hektar davon wurden bereits um 1940 erworben. Weitere Teilflächen sind im Eigentum des Landes Baden-Württemberg, etwa die Hälfte in privater Hand.

Zweitausend Hektar Moorlandschaft vom Menschen zu Grünland umgestaltet

Während die anderen großen Riede des Oberlandes im Bereich der Altmoräne entstanden sind, hat sich das Pfrunger Ried durch die Verlandung eines Sees entwickelt, der auf Jungmoränegrund von tertiären Molasseriegeln begrenzt und im Norden und Süden von würmeiszeitlichen Moränewällen aufgestaut wurde. Im Zuge der Verlandung entstand ein Nie-

dermoor mit seiner charakteristischen und besonders artenreichen Pflanzenwelt. Während im Verlauf der weiteren Sukzession am nährstoffreichen Rand des Moores Büsche und Bäume eindringen und zur Bildung eines Birkenbruchwaldes führten, wuchs im nährstoffarmen Zentrum des Moores ein Hochmoor über den Grundwasserspiegel hinaus. Bis der Mensch in das Ried eingriff, bedeckte das Hochmoor vermutlich den größten Teil der einstigen Seefläche.

Reste dieses Hochmoores mit seiner charakteristischen Flora und Fauna finden sich heute noch im «Großen Trauben», im «Eulenbruck», beim Lindenhof und im Gewann «Tisch». Der größte Teil des Moores jedoch wurde nach und nach vom Menschen grundlegend verändert, Naturlandschaft mit Hilfe von Entwässerung, Torfabbau und Düngung in Kulturlandschaft umgewandelt.

Allein ca. 2000 Hektar wurden durch Entwässerungsmaßnahmen und Düngung in Grünland überführt, seit einigen Jahren läßt sich auch Ackernutzung beobachten. Etwa 360 Hektar des einstigen Hochmoores sind heute sekundärer Birkenbruchwald oder Wirtschaftswald, überwiegend in ehemaligen Torfstichgebieten. Hundert Hektar sind nach dem Torfabbau offene Wasserflächen, zehn Hektar Nieder- oder Zwischenmoor und 130 Hektar als Hochmoor erhalten. Das einzige natürliche Stillgewässer im Pfrunger Ried ist der Lengenweiler See. Er ist jedoch außerhalb des vermoorten Pfrunger Ursees entstanden.

Fast die gesamte Hochmoor-, Zwischenmoor- und Niedermoorfläche ist seit 1980 im Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried zusammengefaßt. Aufgegangen ist in diesem Schutzgebiet ein ca. 45 Hektar großes, seit 1941 ausgewiesenes Naturschutzgebiet.



Blick auf das Pfrunger Ried, in dem der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND rund hundert Hektar besitzt. Die Wasserflächen sind durch den Torfabbau entstanden, der immer noch anhält.

Jagd und Fischerei ruhen im Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes

Im Südteil des Naturschutzgebietes wurde bis 1960 bäuerlicher Torfstich betrieben. Hier ist heute ein Mosaik unterschiedlicher Lebensräume entstanden mit meist flachen Gewässern, Torfstichen in allen Phasen der Verlandung, sekundärem Bruchwald und einigen kleinen Niedermooren. Diese Flächen sind bevorzugter Brutplatz etlicher seltener Vogelarten wie Schlagschwirl, Teich- und Rohrsänger, Rohrammer und Wasserralle. Im Gewinn «Kleiner Trauben» befindet sich ein ca. 90 Hektar großer und im Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes stehender befriedeter Eigenjagdbezirk, in dem Jagd und Fischerei ruhen. Dies hat dazu beigetragen, daß der «Kleine Trauben» bevorzugter Rastplatz einer Vielzahl von wassergebundenen Zugvö-

geln geworden ist. Darüber hinaus findet sich hier eine außerordentliche Artenvielfalt von höheren und niederen Tieren. Neben dem Artenreichtum der Vogelwelt, der Spinnen und Insekten soll hier insbesondere das Vorkommen der Europäischen Sumpfschildkröte und einer Anzahl hochgradig gefährdeter Fledermausarten erwähnt werden.

Im Gegensatz zu der beim bäuerlichen Torfstich entstehenden Strukturvielfalt hinterläßt der heutige industrielle Torfabbau riesige Seen. Hier ist in den vergangenen Jahrzehnten einerseits «Lebensraum aus zweiter Hand» insbesondere für wassergebundene Tier- und Pflanzenarten entstanden, andererseits werden die mit dem Torfabbau verbundenen Probleme immer drängender. Insofern kann eine längerfristige Fortsetzung solchen Torfabbaues aus Naturschutzsicht wohl nicht in Frage kommen.

Nördlich des «Kleinen Trauben» liegt das Hoch-

moor «Großer Trauben» mit ca. 130 Hektar Fläche. Hier ist das Zentrum des Naturschutzgebietes mit einem auch heute noch hohen Natürlichkeitsgrad. Im Nordwestteil des «Großen Trauben» tritt offensichtlich mineralisches Druckwasser an die Oberfläche, wie ein einige Hektar großes Zwischenmoor mit einer Fülle floristischer Besonderheiten vermuten läßt.

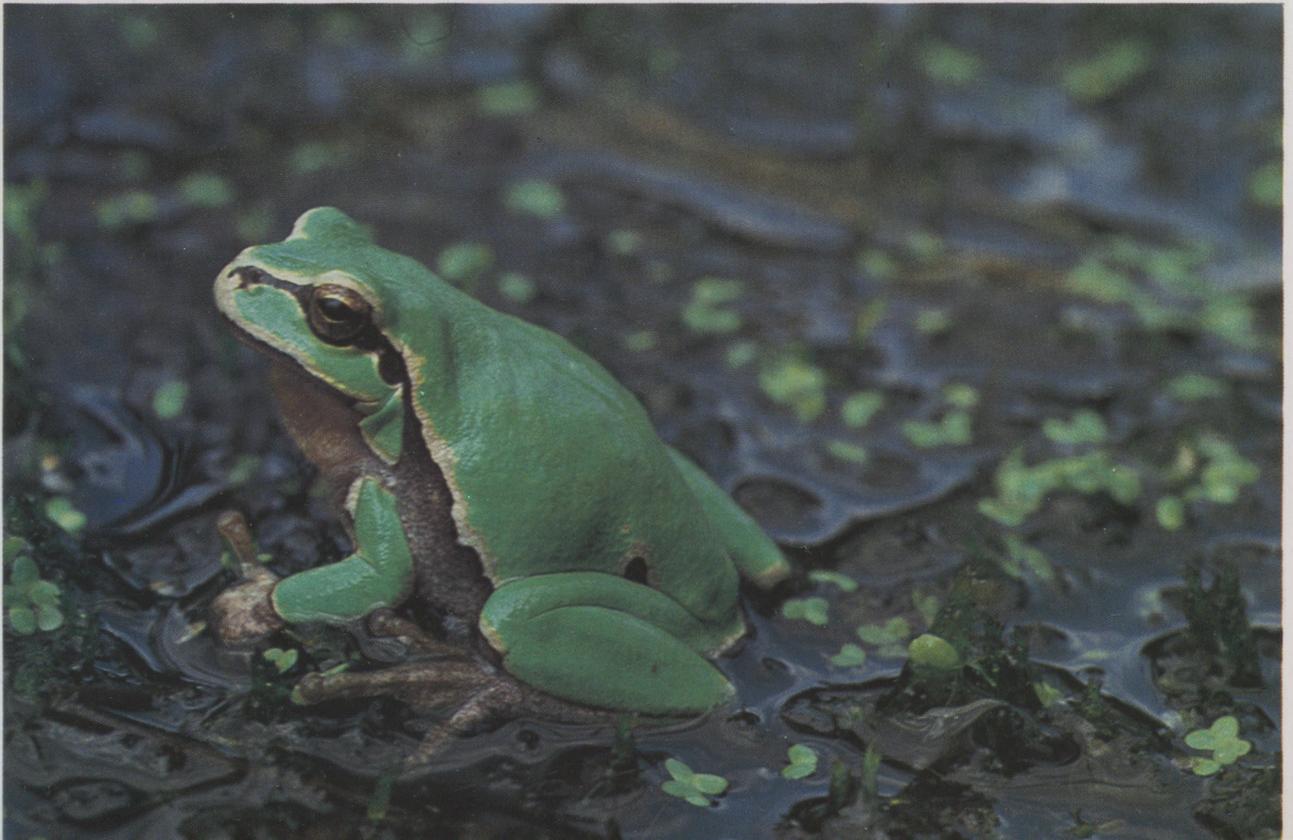
Langfristige Konzeption muß Naturschutz und Landwirtschaft unter einen Hut bringen

Die Fragen der Pflege des Naturschutzgebietes und der künftigen Entwicklung des Gesamtrieses lassen sich nicht voneinander trennen und müssen gemeinsam gelöst werden. Die Auswirkungen von Düngung und Entwässerung außerhalb des Schutzgebietes tragen zu schleichenden, negativen Veränderungen auch im Naturschutzgebiet bei. Neben der notwendigen Pflege der wenigen noch erhaltenen Streuwiesen, neben der Entscheidung, ob in bestimmten Bereichen die Sukzession zum Wald aufgehalten werden soll und neben der Entscheidung über die Zukunft des Torfabbaues muß eine langfristige Konzeption über die weitere Entwicklung des Gesamtrieses die Erhaltung des Pfrunger Riedes als wichtigen Zeugen der einstigen mitteleuropäischen Urlandschaft sichern. Gerade im Zuge der zu beobachtenden Umstrukturierung der Landwirtschaft ergeben sich Chancen für solche Konzeptionen, bei denen sich die Interessen von Landwirtschaft und Naturschutz zur Erhaltung des Riedes vereinbaren lassen.

Etliche Teile des Naturschutzgebietes sind durch Wanderwege erschlossen und bei Beachtung des in der Schutzgebietsverordnung niedergelegten Wegegebotes auch zu besuchen. Besonders geeignet als Ausgangspunkt für einen Besuch im Ried ist der Wanderparkplatz an der Ostrachbrücke auf der Straße zwischen Riedhausen und Pfrungen. Nach entsprechender Vereinbarung sind auch Führungen durch den wohl besten Kenner des Pfrunger Riedes, den Naturschutzsonderbeauftragten des Landes Baden-Württemberg, Lothar Zier in Königseggwald, möglich. Er betreibt in engagierter Weise den Besitz des Schwäbischen Heimatbundes.

Literatur:

- BERTSCH, F. (1935): Das Pfrunger Ried und seine Bedeutung für die Florengeschichte Südwestdeutschlands. – Beih. Bot. Cbl., 54: 185–243.
- GORS, S. (1960): Das Pfrunger Ried. Die Pflanzengesellschaften eines Oberschwäbischen Moorgebietes. – Veröff. Landesst. Natursch. Landsch. Pflege Bad.-Württ., 27/28: 5–45.
- GÖTTLICH, K. (1965): Das Pfrunger Ried. In: Ergebnisse und Ziele bodenkundlicher Studien in Moor und Anmoor. – Arb. Landwirtsch. Hochsch. Hohenheim, 33: 24–33.
- HUND, K. (1974): Die Vogelwelt des Pfrunger Riedes und seiner näheren Umgebung. – Jh. Ges. Naturkde. Württ., 129: 82–123.
- SCHWENKEL, H. (1954): Das Pfrunger Ried oder Ostracher Ried in Gefahr? – SCHWÄBISCHE HEIMAT, 5: 269–271.
- SIEDLE, K. (1984): Die Libellen des Pfrunger Riedes. Ergebnis einer Untersuchung aus dem Jahr 1982. – Libellula, 3 (1/2): 75–84.
- ZIER, L. (1981): Das Pfrunger Ried. Die Geschichte einer Landschaft. – SCHWÄBISCHE HEIMAT, 32: 166–188.
- (1985): Das Pfrunger Ried. Entstehung und Ökologie eines Oberschwäbischen Feuchtgebietes. – Führer Natur- und Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 10, 1–308.
- ZILLENBILLER, E. (1954): Das Pfrunger Ried. Meliorationsgeschichte und bodenphysikalische Untersuchungen. – Diss. Hohenheim.



Der Laubfrosch – Der «Wetterfrosch» ist selten geworden

Willy Herbert

Der bekannteste und bei Naturfreunden beliebteste einheimische Lurch ist zugleich der kleinste Vertreter dieser Tiergruppe. Meist wird der Laubfrosch nicht größer als vier Zentimeter. In Einmachgläsern und ähnlichen Behältnissen verbrachten früher viele «Wetterfrösche» ein kümmerliches Dasein. Mittlerweile sind Laubfrösche selten geworden und in fast allen Gebieten der Bundesrepublik in ihrem Vorkommen stark gefährdet.

In den wenigen Gegenden, in denen diese Tierart noch lebt, erscheinen die Frösche im Frühjahr – nach dem Verlassen ihrer Winterquartiere – in Teichen, Sümpfen, Wiesengraben und Kiesgrubenseen. Während der Laichzeit legt jedes Weibchen etwa tausend kleine Eier ab und befestigt sie in kleinen Klümpchen an Pflanzenteilen, die sich im Wasser befinden.

Die Männchen machen sich vor allem durch ihre hellen, geckernenden Rufe bemerkbar, die durch eine große Schallblase verstärkt werden und eine beträchtliche Lautstärke erreichen. Weil jedes Quaken meist sogleich von anderen Laubfroschmännchen in der Nähe beantwortet wird, ertönt aus den Laichgewässern in den Nächten ein unverkennbares, vielstimmiges Froschkonzert. Von den lauten «Kä-kä-kä»-Rufen werden die paarungsbereiten Weibchen angelockt. Daneben hat der Gesang aber die Aufgabe, den Abstand der rufenden Männchen zu regulieren, denn jedes Laubfroschmännchen beansprucht einen Bezirk, in dem keine Rivalen geduldet werden. Die Frösche regen sich gegenseitig stark zu Rufen an. Ihr Nachahmungsdrang ist so groß, daß sie auch auf ganz andere Geräusche – wie Händeklatschen und Schlüsselklappern – sofort mit zunächst leisen, dann lauter werdenden Rufen antworten. Auch außerhalb der Fortpflanzungszeit ist dieser Wechselgesang gelegentlich zu hören.

In seiner Lebensweise weicht der Laubfrosch deutlich von allen anderen Froscharten ab. Vom Juni bis in den Herbst hinein lebt er in Schilfbeständen, auf feuchten Wiesen, in Sträuchern und Bäumen an Waldrändern und manchmal auch in Gärten, oft in weiter Entfernung von einer Wasserstelle. Dank seines guten Ortsgedächtnisses findet er im Frühjahr aber stets zu seinem Laichplatz zurück. Da Frösche ohnehin nicht trinken können, benötigt er im Sommer keine offenen Wasserstellen, wohl aber eine gewisse Luftfeuchtigkeit des Lebensraumes, um seinen Wasserbedarf durch die stets feuchte Haut zu decken.

Zahlreiche Anpassungen an das Landleben zeichnen den Laubfrosch aus. Dank der blattgrünen Tarnfärbung der Körperoberseite ist er zwischen den Blättern und Ästen der Bäume und Sträucher kaum zu entdecken. Der grüne Farbton kommt durch das Zusammenwirken blauer und gelber Pigmentzellen in der Haut des Tieres zustande, die gemeinsam das leuchtende Grün ergeben. Vereinzelt gibt es sogar himmelblaue Exemplare, denen die gelben Hautfarbstoffe fehlen. Je nach der Stimmung und in Anpassung an die Umgebung kann der Laubfrosch auch seine Färbung verändern – innerhalb kurzer Zeit wechselt er von hellgelb bis bräunlich.

Am lebhaftesten sind Laubfrösche in der Nacht. Tagsüber ruhen sie auf der Oberseite größerer Blätter oder fest an Äste und kleinere Baumstämme gedrückt. Oft lassen sie sich dabei stundenlang von der Sonne erwärmen. Die Vorzugstemperatur des wärmeliebenden Laubfrosches liegt nach genauen Untersuchungen zwischen 27 und 28 Grad Celsius. Nur bei allzu hohen Temperaturen verlassen die Frösche ihren Aufenthaltsort, um einen schattigen Platz aufzusuchen.

Auch am Tage registrieren Laubfrösche genau, was in ihrer Umgebung vorgeht. Bei einer Beunruhigung rücken sie auf die andere Seite des Astes, der als Ruheplatz dient, oder entziehen sich einer Bedrohung durch einen weiten Sprung. Geschickt klettern sie im Geäst umher bis in die Gipfel der Bäume. Hierbei leisten die zu Haftscheiben verbreiterten Finger- und Zehenspitzen, die als Saugnäpfe dienen, vortreffliche Dienste. Die Saugkraft dieser Haftorgane ist so groß, daß die Tiere selbst an glatten, senkrechten oder überhängenden Flächen problemlos emporklettern können. Auch das Ende dünner, biegsamer Schilfhalme erreichen sie auf diese Weise, und manchmal ist zu beobachten, wie die Kletterkünstler – nur von einem Zeh gehalten – von einem Ast herabhängen.

Das gut ausgebildete Sprungvermögen kommt den Laubfröschen nicht nur bei der Fortbewegung im Geäst oder bei der Flucht zugute, sondern dient auch dem Nahrungserwerb. Sobald ein Laubfrosch eine Fliege, einen Käfer oder ein anderes Insekt in seiner Nähe bemerkt, dreht er sich dem Beutetier zu, um es nach einem gezielten Sprung mit einem Schlag der Zunge zu ergreifen. Auch ein am Tage ruhender Frosch versucht, kleine Tiere, die in seiner Reichweite erscheinen, zu fangen. Sind die Insekten,

zu weit entfernt, so nähert er sich ihnen so weit, daß die Beutetiere sich bewegen, weil das Sehvermögen des Lurches recht schlecht ist.

Wegen der ungewöhnlichen Lebensweise und wegen des umfangreichen Verhaltensspektrums ist der Laubfrosch sicherlich einer der interessantesten Vertreter der einheimischen Tierwelt. Wie bei fast allen anderen Lurchen und Kriechtieren ist sein Bestand in der Bundesrepublik Deutschland heute deutlich rückläufig. In erster Linie sind landschaftsverändernde Maßnahmen des Menschen für den drastischen Rückgang des Frosches verantwortlich. Obwohl der Laubfrosch zu denjenigen gehört, die keine besonders hohen Ansprüche an ihren Lebensraum stellen – er kann gelegentlich auch in Feuerlöschteichen und selbst in mit Wasser gefüllten Fahrrinnen von Lastwagen ablaichen –, ist ein Vor-

kommen durch die Beseitigung der Laichplätze bedroht. In den meisten Bundesländern sind nur noch wenige Fundorte bekannt.

Deshalb sollte die Entdeckung eines Laubfrosches nicht Anlaß dazu sein, ihn einzufangen und in der Wohnung einzusperren, so reizvoll die Haltung des Frosches auch sein mag, gleichermaßen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Bei ausreichender Geduld ist die Beobachtung des Tieres auch in seiner natürlichen Umgebung möglich. Und als «Wetterprophet», der bei nahendem Schönwetter auf die obersten Sprossen einer in sein Glas gestellten Leiter klettert, ist der Laubfrosch ohnehin nicht geeignet. Wenn er in seinem viel zu engen Gefängnis auf die Leiter steigt, so meist deshalb, weil er der unten angesammelten kohlendioxidreichen Luftschicht entrinnen will.

»Zum wehemüthigen Andenken« (II) Karlheinz Geppert Nachlese zu einer Ausstellung in Rottenburg a. N.

Das Jahr 1813.

1.) Am 3. Jan. wird der Kön.[igliche] Befehl publicirt, daß für die im vorigen Feldzug nach Moskau gebliebenen vaterländischen Krieger den 8. Jan. d. J. und in Hinkunft am 1. Dec. ein feierliches Trauerfest in den katholischen Kirchen gehalten werden solle. Wo die Gelegenheit war, ein kleines Castrum doloris mit transparenter passender Inschrift zu halten, und dann nach der Ausräucherung der Seelsorger ein rührendes Gebet in der Muttersprache selbstgerührt aussprach, da konnte es nicht fehlen, daß Mütter, Gattinnen, Bräute, Schwestern in lautes Weinen, Schluchzen, Heulen ausbrachen, und das festere Männervolk mit sich rissen etc. Nulla salus bello! nun schon seit vollen 12 Jahren. Pacem te poscimus omnes! Und der Friede ward uns nicht, denn Einer wollte nicht, auf dessen Willen damals noch Alles ankam.

2.) Die Zeit der Erholung in den Wintermonaten wurde angewandt, neue Heere zu bilden, und die übrig gebliebene Skelete des vorigen Feldzugs, so gut sichs thun ließ, aufs Neue mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Daher gleich für das Jahr 1813 eine neue Vermögens-Steuer von 30 kr. [Kreuzer] auf 100 fl. [Gulden] Capital.

3.) Auch Sammlung für verwundete Würtemberger, wo für ansehnliche Beiträge fielen. Z. B. von Rottenburg 205 fl. 31 kr., von Oberndorf 84 fl. 42 Kr., von Schramberg 15 fl. 24 kr.

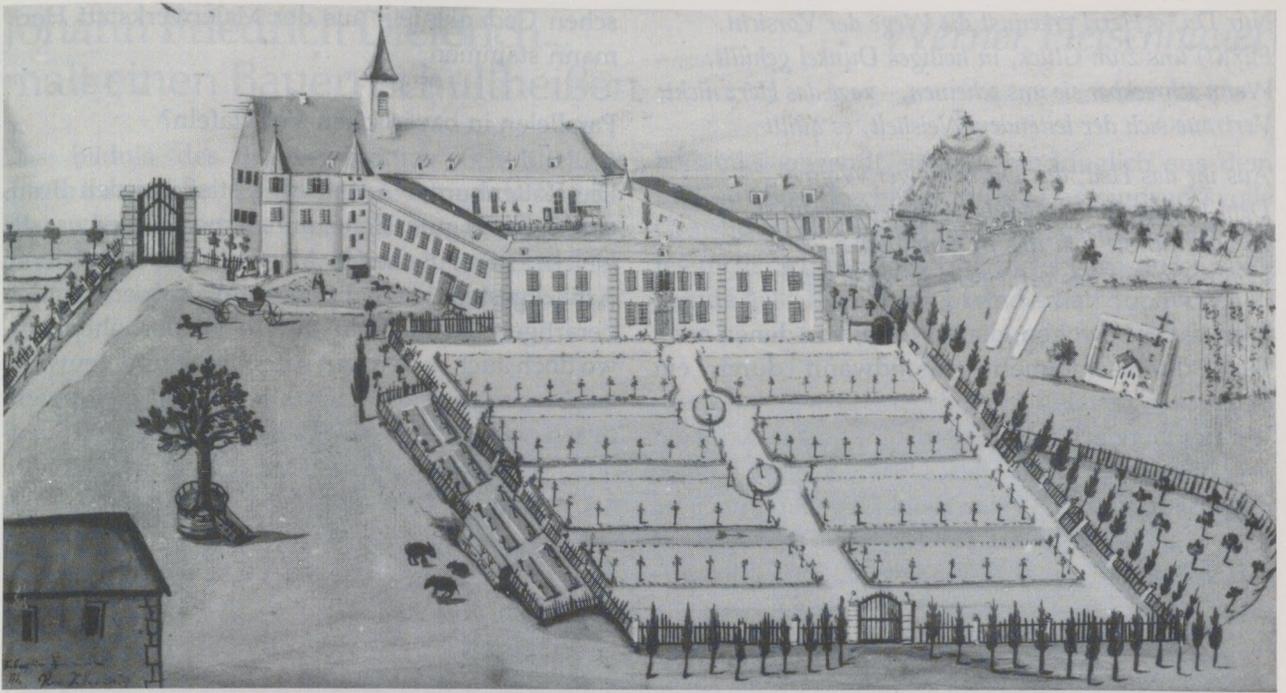
Mit diesen Worten schlägt sich Napoleons blutiger Rußlandfeldzug von 1812/13 in der gedruckten Rottenburger Stadtchronik nieder. Jedoch gedachte nicht nur Pfarrer Ludwig Anton Haßler in seiner

Chronik der Stadt Rottenburg von 1200 bis 1819 der zahlreichen Opfer dieses Feldzuges, sondern in den Dörfern der Rottenburger Umgebung, im Bereich der bis 1806 vorderösterreichischen Landschaft Niederhohenberg, wurden Erinnerungstafeln Zum wehemüthigen Andenken gefertigt. Diese bemalten Holztafeln, auf deren Bedeutung und Besonderheit auch Martin Blümcke aufmerksam gemacht hat (Schwäbische Heimat 1987/3, S. 192–198), waren vom 17. bis 29. November 1987 zum ersten Mal an einem Ort vereint zu betrachten.

Bei der Ausstellung des Rottenburger Stadt- und Spitalarchivs im Kulturzentrum Zehntscheuer waren dreizehn der vierzehn derzeit bekannten Tafeln zu sehen, die ansonsten in Pfarrkirchen, Friedhofskapellen und Rathäusern hängen.

Eutingen bei Horb: 1828 läßt der Pfarrer für eine Gedenktafel sammeln

Leider konnte die Eutinger Gedenktafel nicht gezeigt werden, da sie mit ihrer Höhe von rund 3,75 Meter die Deckenhöhe des Ausstellungsraumes bei weitem übertrifft. Doch gerade bei dieser Tafel sind die näheren Umstände der Entstehung bekannt, da sie Pfarrer Josef Ignaz Maier, der von 1826 bis 1831 in Eutingen amtierte, in der Pfarrchronik notierte. Der Eutinger Heimatforscher Willi Schaupp berichtet anhand dieser Quelle in einem Zeitungsartikel folgendes: Im Jahr 1828 veranlaßte der genannte Pfarrer



Ansicht der «Commanderie Hemmendorf» des Johanniterordens, ein wohl 1808 entstandenes Aquarell des Rottenburger Malers Sebastian Herrmann. Er hat die meisten Gedenktafeln in der früheren Grafschaft Niederhohenberg gemalt.

Die Hemmendorfer Tafel – unten rechts – ist jedoch als Nachklang 50 Jahre nach den anderen Gedenkzeichen angefertigt worden.

eine Sammlung, um zu einem Denkmal für die in den Kriegen von 1809 bis 1815 umgekommenen Bürgersöhne der Pfarrgemeinde zu kommen. Die Kollekte erbrachte 18 Gulden und 20 Kreuzer, wobei die einzelnen Beiträge zwischen 12 Kreuzern und 2 Gulden 40 Kreuzern schwankten. Nach der geraumen Zeit, die seit den napoleonischen Kriegen bereits vergangen war, war die Spendebereitschaft vermutlich nicht mehr überwältigend. Die einzelnen Beiträge wurden von insgesamt 22 Personen, die in der Chronik namentlich aufgeführt sind, aufgebracht, wobei es sich überwiegend um Familienangehörige der Gefallenen handelte. Der zusammengekommene Betrag hat jedoch ausgereicht, da sich die Kosten für das Denkmal auf 17 Gulden und 49 Kreuzer belaufen haben.

Die Stiftung der Tafeln in den anderen niederhohenbergischen Orten dürfte in ähnlicher Weise erfolgt sein. Doch zu welchem Zeitpunkt? Lediglich im genannten Eutinger Fall ist er genau bekannt: 1828, am königlich verordneten Jahrtag, dem 1. Dezember. Auf der 1912 und 1956 restaurierten Ergenzinger Tafel kann als Jahreszahl 1820 oder 1829 gelesen werden. Zurecht stellt Willi Schaupp die Frage, was den Pfarrer veranlaßt habe, gerade 1828, fünfzehn Jahre nach dem Rußlandfeldzug, ein Denkmal errichten zu lassen. Hierzu ist in der Pfarrchronik nichts überliefert. Schaupp bietet folgende Erklärung an: *Nicht auszuschließen ist, daß der Besuch seiner Majestät König Wilhelm I. von Württemberg am 29. Juni desselben Jahres in Eutingen Anlaß hierfür war. Es ist be-*

kannt, daß der König »sich sehr gnädig mit dem Pfarrer über Local-Verhältnisse, Einwohner etc.« unterhalten hat.

Hirrlinger Tafel später übermalt

In einem weiteren Fall waren bereits 70 Jahre seit dem Feldzug vergangen. Denn auf der Rückseite der schlichten Hemmendorfer Tafel mit der württembergischen Devise *furchtlos und treu* findet sich die Notiz: *1882 gefertigt v. Josef Beck, Bauführer, Hemmendorf.* Ist dies die erste Tafel in dem vor 1806 zum Johanniterorden gehörenden Ort oder war eine andere vorhanden, die nicht mehr »gefiel«? So erfuhr z. B. die Hirrlinger Tafel im unteren Drittel eine Übermalung. Bis dahin war auf ihr – wie auf den Hirschau- und Niedernauer Tafeln – folgender Vers zu lesen:



Wendelin Zenger
 Ludwig Stark
 Joh. Konrad Seile
 Anton Fuchs
 Johannes Eberle
 Gabriel Bek
 Joseph Augsburg
 Sebastian Bek

Nur Du, o Herr! erkennst die Wege der Vorsicht.
Für (!) uns zum Glück, in heiliges Dunkel gehüllt.
Wenn schreckbar sie uns scheinen, – zage das Herz nicht;
Vertraue sich der leitenden Weisheit, es quillt

Aus ihr das Heil, das Du in ewiger Wonne
Dem Dulder für vergängliche Leiden verleih'st.
Es quill für sie und uns in himmlischer Zone
Wann Du uns das verheißene Leben erneu'st.

Wen hat es bewogen, diese Worte, von denen noch Teile durchschimmern, irgendwann durch ein Schlachtengemälde zu ersetzen, das den Kampf württembergischer Kavalleristen gegen Kosaken und Baschkiren zeigt? Dieses Beispiel mag ein Beleg dafür sein, daß die Gedenktafeln nicht an unbeachteter Stelle hingen, daß sie verändert wurden und daß auf ihnen Ergänzungen vorgenommen wurden. So wurde auf der Dettinger Tafel der Name eines Soldaten nachgetragen, der 1870 im deutsch/französischen Krieg gefallen war. Die eingangs erwähnte Eutinger Tafel wurde 1912, also einhundert Jahre nach dem Rußlandfeldzug Napoleons, durch den Militärverein Eutingen renoviert.

Bei der Eutinger Tafel ist zudem der Maler bekannt: Ignaz Hermann aus Horb, vielleicht ein Verwandter des Rottenburger Malers Sebastian Herrmann, in manchen Quellen auch Hermann geschrieben. Zwei der Gedenktafeln tragen die Signatur des am 2. Januar 1778 in Rottenburg geborenen Malers Sebastian Herrmann. Sein Vater Johann und sein älterer Bruder Fidel, geboren am 23. 4. 1775, waren gleichfalls Maler. So existieren von Fidel Herrmann noch einige Veduten von Rottenburg, die sich heute im Heimatmuseum Ludwigsburg, in der Landesbibliothek Stuttgart und im Sülchgau-Museum Rottenburg befinden. Von Sebastian Herrmann, der am 29. November 1844 in der Bischofsstadt starb, sind zwei »naive« Ansichten der Hemmendorfer Johannerkommende aus dem Jahre 1808 überliefert. Bei einem Vergleich der von Sebastian Herrmann signierten Tafeln mit anderen Gedenktafeln, die eine ähnliche Gestaltung aufweisen, kann man davon ausgehen, daß noch weitere der niederhohenbergi-

schen Gedenktafeln aus der Malerwerkstatt Herrmann stammen.

Parallelen in bayerischen Motivtafeln?

Die Rottenburger Ausstellung stieß bei den Besuchern auf ein gutes Echo, und immer wieder war die gleiche Frage, die bereits Martin Blümcke in seinem Artikel gestellt hatte, zu hören: Warum entstanden derartige Gedenktafeln nur in Niederhohenberg, wo doch auch andere gut katholische und neuwürttembergische Gegenden zahlreiche »Schlachtopfer« durch Napoleons Rußlandfeldzug zu beklagen hatten? So sind beispielsweise in Lenz Kriss-Rettenbecks Standardwerk über Motivtafeln – *Ex Voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum*. Zürich 1972 – keine Totengedenkbilder zu finden, mit denen um alle gefallenen Feldzugopfer einer Gemeinde gleichsam kollektiv getrauert wird. Erwähnt und abgebildet sind freilich von Verwandten gestiftete Motivtafeln für einzelne Soldaten: *Diese Tafel hat Mahlen lassen (. . .) für seinen Bruder (. . .), welcher in Rußland geblieben ist. Gott gib ihm (!) die ewige Ruhe amen. 1819*. Oder auch für gefallene Brüder, *welliche gestorben in Rußland*. Die erwähnten Beispiele stammen aus Wassing bei Frontenhausen, Niederbayern, und aus Raab. Vielleicht sind die Niederhohenberger Gedenktafeln doch nicht ein solch singuläres Phänomen wie angenommen? Vermutlich sind sie es jedoch für den Bereich des ehemaligen Königreichs Württemberg.

Mit der Rottenburger Ausstellung wurde die Zahl der zu stellenden Fragen sicher nicht kleiner. Doch eines hat sie wohl erreicht, daß den Tafeln in ihren Heimorten wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und heute könnte sicherlich kein Ortsgeistlicher eine derartige hölzerne Totengedenktafel zerhacken, um sie als Laufbrett im Pfarrgarten zu benutzen, damit er dort *trockenen Fußes das Brevier beten konnte*. So soll es der Bühler Tafel um die Jahrhundertwende ergangen sein. Vielleicht haben noch mehr *dem ewigen Andenken* gewidmete Tafeln das Schicksal alles Irdischen erlitten?

Johann Friedrich Dieterich malt einen Bauernschultheißen

Werner Fleischhauer

Das Bildnis des Haubersbronner Schultheißen dürfte ihn in seiner Erscheinung wie auch in seinem Wesen bestens erfassen, dazu ist es noch eine ausgezeichnete künstlerische Leistung. Das Brustbild zeigt den siebenundsechzig Jahre alten Mann, der,

halblinks gewandt sitzend, eindringlich aus dem Bild auf den Beschauer blickt. Das eindrucksvolle Gesicht verrät Tatkraft und Willensstärke. Das fast feierliche Schwarz des Überrocks wird durch spiegelnde helle Lichter belebt und erhält durch die gol-



dene Medaille an einem roten Bande noch einen besonderen Akzent. Wie dieses Ehrenzeichen ist ein Heft mit der Aufschrift «Verfassung» in seiner linken Hand ein deutlicher Hinweis auf die Lebensarbeit und die Stellung des erfolgreichen und angesehenen Mannes.

Das Bildnis, signiert *D 35*, ist ein charakteristisches Werk des Malers Johann Friedrich Dieterich (1785–1846) aus dem Jahre 1835. Dieterich, zu dieser Zeit einer der angesehensten Porträtisten in Stuttgart, war der Sohn armer Eltern in Biberach, der dank der Hilfe kunstfreundlicher Biberacher Bürger mit fünfzehn Jahren eine Ausbildung bei den Stuttgarter Hofmalern Victor Heideloff und Johann Baptist Seele bekommen konnte. Entscheidend für seine künstlerische Entwicklung wurden zwei mehrjährige Aufenthalte in Italien, wo er sich dem spätromantischen Künstlerkreis der «Nazarener» anschloß, der die Formenwelt der italienischen Renaissance mit der der altdeutschen Malerei zu vereinen suchte. Mit dem maßgebenden Künstler dieses Kreises, Peter Cornelius, blieb Dieterich zeitlebens eng befreundet. In den Jahren 1822 bis 1826 führte Dieterich für König Wilhelm I. Fresken und Entwürfe zu Plastiken für Schloß Rosenstein aus. Er wurde 1829 Hauptlehrer und vier Jahre später Professor an der neu gegründeten Stuttgarter Kunstschule.

In der religiösen Historienmalerei hat Dieterich seine Hauptaufgabe gesehen. In diesen Arbeiten machen sich noch immer Anschauungen der Nazarener Monumentalmalerei bemerkbar, auch in seiner Bildniskunst, so in dem Bildnis des Haubersbronner Schultheißen, in dem klaren, fast wuchtigen Aufbau, der großförmigen Plastik der Gestalt, der kräftigen Modellierung des Gesichtes und in dem bestimmten Kontur, der alles zusammenfaßt. Auch ist alles Unwesentliche vermieden.

Für Dieterich war die Bildnismalerei nur ein lästiger Nebenerwerb, obwohl er gerade hierin Vorzügliches geleistet und viel Anerkennung gefunden hat. Bildnissen des Königspaars folgten viele Aufträge aus Adel und Bürgertum.

Wie mochten wohl die Haubersbronner Bauern für ihren Bildnisauftrag gerade einen der vorzüglichsten Stuttgarter Porträtisten ausfindig machen? Der Schultheiß hatte sicherlich gute Beziehungen zur Residenzstadt. Vielleicht auch haben Bürkle und seine Bauern den Maler kennengelernt, als dieser – man weiß leider nicht wann – in Großheppach nahe bei Schorndorf in dem bekannten Gasthof «Zum Lamm» nach alten Stichen die Bildnisse des Prinzen Eugen, des Markgrafen Ludwig von Baden und des Herzogs von Marlborough gezeichnet hat,

die sich im Jahr 1704 während des Spanischen Erbfolgekrieges dort zu einem Kriegsrat getroffen hatten.

Das wohl früheste Bauernporträt in Altwürttemberg

Schultheiß Bürkle hatte seinen Aufstieg aus der sehr bescheidenen Stellung eines der sogenannten «Bauernschultheißen» genommen, die, ohne fachliche Ausbildung – dafür könnte auch seine mangelnde Orthographie sprechen –, nur nebenberuflich Ortsvorsteher waren und hauptsächlich ihre eigene Landwirtschaft betrieben.

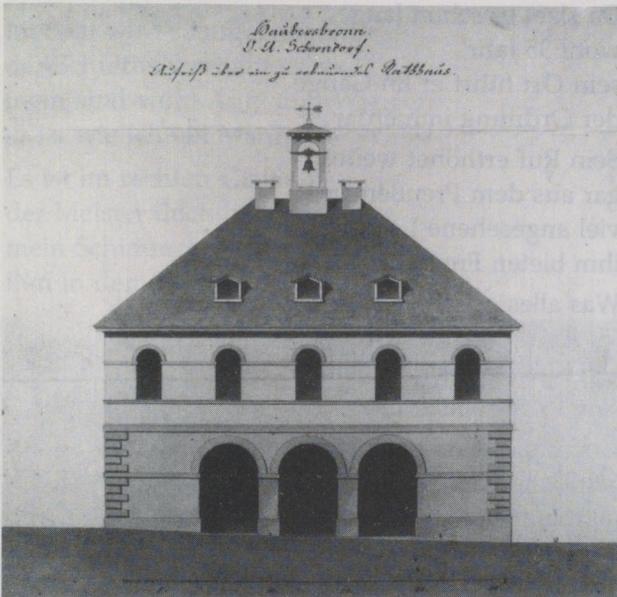
Zu dem Bildnis eines Schultheißen einer Bauerngemeinde sei bemerkt, daß im Gebiet von Altwürttemberg überhaupt so gut wie keine Bildnisse von Bauern bekannt sind, höchstens vielleicht einmal als Genremotiv ohne individuelle Absicht. Die seit dem Dreißigjährigen Krieg sehr armen Bauern hätten nie die Mittel gehabt, sich porträtieren zu lassen, und die wenigen Vermöglicheren hätten bei den geltenden pietistischen Anschauungen es sicherlich für überheblich oder gar sündhaft gehalten, sich im Bildnis verewigen zu lassen. Ob vor dem Ende des 18. Jahrhunderts ähnliche Vorstellungen auch bei den zum Teil sehr begüterten Bauern in den neuwürttembergischen Gebieten, in Oberschwaben und im Hohenlohischen, galten, verdiente eine Betrachtung. Die häufigen Bauerndarstellungen auf den Exvoto-Bildern in den katholischen Gegenden – in Wallfahrtskapellen oder Wallfahrtskirchen – wollten offensichtlich gar keine individuelle Bildnisse sein. Man begnügte sich mit nur ganz ungefähren Darstellungen der persönlichen Erscheinung und mit den Merkmalen von Stand und Beruf.

Ein Blick auf die Nachbarschaft, den badischen Hochschwarzwald, gewährt ein ganz anderes Bild. Junge Industriestädtchen wie Furtwangen, Schenkenzell, Lenzkirch oder Neustadt, in denen sich schon verhältnismäßig früh ein namhaftes Handwerk und aus diesem heraus eine Industrie entwickelt hatte, boten Bildnismalern gute Arbeitsmöglichkeiten. Wie die Industrieherrn und Handelsleute wollten nun auch die reichen und selbstbewußten Hofbauern gerne Bilder von sich und ihrer Familie haben. Mancher Maler hielt sich sogar als gern gesehener Gast wie die Störhandwerker auf den Bauernhöfen auf und malte dabei gleich die ganze Familie. Unter diesen Malern, zumeist Nachkommen der alten, namentlich für die Uhrenmacher arbeitenden Schildermaler, waren sogar einige, deren Bildnisse erstaunliche künstlerische Fähigkeiten zeigen.

Der Haubersbronner Schultheiß Johann Michael Bürkle

Urwe Jens Wandel

In dem Dorfe Haubersbronn unweit von Schorndorf wirkte im vergangenen Jahrhundert ein außergewöhnlicher Schultheiß, Johann Michael Bürkle, geboren am 25. August 1768, Sohn eines Büttels oder Amtsknechtes – ein keineswegs angesehener Beruf. Die Mutter war eine Müllerstochter. Nach dem Tode seiner ersten Frau Katharina Scharr heiratete Bürkle Johanna Rosina Birkle, die als Tochter des Bürgermeisters Peter Birkle von Schmiden der dörflichen Oberschicht angehörte.



«Haubersbronn, Oberamt Schorndorf: Aufriß über ein zu bauendes Rathhaus». 1835 ließ es Schultheiß Bürkle errichten.

Ausbau der Obstzucht und Musterweinberg

Johann Michael Bürkle wurde schon am 22. Juli 1800 zum Schultheißen auf Lebenszeit gewählt und muß sich mit ungewöhnlicher Tatkraft ans Werk gemacht haben. Haubersbronn war damals noch ein reines Bauerndorf. Die Einwohner ernährten sich vorzugsweise von Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. Nur wenige betätigten sich als Leineweber, deren Produkte auch außerhalb abgesetzt werden konnten. Zusätzliche Beschäftigungsmöglichkeiten fehlten. So mußte Bürkle um Fortschritte in der landwirtschaftlichen Erzeugung besonders besorgt sein. Mit nachhaltigem Erfolg bemühte er sich um den Ausbau der Obstzucht und um die bessere Nutzung der ertragsschwachen Weinberge. Um dem Weinbau aufzuhelfen, kaufte Bürkle 1829 einen Weinberg, um darauf einen Musterweinberg anzulegen. Der Schultheiß verwendete sich für seine Ge-

meinde, wo er nur konnte. Mehrfach, in den Jahren 1804, 1817 und 1832 – im Jahr 1817 sogar im Namen von fünfzehn Gemeinden – suchte er mit Eingaben an den «Repressedanten», an den Landtagsabgeordneten – Bürkles Schreibweise läßt auf eine nur einfache Schulbildung schließen – die Wiederherstellung der Umgeldsfreiheit, also die Abschaffung der unbeliebten Steuer auf Wein und Bier, zu erreichen. Die Auseinandersetzungen um das «gute alte Recht» haben Bürkle offenbar nicht gleichgültig gelassen. Hierbei trat er durchaus unerschrocken auf. Im Gemeindearchiv haben sich Druckschriften zur Verfassungsfrage von 1815 erhalten, die der Schultheiß angeschafft hat. Zum andern ist Bürkle auf seinem Bildnis, von dem nachher die Rede sein wird, sicherlich nicht ohne Bedeutung mit der Verfassung von 1819 in der Hand dargestellt.

1820: goldene Verdienstmedaille

Auf dem Bild trägt er auch die ihm 1820 verliehene, zudem auf ausdrückliche Weisung des Königs in Anwesenheit aller Mitglieder der Ellwanger Regierung des Jagst-Kreises übergebene goldene Verdienstmedaille – für einen «Bauernschultheißen» keine alltägliche Auszeichnung. Die darüber im Regierungsblatt für Württemberg verlautbarte Bekanntmachung ist so bemerkenswert und gibt so viele Einzelheiten über Bürkles verdienstvolles Wirken in Haubersbronn, daß sie hier im Wortlaut abgedruckt sei; dabei steht fl. für Gulden und kr. für Kreuzer, das Sri. ist das württembergische Hohlmaß Simri, und Gant bedeutet Zwangsversteigerung.

Öffentliche Belohnung
eines verdienten Orts-Vorstehers

«Vermöge allerhöchster Entschließung vom 2. d. M. haben Se. Königl. Majestät dem Schultheiß Bürkle von Haubersbronn, Oberamts Schorndorf, als Beweis der öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste um Wiederherstellung und Erhöhung des Wohlstandes der dortigen Bürgerschaft, die goldene Verdienst-Medaille mit der Bestimmung allergnädigst zu verleihen geruht, daß derselbe auf Kosten der Staatskasse nach Ellwangen berufen, und die Medaille ihm in der versammelten Kreis-Regierung zugestellt werden soll. Indem der Vollzug dieses allerhöchsten Befehls zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird, bemerkt man die wichtigeren Hand-

lungen, wodurch sich der Schultheiß Bürkle diese allerhöchste Auszeichnung erworben hat. In dem Zeitraume von beinahe 20 Jahren, seit welchen er das Schultheißen-Amt in Haubersbronn verwaltet, hat sich das Commun-Vermögen von 5487 fl. auf 17 000 fl. erhöht. Außerordentlicher Anstrengungen ungeachtet, welche die Bedürfnisse der Kriegsjahre, die Anlegung neuer Straßen, die Urbarmachung vieler, vorher unangebauter Felder, die Folgen der Theurung, die Setzung sehr vieler fruchtbarer Bäume u. s. w. erforderten, wurde schon einige Jahre kein Fleckenschaden mehr umgelegt, und es ist die Hoffnung vorhanden, bald auch die Staats-Steuer aus den öffentlichen Einkünften bestreiten zu können. Daneben läßt der Schultheiß keine Gelegenheit unbenutzt, die Armen zu unterstützen und zu beschäftigen, so wie jede andere zum Besten der Gemeinde reichende Einrichtung zu treffen.

In den Jahren 1817/19 wurden z. B. den armen Bürgern zu Anschaffung von Sustentationsfrüchten 3500 fl. unverzinslich auf 1½ Jahren angeborgt, dem Armen Vereine zur Erhaltung der Nothleidenden 229 fl. 16 kr. zugeschossen, zum Rems-Kanalbau auf Urbacher Markung 300 fl. geliefert, und zu Erkaufung veredelter Fruchtbäume 155 fl. verwendet; im Frühjahr 1818 wurden 22 Morgen von der Viehweide unter die Bürgerschaft in 176 Theilen ausge-theilt und noch im naemlichen Sommer urbar gemacht, welche im Jahr 1819 für jeden Bürger bereits einen Ertrag von 40 Sri. Cartofeln, oder im Ganzen 7040 Sri. abgeworfen haben. Andere urbar gemachte Plätze haben der Commun-Casse im Jahr 1818 72 fl. 44 kr. und im Jahr 1819 78 fl. 2 kr. einge-tragen.

Als der deutlichste Beweis aber, wie sehr der Wohlstand des Ganzen und der Einzelnen durch die kluge Amtsführung des Schultheißen Bürkle gehoben wurde, ist der Umstand anzusehen, daß in den zwanzig Jahren seiner Amtsführung kein Bürger daselbst in Gant verfallen ist. Alles dieses, und noch vieles Andere hat ein Mann geleistet, welcher sich vom Sohne des Dorfbüttels zum Schultheißen emporgeschwungen hat, welcher mit Vorurtheilen und vielen Schwierigkeiten kämpfen mußte, jetzt aber auch von seinen Mitbürgern als der Gründer ihres Wohlstandes anerkannt wird.

Ellwangen, den 27. März 1820. Mohl.»

1835: Neubau des Schul- und Rathauses

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Bürkle durch den Bau eines neuen Rathauses anstelle des alten im Jahre 1774 in einem früheren Privathaus eingerichteten, allzu engen Rat- und Schulhauses. Im Jahr

1835 wurde nun nach dem Entwurf des Kreisbaurathes Fischer ein neues geräumiges Rathaus errichtet. Im Erdgeschoß waren Feuerspritze und Viehwaage untergebracht, darüber waren das Amtszimmer des Ortsvorstehers, die Registratur und der große Bürgersaal, in dem das Bildnis des Schultheißen hing. Zur Einweihung des Rathauses wurde ein spaßiges Festgedicht verfaßt, das hier wiedergegeben sei, auch wenn nicht mehr alle Anspielungen verständlich sind:

Zu Haubersbronn im Saale
ein großer Schultheiß sizt,
weithin im Wießenthale
sein Ehrenzeichen blitzt.

Da sizet er schon lange,
wohl 35 Jahr',
sein Ort führt er im Gange
der Ordnung immerdar.

Sein Ruf erthönet weiter,
gar aus dem Preußenland
viel angesehene Leute
ihm bieten Freundschaftshand.

Was alles er schon hatte
im Amt gewirkt, gethan,
zeigt im Regierungsblatte
sein König selber an.

Und als es kam zum Sterben,
zählt' er seine Schaaf' im Reich,
getreu alles seinen Erben,
den Schimmel nicht zugleich.

Der Sohn vom braven Bittel
in seinem HeimathsOrt
führt er zum Ruhm und Tittel
und Ehrenstellen fort.

Längst ist er wohlbefohlen,
kek leert er aus sein Herz,
beim Hartman und beim Mohlen,
beim Kerner und beim Schwärz.

Ja selbst zu Fürstenmahlen
kommt er und spricht mit Muth:
dem Bürger vieles zahlen
nur gar zu wehe thut.

Wenn die Commun' will wanken
im Leisten ihrer Frohn,
weist er gleich in die Schranken
die Oposition.

Streng' Pollizei er führet,
und Ausnahm' ist es nur,
wenn selber er verführet,
haut selber über d' Schnur.

Doch sind dabei nicht minder
die Bürger dankserfüllt,

sie lieben ihn wie Kinder,
weil er als Vater gilt.

Gemeinsam sie bedenken
schon seit geraumer Zeit
sich über ein Gedenken
von seiner Wirksamkeit.

Zum Mahler thut man fahren,
um seine Gunst man warb,
es hieß, er soll nicht sparen
die röthlich blaue Farb.

Der Künstler that's geloben,
er macht das Bild getreu;
da wird es aufgehoben
im neuen Rathsggebäud'.

Im Saal wird's aufgehangen,
der Schultheiß schaut es an,
mein sind wohl Aug' und Wangen,
er ist wie ich ein Mann.

Es ist im rechten Glaiße,
der Meister doch mir lieb,
mein Schimmel mit der Maiße
ihm in dem Binsel blieb.

Offenbar, wenn die Angaben nicht übertrieben sind, stand Bürkle sogar bei Staatsbeamten und Gelehrten in Stuttgart in hohem Ansehen. Genannt sind in dem Text: Geheimrat August Hartmann (1764–1849), Präsident der Oberrechnungskammer, später der Zentralleitung des von der Königin Katharina gegründeten Wohltätigkeitsvereins, Staatsrat Benjamin Ferdinand Mohl (1766–1845), Präsident der Kreisregierung in Ellwangen, Geheimrat Karl von Kerner (1775–1840), Präsident des Bergrates, Johann Nepomuk Hubert Schwerz (1759–1844), erster Direktor der Landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim.

Bis wenige Tage vor dem Tod im Amt

Wenngleich Schultheiß Bürkle streng auf Ordnung sah – außer wenn er selbst einmal *über die Schnur haute*, wie es in dem Gedicht heißt –, und nicht locker ließ, wenn bestimmte Arbeiten im Wege der Gemeindefron erledigt werden mußten, war er doch im Ort überaus beliebt. So kam es wohl nicht von ungefähr, daß einige Haubersbronner Bürger ihren Schultheißen von einem renommierten Maler porträtieren ließen.

Johann Michael Bürkle starb am 5. Juni 1838 im Alter von fast 70 Jahren in Haubersbronn, nachdem er wenige Tage zuvor aus Gesundheitsgründen um seine Entlassung nachgesucht hatte. Sein Grabmal, ein gußeisernes Kreuz mit dem alten Symbol der ausgelöschten Fackel, ist erhalten. Seinen Besitz – Liegenschaften, darunter die Wirtschaft zur «Krone» samt Schäferei und Fahrnis – hatte er schon zu Lebzeiten dem ältesten Sohn, Johann Michael Bürkle, Wirt, übergeben.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Schorndorf, Abt. XII – Haubersbronn:

Bürgerverzeichnis 1828 ff., Nr. 30

Gemeinderatsprotokoll für 1838, fol. 280

Inventuren und Teilungen Fasz. 5 Nr. 206

«Prozeßakten» (vorl. Sign.: 1200)

Akte Rathausbau (1520)

Akte Reinlichkeit der Straßen (3600)

Akte Musterweinberg (4420)

Ev. Pfarramt Haubersbronn:

Familienregister 1808 und 1812

Staatsarchiv Ludwigsburg:

E 175 I Bü 624, F 199 I Bü 58

Regierungsblatt für das Königreich Württemberg vom 4. April 1820 (S. 178 f.); vom 27. Februar 1832 (S. 50 f.).

Roesch, Johann Georg: Schorndorf und seine Umgebung. Stuttgart 1816, S. 213 f.

Beschreibung des Oberamts Schorndorf. Hrsg. vom K. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1851. S. 141–144.

Lang, Paul: Haubersbronn an der Wieslauf – Ortschronik. Schorndorf 1898. Bes. S. 108 f., 148 f., 152–154.



Der erste Konservator im Königreich Württemberg*

Die Denkmalpflege, von der im folgenden die Rede sein wird, – die staatliche Denkmalpflege hat sich bekanntlich mit den Kulturzeugnissen aus der Vergangenheit zu befassen, mit Geschichte also. Weniger geläufig ist dagegen, daß diese Denkmalpflege mittlerweile selbst ihre eigene Geschichte hat und auf eine Chronik zurückschauen kann, die in allen europäischen Ländern zurückreicht bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Es lohnt sich, an die Anfänge, an die pionierhaften Ansätze dieser Denkmalpflege zu erinnern. Und es lohnt sich dies gerade in einer Zeit, in der das Wirken der heutigen Landesdenkmalpflege in der Öffentlichkeit doch weithin zu einem fraglos anerkannten Stellenwert geworden ist.

Dabei muß man zunächst sagen, daß das heutige Landesdenkmalamt Baden-Württemberg auf zweierlei Wurzeln zurückgeht. Das heißt: im ehemaligen Großherzogtum Baden wurde bereits 1853, vor 135 Jahren also, ein Konservatorenamt eingerichtet. Im Bereich des ehemaligen Königreiches Württemberg wird die Denkmalpflege 130 Jahre alt: Am 14. März 1858 wurde auf Geheiß des Königs Wilhelm I. der Ulmer Professor Konrad Dietrich Haßler zum ersten Konservator des Landes ernannt.

Conservatorium für die vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale, das war damals der Titel für die neue Einrichtung. Vielleicht etwas hochtrabend als Aushängeschild für eine Aufgabe, die für die ersten zehn Jahre nur als Einmannbetrieb und überdies von dem hauptberuflichen Gymnasialprofessor Haßler auch nur nebenher geleistet werden durfte. Eine halbe Planstelle also. Heute sind allein im württembergischen Landesteil bald 80 Fachleute mit dieser Aufgabe befaßt.

Und auch wenn man hinzufügen muß, daß nach dem damaligen Geschichtsverständnis zunächst nur die Fundstätten aus der Römerzeit und nur die Bau- und Kunsterzeugnisse aus dem Mittelalter als erinnenswert, als Denkmale gegolten haben: die Bereitschaft Haßlers zu dieser Aufgabe war – wie so oft in diesem Beruf – gewiß nicht auf Ansehen, auf Titel und Karriere ausgerichtet, sondern wohl nur verständlich – und dies sei vorweggenommen – aus einer tiefbegründeten Liebe zur Sache.

Das war damals also der Anfang der Denkmalpflege in Württemberg. Oder um es genauer zu sagen: der Anfang der staatlichen, der institutionalisierten Denkmalpflege. Denn die Berufung eines Konservators war ja nichts anderes als die längst fällige Konsequenz aus einer Denkmalszuwendung, die schon Jahrzehnte hindurch vorher praktiziert wurde.

Dabei war natürlich die berühmte Begegnung Goethes 1770 mit dem Straßburger Münster, d. h. mit einem Zeugnis mittelalterlicher Baukunst, zunächst in jeder Hinsicht eine Ausnahme, – im Vorweisen und auch in der Bewußtheit, mit der das Münster für Goethe zu einem unverzichtbaren Erfahrungswert aus der Geschichte, d. h. zum Denkmal geworden ist.

Aber auch hierzulande läßt sich schon im 18. Jahrhundert zumindest ein bewußtes Interesse an der älteren Vergangenheit nachweisen: Da fordert der hohenlohische Hofrat Hanßelmann die Erhaltung römischer Ruinen im Lande, da werden *mittelalterliche Antiquitäten*, wie es heißt, nämlich Inschriftensteine, Grabmäler usw., erfaßt und beschrieben, liebevoll abgezeichnet und so als erhaltenswert registriert. Oder ab 1824 dann durch das neugeschaffene *Statistisch-topographische Bureau* die ersten Oberamtsbeschreibungen in Württemberg, in denen erstmals auch die bemerkenswerten Altertümer systematisch angesprochen werden. Und so weiter.

1852: Geschichtsvereine fordern Konservatoren nach preußischem Vorbild in allen Ländern

Eine entscheidende Rolle auf dem Weg zu einer staatlichen, fachlich koordinierten Denkmalfürsorge ist freilich vor allem jenen Geschichtsvereinen zuzusprechen, in denen damals jedenfalls nicht nur Altertumsliebhaber, Idealisten oder gegenwartsfremde Geschichtsforscher versammelt waren, sondern auch die namhaften, die gebildeten Persönlichkeiten der damaligen Gesellschaft. Das war zum einen der *Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben*, der 1841 in Ulm gegründet wurde, und zum anderen der zwei Jahre später gegründete *Württembergische Altertumsverein*. Für beide Vereine war es das Hauptanliegen, wie es in der Satzung formuliert ist, *die Denkmale der Vorzeit, die geschichtlichen oder Kunstwerth haben, vor Zerstörung oder Entfremdung, vor Beschädigung oder Verunstaltung zu bewahren*.

* Dieser Abdruck gibt den Text eines Vortrags wieder, der am 5. März 1988 in der landesgeschichtlichen Vortragsreihe im zweiten Hörfunkprogramm des Süddeutschen Rundfunks gesendet wurde.



Konrad Dietrich Haßler, der erste amtliche Denkmalpfleger im Königreich Württemberg, im Alter von ungefähr 45 Jahren.

Beide Vereine saßen dann mit am Tisch, als 1852 in Dresden erstmals der *Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine* zusammentrat, d. h. jene Dachorganisation, die in der Folge im deutschsprachigen Raum zu einem Forum wurde, auf dem länderübergreifend und in aller Ernsthaftigkeit damals schon die denkmalpflegerischen Probleme aufgegriffen und behandelt wurden.

Bereits in der ersten Versammlung des Gesamtvereins in Dresden wurde auch jener Brief beschlossen, mit dem die verschiedenen deutschen Regierungen ersucht wurden, nach preußischem Vorbild endlich doch gleichfalls Konservatoren anzustellen. Der Brief ging auch an den Großherzog von Baden und an den württembergischen König.

Im badischen Karlsruhe traf das Ersuchen offenbar auf vorbereiteten Boden. Ohne große Diskussion wurde dort schon nach fünf Monaten der erste Konservator ernannt: August von Bayer, seines Zeichens eigentlich Hofmaler, der aber zugleich auch als Vorsitzender des badischen Altertumsvereins fungierte und so in die heute nicht mehr so ohne weiteres denkbare Rolle des modernen denkmal-schützenden Künstlers gehoben wurde.

Im Gegensatz zu Baden: Württemberg verzögert die Entscheidung

Ganz anders in Württemberg. Über fünf lange Jahre wurde hier die Entscheidung in der Konservatorenfrage hinausgezogen. Mit mangelndem Denkmalinteresse hatte dies freilich nichts zu tun.

Im Gegenteil: Die maßgebenden Ministerien in Stuttgart hatten sich gleich mit mehreren Interessenten zu befassen, und jeder Bewerber für die Übernahme der Konservatoraufgabe hielt sich auf seine Weise für kompetent: So bewarb sich zunächst das bereits zitierte Statistisch-topographische Bureau, das bekanntlich schon seit 1820 auch mit der Erfassung der wichtigsten Altertümer zu tun hatte. Dann bewarb sich die Stuttgarter Kunstschule, denn bei den Altertümern, so unterstellte man ganz einfach, geht es in erster Linie um Kunsterzeugnisse, womit also doch vor allem eine Institution mit Kunstsinn zuständig sein sollte. Drittens dann der Württembergische Altertumsverein, der sich ja auch schließlich rechtens als ein damals schon bewährter Anwalt für die Denkmalsache an den Verhandlungstisch setzen konnte. Und mitten in diese Auseinandersetzungen hinein, d. h. noch lange bevor die Konservatorenstelle überhaupt beschlossen war, bewarb sich schon 1855 der aus Stuttgart gebürtige Architekt Carl Alexander von Heideloff. Er führte seine Erfahrung ins Feld, die er in der Restaurierung und mehr noch in der Regotisierung mittelalterlicher Kirchen gesammelt hatte, – und auch im romantisch-mittelalterlichen Neubau der bekannten Burg Lichtenstein.

Schließlich meldete sich auch König Wilhelm I. noch zu Wort: Er, seinerseits, wollte keinen Historiker, keinen Theoretiker, wie er schrieb, keinen Altertums-Liebhaber; er votierte vielmehr für einen Baupraktiker und gab deswegen Heideloff den Vorzug. Fünf Jahre hindurch gingen die Auseinandersetzungen, wurden Personen gehandelt. Fünf Jahre aber auch, in denen das damals ja gänzlich neue Berufsfeld des Konservators in all seinen Facetten gründlich durchgespielt wurde, – eben die Frage, soll er in erster Linie mehr Kunstkenner sein, der Konservator, oder mehr historisch bewandeter Architekt? Mehr der forschende Altertumsfreund oder mehr der erfahrene Baupraktiker? Oder war hier nicht doch vor allem eine gebildete Persönlichkeit gefragt, natürlich mit Denkmalkennntnis, aber auch mit der Fähigkeit, die Denkmale als Geschichtszeugnisse namhaft zu machen, sie der Öffentlichkeit zu vermitteln und ihnen, wenn es in der Auseinandersetzung sein mußte, auch Geltung zu verschaffen.

Diese Kernfrage wurde damals so gründlich bedacht, daß sie auch für alle späteren Neuberufungen zum Landeskonservator hierzulande jedenfalls nicht mehr groß zur Belastung werden mußte.

Kultusminister Gustav Rümelin schlägt den Ulmer Professor Haßler vor

Es brauchte in der Auseinandersetzung eigentlich nur noch den Schlußstrich. Gustav Rümelin, der damalige Kultusminister und auch in diesem Zusammenhang ein Glücksfall für das Land, zog diesen Schlußstrich, – und er zog ihn auf seine Weise. Im Januar 1858 legte er einen Namen auf den Verhandlungstisch, den vorher niemand eingebracht und auch niemand bedacht hatte: Professor Konrad Dietrich Haßler aus Ulm.

Rümelins kluge und wegweisende Ausführungen zum Aufgabenfeld des Konservators und zu dem, der die Rolle seiner Auffassung nach übernehmen sollte, hatten zuletzt auch den König überzeugt. Drei Monate später, am 14. März 1858, wird Haßler zum Konservator ernannt.

Wer war dieser Haßler? Was sprach nun so besonders für seine Berufung? Der damals 55jährige Haßler war in Ulm Professor am Mädchengymnasium; dies zugegebenermaßen freilich nur, um ein Einkommen zu haben. Wirklich ausgefüllt hatten ihn nur die sogenannten Nebentätigkeiten, so beispielsweise seine Rolle als Vorsitzender des Altertumsvereins für Ulm und Oberschwaben; dann sein Mitwirken an der Bausicherung und an der Vorbereitung zur baulichen Vollendung des Ulmer Münsters. Mit Vorträgen in ganz Deutschland warb er um Spenden für die Münsterinstandsetzung und war so unterwegs, wie er selbst sagte, *als Reisender für das größte Haus Deutschlands*. Dann der freundschaftliche Kontakt zu jenem Ferdinand von Quast, der schon seit 1843 in Preußen als Konservator wirkte; Haßler stand mit von Quast, schon lange bevor er in Stuttgart beachtet wurde, in einem fruchtbaren Erfahrungsaustausch zu den praktischen Möglichkeiten der Denkmalerfassung.

Kurzum: Was die Voraussetzungen für den neuen Konservator anbelangte, nämlich eine gewisse Grunderfahrung im Denkmalumgang, da stimmte eigentlich alles.

Minister Rümelin stellte in seinem Begründungsschreiben für Haßler aber zusätzlich doch dies noch ganz besonders heraus: *Für diejenigen, die ihn kennen, so schrieb er an den König, ist Haßler nach übereinstimmendem Zeugnis ein Mann von Geist, von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, von gebildetem Geschmack und tüchtigen Kenntnissen in Kunstsachen, von*

großer Gewandtheit in der Feder wie in der Rede und von einer seltenen Gabe zur Anregung und Beredung für seine Zwecke.

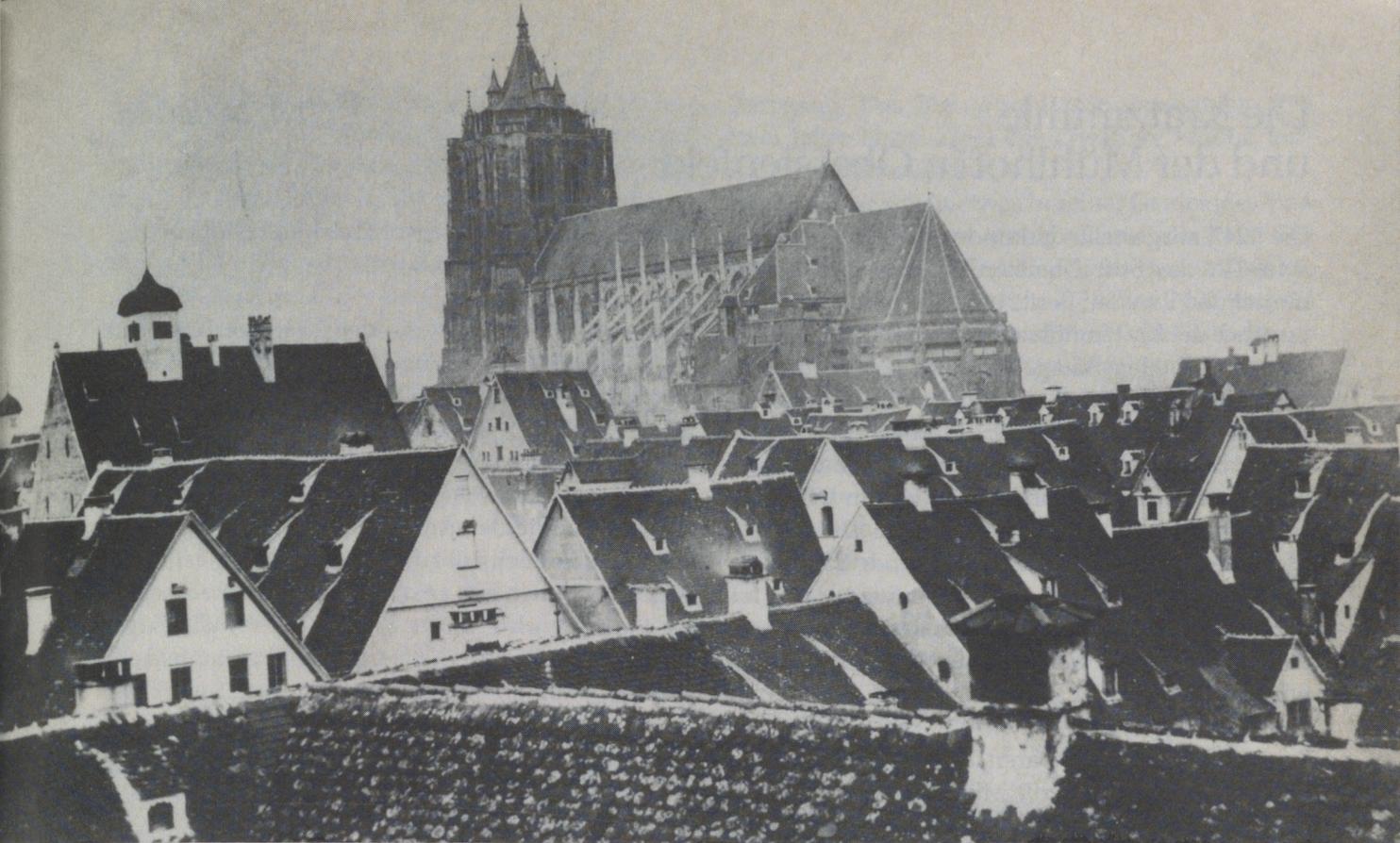
Rümelin hat in diesen wenigen Sätzen die abgerundete Erfahrung zusammengefaßt, die Haßler als Summe aus einer unerhört bewegten Lebensgeschichte und als damals schon formierte Persönlichkeit in sein neues Aufgabenfeld einbringen konnte.

Rümelin und Haßler saßen zusammen in der Frankfurter Paulskirche

Haßler stammte aus Altheim auf der Ulmer Alb; er wurde dort 1803 als Sohn des Diakons, des zweiten Ortsgeistlichen, geboren. Er gehörte, so würde man es heute nennen, zu den ländlichen Begabungsservisen. Er ging in Ulm aufs Gymnasium. Aber erst eine Amsterdamer Erbschaft eröffnete ihm den Bildungsweg, der ihn zum Theologiestudium zunächst an die Universität Tübingen führte, dann zum Studium orientalischer Sprachen nach Leipzig und nach Paris. Seine Bewerbungen um einen Lehrstuhl für Orientalistik und für alttestamentalische Exegese führten aus äußerlichen Umständen zu keinem Ergebnis. Haßler, der Sprachkenner, dem Arabisch und Persisch genauso perfekt verfügbar waren wie das Französische, wurde daher in Ulm sozusagen »nur« Gymnasiallehrer und nebenher Leiter der Ulmer Handwerkerschule. Bis 1844, bis zu seinem Ausflug in die politische Arena.

Er wurde als Ulmer Abgeordneter in die württembergische Ständekammer gewählt; ab 1848 war er für zwei Jahre sogar Mitglied der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche; und mit ihm zusammen war dort auch der Abgeordnete Rümelin, – eben jener Rümelin, der zehn Jahre später als württembergischer Minister, im Streit um die Konservatorenfrage, wieder auf Haßler zurückkam. Die Begegnung mit Haßler in Frankfurt muß für Rümelin, dem eine kritisch-zuverlässige Menschenkenntnis nachgesagt wird, offenbar so nachhaltig gewesen sein, daß er sich 1858 in der schwierigen Konservatorberufung mit einer vorbehaltlosen Sicherheit für den Ulmer Professor verbürgen konnte.

Die Aufgabenfülle und die ganze Tragweite des neuen Amtes hatte damals wohl niemand so richtig vorausgesehen. Haßler wurde daher – wie schon erwähnt – nur im Nebenamt angestellt, nur mit einem schmalen Salär von jährlich 300 Gulden, und dies stets widerruflich. Für einen Karrieremann hätte die Sache angesichts dieser schwäbisch-sparsamen Rahmenbedingungen eigentlich rasch ein Ende finden müssen. Denn nur wenige Monate nach seiner Ernennung wurde Haßler der damals hochrangige



Das Ulmer Münster um 1865. Professor Haßler wohnte im Schatten des gewaltigen Gotteshauses und warb unermüdlich und erfolgreich für den Weiterbau des Turms.

Direktorposten für das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg angetragen. Aber Haßler lehnte ab, pokerte auch nicht mit dem Stuttgarter Ministerium, sondern folgte ohne Verzug seinem Auftrag und begann pionierhaft-schrittweise mit der Gestaltung seines Amtes.

Haßler legt eine stabile Grundlage für zukünftige Denkmalpraxis

Er versandte Fragebögen an die Kirchengemeinden, um zunächst die entscheidende Grundlage für jede Denkmalpraxis, nämlich mehr Kenntnisse über die Geschichtsdenkmale, zu erreichen. Haßler erforschte und publizierte die großen mittelalterlichen Stadtkirchen genauso wie die bescheidenen Dorfkapellen; für ihn waren sie alle in erster Linie nicht kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten, sondern anschauliche Dokumente aus der Geschichte. Er wohnte in Ulm gegenüber der Münsterfassade und hatte so die damals bedeutendste Denkmalmaßnahme des Landes unmittelbar vor der Haustür und damit sozusagen auch im Griff. Er reiste aber unentwegt auch zu den archäologischen Problemfällen, zu den Pfahlbauten bei Überlingen oder zu den Steinzeitfunden an der Schussenquelle. Nebenher veröffentlichte er auch schon die ersten grundsätzlichen Überlegungen zur Denkmalpraxis,

so etwa zur Frage: *Wie sind alte Kirchen bei ihrer Restaurierung zu behandeln?* Fragen, die er nicht als historisch-perfekter Erneuerungsarchitekt stellte, sondern als Historiker, d. h. um den Geschichtszeugnissen selbst in der notwendigen Erneuerung immer auch ihren Alterswert, d. h. die Ablesbarkeit von Geschichte zu behalten.

Kurzum: Haßler schaffte damals in den fünfzehn Jahren seines Wirkens als erster Konservator fachlich und organisatorisch weithin schon die Voraussetzungen, die für seine Nachfolger dann zur Grundlage werden konnten auf dem Weg zur heutigen Landesdenkmalpflege.

Zwei Jahre vor seinem Tod ging Haßler – auch damals noch immer ganz der ehemalige Orientalist und der Theologe – im Winter mehrmals auf die Ulmer Bundesfestung, ging zu den Turkos, die dort in den Kasematten als Gefangene aus dem Krieg 1870/71 einsitzen mußten, und las ihnen stundenlang aus dem Koran vor.

Diese Begebenheit gehört sicherlich nicht – wie wir heute im Beamtendeutsch sagen würden – zu den Tätigkeitsmerkmalen des Konservators. Aber sie macht doch deutlich, wie sehr Konrad Dietrich Haßler nicht sozusagen als Fachspezialist, sondern als gebildeter Sachkenner des Altertums auch in der Gegenwart lebte, – und was Bildung in diesem Sinne sein konnte.

Die Kratzmühle und der Mühlhof in Oberstenfeld

Ernst Schedler

Die 1247 ausgestellte Urkunde, in der Papst Innozenz IV. das Stift Oberstenfeld in seinen Schutz nimmt und ihm den Besitz in vielen Orten bestätigt, erwähnt die Kratzmühle nicht namentlich. Es heißt summarisch, dem Stift gehöre der Ort selbst *cum omnibus pertinentiis*, mit allem Zubehör. Beim weiter abgelegenen Kirchberg (Murr) werden die Mühlen ausdrücklich erwähnt. Doch darf mit Sicherheit angenommen werden, daß zu jener Zeit in Oberstenfeld bereits zwei Mühlen bestanden: Die sechzig Meter östlich der Stiftsmauern liegende Stifts- oder Klostermühle und etwas bachaufwärts die leistungsfähigere Mühle in der damals noch bestehenden Siedlung Kratzheim. In einer Urkunde von 1336 wird sie dann namentlich als *unsere Mühle zu Kratzheim* genannt.

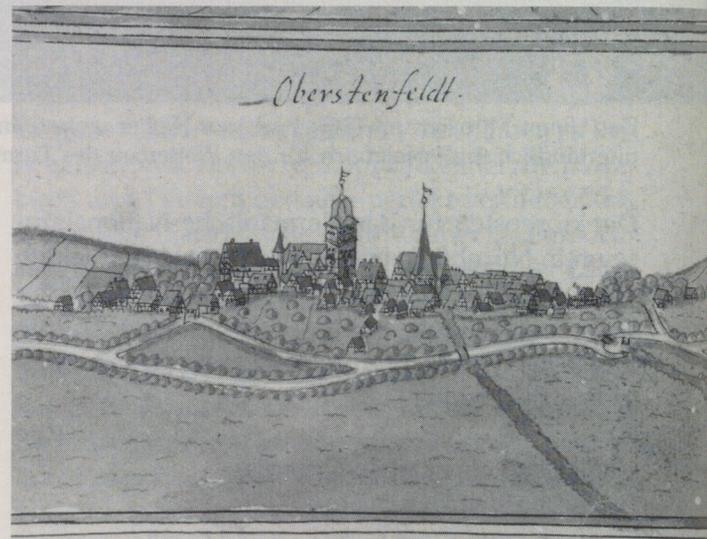
Sehr wahrscheinlich waren Beilstein und weitere talauf liegende Orte in die Mühle gebannt, d. h. die Einwohner waren verpflichtet, nur in dieser Mühle mahlen zu lassen. Die zum Bau der Mühle investierten beträchtlichen Mittel mußten sich rentieren, auch ihre künftige Unterhaltung sollte gesichert sein. Ein Mühlenbann gewährleistete Kundschaft und damit ein regelmäßiges Einkommen. Der durch Beilstein fließende Söhlbach führte nicht genügend Wasser, um damit eine Mühle anzutreiben. Man mußte daher das Mahlgut auf dem Rücken von Eseln zur Kratzheimer Mühle schaffen und ebenso wieder zurück. Dieser Weg heißt heute noch der Eselsweg.

In einer Urkunde von 1361 ist von der Kratzmühle die Rede, und so heißt sie noch immer, auch wenn dort nicht mehr gemahlen wird. Ihr Name allein erinnert an den einstigen Ort Kratzheim, der langsam verschwunden ist; wahrscheinlich als Oberstenfeld durch das Stift und das nahe Beilstein als Stadt an Anziehungskraft gewonnen hatte. Das einzige erhaltene Bauwerk der abgegangenen Siedlung ist ihre Kirche aus dem 11. Jahrhundert, die Peterskirche.

In den nachfolgenden Jahrhunderten sagen die schriftlichen Quellen wenig über die Mühle aus. Der Müller, meist Kratzmüller genannt, hat die Gült an das Stift zu zahlen. Bald taucht Kratzmüller auch als Familienname hier auf, doch der echte Kratzmüller in der Mühle heißt Konrad Eckard. Nach seinem Tod hat die Witwe im Jahre 1570 *usser ihrer Inhabenden Mihlin, genannt die Kratzmühlin, der Herrschaft Württemberg* Gült zu entrichten. Danach ist Gilg Spies auf der Mühle.

Nikolaus Zigel d. Ä. – wohlhabender Müller und geachteter Bürgermeister

Einige Jahrzehnte später – der 30jährige Krieg hat eben begonnen – gelangt die Kratzmühle für die nächsten 110 Jahre in die Hände von Nikolaus Zigel (Zügel, Ziegel), Vater und Sohn. Woher der erste dieses Namens kommt, ist nicht mehr festzustellen, denn die Archivalien von Oberstenfeld fielen ebenso wie die des Amtsstädtchens Beilstein 1693 dem Franzoseneinfall zum Opfer. Vielleicht sind die Zigel aus Murrhardt gekommen, wo damals schon und heute noch mehrere Zweige der Familie Zügel blühen. Das Anwesen ist vom Dorf Oberstenfeld abgelegen – die Darstellung von Andreas Kieser aus



Oberstenfeld um 1680, nach dem Kieserschen Forstlagerbuch; die Kratzmühle ist rechts unterhalb der Peterskirche im Bild.

dem Jahre 1686 zeigt es deutlich –, und so bleibt es von Plünderungen und anderen Heimsuchungen nicht verschont.

Das Ansehen des Müllers muß zu jener Zeit groß gewesen sein; er hat offensichtlich auch seine Vermögenslage bald wieder sichern können. Im Taufbuch der bachaufwärts liegenden Gemeinde Gronau, das 1642 beginnt, ist Nikolaus Zigel 37mal als Pate eingetragen, seit 1651 mit dem Vermerk *Bürgermeister*; letztmalig im Jahr 1674. Selbst in Großbottwar ist Zigel zusammen mit dem dortigen Pfarrer und dem Diakon, dem zweiten Pfarrer, als Pate eingetragen. Wie oft mag er dann in Oberstenfeld Pate gestanden sein? Er war offensichtlich ein Mann, dem Achtung und Vertrauen entgegengebracht wurden und dem

es auch nicht an Geld fehlte, den Tauftaler zu reichen. In einer Anmerkung heißt es von ihm, *er sei reicher als fast alle Bürger zu Beilstein*. Vor seinem Tod stiftet er dem Heiligen, also dem Kirchenfonds zu Oberstenfeld, 75 Gulden. Zum Vergleich: Damals hat ein Paar Ochsen 70 Gulden gekostet!

Als 1651 die Frau des Nikolaus Zigel stirbt, darf und kann er es sich leisten, an der Ostseite der Peterskirche bei Oberstenfeld ein großes Epitaph einzulassen. Man kann noch entziffern: *MDCLI (= 1651) den 9. Juli ist sel.(ig) entschlafen die ehren u.(nd) tugendsam Catarina des Ehrenvesten Ho(ch)geachteten He.(rrn) Nicolaus Zigel zu Oberst.(enf)eld) Ehe(liche) Hausfr.(au) die Gott mit fr.(euden) erwek*. Der Steinmetz hat reizend naïv eine Frauenfigur dargestellt, dazu Engelsköpfe – jetzt leider stark verwittert – und Zierformen. Unten sind die Buchstaben G C Z des Stifters Gottfried (?) Claus Zigel und das Steinmetzzeichen eingehauen.

Johann Nikolaus Zigel d. J. – der Kratzmüller nennt 71 Bücher sein Eigen

Der Witwer heiratet ein zweites Mal; im Jahre 1662 wird Johann Nikolaus Zigel geboren, über dessen bewegtes Leben aus den Akten und Büchern viel entnommen werden kann. Im Mühlhof an der Gronauer Straße, in seinem Wohnhaus, hat er uns sein Erbe hinterlassen. Er heiratet 1683 Maria Barbara Riecker, die Tochter des Rats, Metzgers und Schwannwirtes in Beilstein. Wenige Jahre darauf baut oder erweitert er entsprechend der Notwendigkeit und dem wachsenden Wohlstand. Der Torbogen am heutigen Mühlhof stammt aus der damaligen Zeit; er trägt die Jahreszahl 1688. Dieselbe Zahl ist auf einem gewölbten, ein Meter breiten Stein zu lesen, der an der Straßenseite des Mühlhofs in die Wand eingemauert ist, dazu die Buchstaben H N Z, Hans Nikolaus Zigel.

In seinem großartigen Forstkartenwerk stellt uns Andreas Kieser bei den 684 Ortsansichten württembergischer Dörfer und Städte auch Oberstenfeld vor. Wenngleich auf seinen Bildern bei den Häusern manches summarisch dargestellt ist, so hat Kieser doch hervortretende Bauten sorgfältig bearbeitet, auch in Oberstenfeld. Beweis dafür ist der in seinen verschiedenen Stockwerken richtig dargestellte Turm der Stiftskirche. Durchweg hat Kieser auch den Mühlen besondere Aufmerksamkeit zukommen lassen. Wir können also seiner Darstellung der Kratzmühle Vertrauen schenken: Ein größeres Haus unterhalb der Peterskirche mit einem kleineren Anbau. Zwei unterschlächtige Wasserräder treiben die vermutlich zwei Mahlgänge und den gekoppelten

Gerbgang. Das Bild wurde 1686 gezeichnet, also zwei Jahre bevor Zigel das erwähnte schöne Eingangstor überwölbt hat.

Der Kratzmüller gilt etwas in seiner Gemeinde: Man hört auf sein Wort, er sitzt im Gemeinderat, ist Gerichtsverwandter. In Familie, Haus, Hof und Mühle spürt man die Wohlhabenheit. Johann Nikolaus Zigel ist – wie schon sein Vater einst – im Taufregister unter *Compatres* oder *Gevattersleüth* sehr häufig verzeichnet: In Oberstenfeld über hundert, in Gronau zwei Dutzend Mal. Nicht selten mit dem Stiftsmüller zusammen. Auch Bücher gehören in sein Haus und in sein Leben. Da Bücher viel über den Besitzer aussagen und beim Kratzmüller Zigel dazuhin ein Stück Lebens- und Ehegeschichte darstellen, sei etwas näher darauf eingegangen. Im Verzeichnis des Nachlasses sind immerhin 71 Bücher aufgeführt, davon etwas mehr als die Hälfte mit geistlichem In-

Epitaph der 1651 verstorbenen Ehefrau des Kratzmüllers Zigel d. Ä. an der Peterskirche, der Kirche des abgegangenen Ortes Kratzheim.



halt. An erster Stelle steht *Eine Große Gute Weinmarer Bibel, 10 Gulden*. Dann folgt die *Historia Ecclesiastica* und eine ganze Reihe theologischer Werke mit lateinischen Titeln, zu denen noch verschiedene Predigtbücher zu *Leich, Tauf, Einsegnung* kommen. Aufschlußreich ist auch die Liste der weltlichen Literatur, die hier zu großen Teilen abgedruckt wird.

Ungarische Kriegs Romane

Der Teutsche Secretarius

Teütschlands Beschreibung

de Willenhags Kurtzweilige Sommer Tage

Geographisches Dictionarium

Der seltsame Spring ins Feldt

Frantzösische Große Grammatica

Schulzen kurtze Weldt-Beschreibung

Schuppij perpet. Calender

Ungarische Chronica

Luzen Christl. Echo

Württembergisch Landrecht und Lands Ordnung

Hedrusij Mord und Trauer Bücher

Geheimnissen der Natur

Helvetischer Bund

La veritable Politique

Der Lust und Stauden Garten

Der 100jähr. Calender

Accis Instruction

Die beglückten Elttern

Vigelij denkwürdige Sachen

Bößer Männer und Weiber Apothek

Der Donau Strand

In zweiter Ehe heiratet der Müller eine Pfarrerstochter

Da ziehen im Juli 1693 die Franzosen durch das Bottwartal, sengen und brennen. Ein Drittel von Oberstenfeld wird in Schutt und Asche gelegt, darunter auch das gesamte Anwesen des Johann Nikolaus Zigel. Noch fünf Jahre danach sind drei abgebrannte Häuser nicht wieder aufgebaut, jedoch 1 *Mahlmühlin, die Cratzmühlen Genannt, hierüber wider ein Geringer Bau*.

Im Jahre 1685 war das erste Kind geboren worden: Rosina Barbara. Von ihr wird noch die Rede sein. Zehn Jahre später kommt ein Söhnlein dazu, das einzige. Es wird später die Lateinschule besuchen und in Stuttgart drei Examina ablegen. Doch stirbt der Sohn bereits mit 17 Jahren. Als Patin ist bei allen Kindern des Müllers Johann Nikolaus Zigel Barbara von Horneck, Äbtissin des adeligen Reichsstifts Oberstenfeld, eingetragen.

Inzwischen ist Zigel auch *Bürgermeister*, genauer *Oberbürgermeister* oder *Erster Bürgermeister*, das heißt: Er ist für das Rechnungswesen in der Ge-

meinde verantwortlich. Einmal passiert's dann: Er versäumt die Sitzung. Im Protokoll ist vermerkt: *Weilen heut bey versammeltem Gericht und Rath der Burgermeister Zigel und Johannes Schefer nicht erschienen, also solle jeder eine Flasche Wein zur straf geben*. Und auf dem Rand steht der Vermerk: *ist bezahlt worden*. Man könnte sich vorstellen, daß es eine «Nachsitzung» gegeben hat, doch ist das nicht protokolliert. Interessant ist aber, daß im Bottwartal damals bereits Wein in Flaschen ausgeschenkt wurde. Bei seiner Ernennung hatte er wie einst sein Vater zehn Gulden in den Almosenkasten gestiftet, *daß von dem ertragenden Zinnß Jährl. auff Nicolai Bücher erkaufft und under die Schuljugend ausgetheilt werden sollen*.

Doch nun stirbt 1697 seine Frau. Im Totenbuch trägt der Pfarrer ein: *Am 17. Marty ist Joh. Nicl. Ziegels Haußfrau Anna Barbara, nach dem sie ein Todt Kind müssen von ihr schneiden lassen, nach außgestandenem 8tägigem großem Schmertz in der Kindbett seelig entschlafen*. Was soll der Müller mit den beiden Kindern und dem großen Anwesen machen, wo allüberall und dringend eine Frau benötigt wird? Er heiratet ein Jahr später *nach ausgestandener trauer Zeith (. . .) die Jungfer Rosina Veronica, des Wohl Ehrwürdig und Wohlgelehrten Herrn Mr. Johann Ulrich Landerer trew Eyferigen Pfarrers und Seelsorgers allhier Eheliche Tochter*. Was sie mit in die Ehe bringt, ist im Inventarbuch genau aufgeführt; es ist nicht gerade viel, denn Stiftsprediger Landerer hat noch mehr Kinder auszusteuern. Aber daß der Kratzmüller eine Pfarrerstochter zur Frau nehmen kann, macht sein Ansehen in der Gemeinde augenscheinlich und hebt es durch diese Heirat noch. In dieser zweiten Ehe werden vier Töchter geboren; die beiden jüngsten sterben früh.

Im Jahre 1702 wird neben der Kratzmühle der stattliche Mühlhof gebaut

Nun plant Johann Nikolaus Zigel und *baut mit ihr ein neu Haus*, wie es in den Akten vermerkt wird. Es ist der in seiner stattlichen Größe noch erhaltene, wenn auch erschreckend vernachlässigte Mühlhof neben der eigentlichen Mühle.

Aus dem Gemeinderatsprotokoll erfahren wir, daß für die Ersatzbauten der 1693 abgebrannten Häuser Bauholz aus dem Gemeindewald zur Verfügung gestellt wird. *Anno 1701 den 11. November hält Johann Nicolaus Zigel zu Erbauung eines neuen großen Haußes vor Gericht und Rath an um 325 stämm Bauholtz. – Beschaid: Dem Zigel, weilen derselbe zu seiner Scheuer und anderen Bäule den mehren Teil Holtz außserhalb erkaufft, also ist Ihme zu dießem Hauß bau in unßerem Wald zu hauen erlaubt worden 215 stämm. das übrige aber solle er Außserhalb kaufen*.

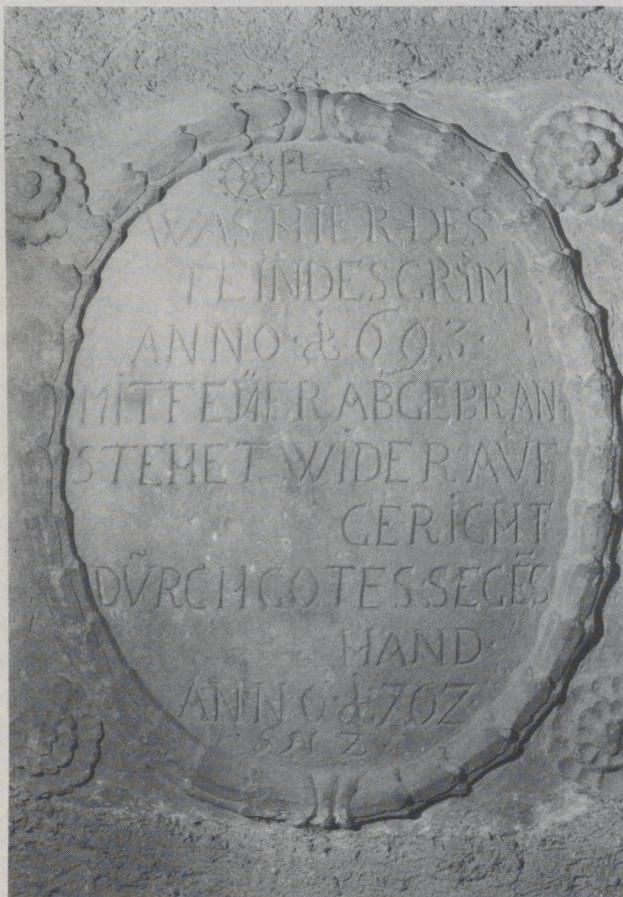


Oben: Der Mühlhof, 1693 von den Franzosen abgebrannt, 1702 von Johann Nikolaus Zigel d. J. neu erstellt. Aufnahme von 1911.

Unten: Der Mühlhof in einer Aufnahme von 1983. Noch wäre er zu retten; die Fensterreihe ist ungestört.



Im Jahr 1702 kann das Haus bezogen werden, das auch einen repräsentativen Raum mit verzierter runder Mittelsäule enthält. Mit berechtigtem Stolz läßt der Kratzmüller auf der Straßenseite eine Gedenkplatte einmauern. Umkränzt von einem ovalen Zierband ist zu lesen: *Was hier des Feindes Grim anno 1693 mit Feur abgebrand stehet wider aufgerichtet durch Gottes segeshand anno 1702*. Darüber eingemeißelt das Mühlrad als Müllerzeichen, dann ein Metzgerbeil – weshalb? – und das Steinmetzzeichen entsprechend der Vorschrift, denn der Steinmetz trug die Verantwortung beim Bau. Dasselbe Steinmetzzeichen ist auch am Amtshaus des Schlosses Schaubeck in Kleinbottwar zu finden. Unten im Oval der Gedenktafel sind die Initialen J N Z, Johann Nikolaus Zigel, eingehauen.



Steintafel an der Straßenseite des Mühlhofes (65 cm hoch). Oberstenfelds einziger in Stein gehauener Hinweis auf den Franzoseneinfall 1693.

Außer diesem Haus baut er noch eine Scheuer mit einem riesigen Keller und drei kleinere Gebäude über Stallungen. Zu seinen bisherigen Ämtern tritt die Aufgabe als Schützenmeister hinzu, 88 Mann unterstehen ihm; er kauft sich die Bücher *Corpus Juris Militaris* und *Schießkunst*.

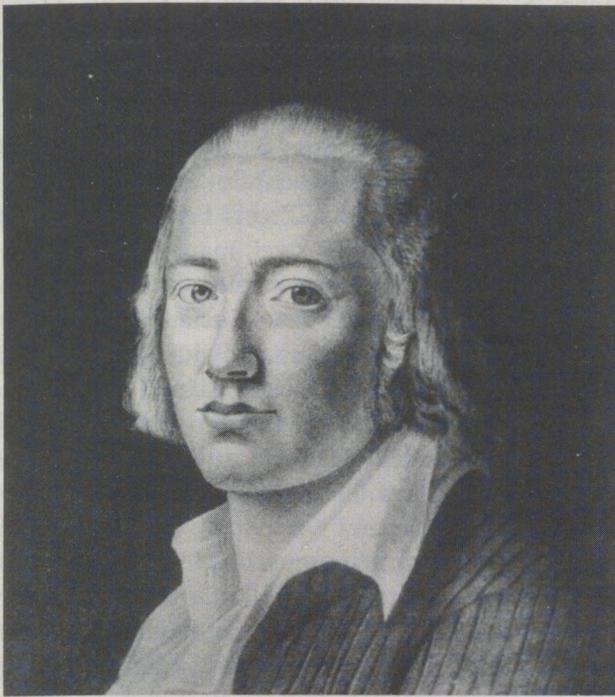
Der Kratzmüller Zigel heiratet in dritter Ehe Sara Dorothea Hölderlin

Da stirbt 1705 überraschend seine Frau Rosina Veronica, die Tochter des Pfarrers Landerer, *schnell durch Gichtern überfallen* im 29. Lebensjahr. Johann Nikolaus Zigel steht mit seinen Kindern erneut allein da; er ist jetzt 43 Jahre alt. Im Juli des folgenden Jahres heiratet er zum dritten Mal, wieder eine Pfarrerstochter. Im Ehebuch wird sie genannt: *Sarah Dorothea He. (rrn) M. (agister) Alexander Hölderlins sel. gewesenenen vieljährigen Pfarrers zu Weilheim Kirchheimer amts nachgebliebene Ehel. tochter*. Siebenundzwanzigjährig zieht sie im Mühlhof ein. Ihr älterer Bruder Johann Conrad Hölderlin wohnt schon seit 1698 in Großbottwar und ist dort der begüterte, angesehene Pfleger und Geistliche Verwalter des Murrhardter Hofes. Ob er es war, der die Ehe seiner doch schon etwas älteren Schwester Sara Dorothea mit dem Kratzmüller vermittelt hat?

Der Abschied von Weilheim/Teck mag ihr schwergefallen sein, war sie doch dort geboren und im Pfarrhaus neben der schönen Peterskirche aufgewachsen, wo der Vater und einst schon der Großvater gepredigt hatten. Abschied auch vom Grab des erst ein Jahr zuvor verstorbenen Vaters. Nun führte sie der Weg nach Oberstenfeld; es sollten für das Ehepaar 22 Jahre gemeinsamen Weges werden.

Ein Jahr später zieht die jüngere Schwester Maria Sophia nach Marbach; sie ist mit einem Chirurgus verheiratet. Nun sehnt sich die 65jährige verwitwete Mutter Sarah Hölderlin in die Nähe dieser drei Kinder. Sie verläßt Weilheim und kommt nach Oberstenfeld in den Mühlhof zu ihrer Tochter. Sicher ist es ihr eine große Freude, als sich 1709 auch noch eine Enkelin hierher verheiratet und drinnen im Flecken bei der Kelter wohnt: die Tochter ihres ältesten Sohnes Alexander Hölderlin aus Esslingen, ebenfalls Chirurgus. So leben nun fast ein Jahrzehnt lang drei Frauen namens oder geborene Hölderlin in Oberstenfeld. Bald gibt's Urenkel; sie kommen auf Besuch raus in den Mühlhof und bringen Licht und Freude in den Alltag der betagten Frau, die neun Jahre Blindheit ertragen muß. Dem kleinen Johannes hat sie einen besonderen Platz in ihrem Herzen – und auch in ihrem Testament – eingeräumt. Zuletzt erkrankt sie an Wassersucht; im Juli 1717 stirbt die Pfarrerswitwe Sara Hölderlin.

Der Name Hölderlin läßt aufhorchen. Verlassen wir daher für einen Abschnitt die Kratzmühle, den Müller Johann Nikolaus Zigel und seine Frau Dorothea geb. Hölderlin und gehen zu dem schon erwähnten Bruder Johann Conrad Hölderlin nach Großbottwar. Dieser hatte eine Tochter aus der vermögenden



Friedrich Hölderlin (1770–1843), dessen eine Ur-Ur-Großmutter zehn Jahre im Mühlhof lebte.

Familie Essich zur Frau genommen und selbst ein stattliches Vermögen angesammelt. Der älteste seiner beiden Söhne, Friedrich Jacob, geht in die Dienste des württembergischen Kirchenrates nach Lauffen/N. und amtiert dort als Klosterhofmeister. Sein 1736 in Lauffen geborener Sohn Heinrich Friedrich übernimmt Amt und Wohnung seines Vaters. Dort im Wirtschaftshof des alten Lauffener Frauen-

Gustav Schwab (1792–1850); ein Ur-Ur-Großvater war der Kratzmüller Johann Nikolaus Zigel.



klosters an der Mündung der Zaber in den Neckar ist am 20. März 1770 der Dichter Friedrich Hölderlin geboren worden. Kratzmüller Zigels Schwiegermutter, die zehn Jahre im Mühlhof zu Oberstenfeld gelebt hat, ist also eine Ur-Ur-Großmutter Friedrich Hölderlins.

Der Müller Johann Nikolaus Zigel
ist ein Ur-Ur-Großvater von Gustav Schwab

Kehren wir zurück in den Mühlhof bei Oberstenfeld. Rosina Barbara, die älteste Tochter des Kratzmüllers, hat den Pfarrerssohn Johannes Hosch geheiratet, Fourier des hochfürstlich württembergischen Leibregiments. Dieser ist – später als Hauptmann und Regimentsquartiermeister in Flandern – viel unterwegs. Daher wohnt seine Frau viele Jahre mit ihren Kindern in dem geräumigen heimatlichen Mühlhof. Ihre kleine Barbara heiratet später den Rechnungsbeamten Philipp Jakob Schwab in Ilsfeld. Doch sie zieht's oftmals in die alte Heimat nach Oberstenfeld. Hier kommt auch eines ihrer Kinder zur Welt. Ihr Sohn ist Johann Christoph Schwab, später Professor an der Hohen Carllschule, Geheimer Hofrat, philosophischer Schriftsteller und Pädagoge. Und dieser wiederum wird der Vater des vielseitig begabten und weithin bekannten Dichters Gustav Schwab. Ein Ur-Ur-Großvater aber ist unser Kratzmüller Johann Nikolaus Zigel.

Zu den Mühen in Haus, Hof und Mühle, die reiche Früchte tragen, werden dem einflußreichen, allgemein geschätzten Mann noch weitere öffentliche Ämter anvertraut. Seine Wohlhabenheit spiegelt sich auch in einer 1717 gefertigten Veranlagung wider: Ein neuer Abendmahlskelch soll für die Oberstenfelder Fleckenkirche – im Gegensatz zur Stiftskirche – angeschafft werden; von den 71 eingetragenen Zahlungspflichtigen bleiben 70 unter einem Gulden, nur der Kratzmüller wird mit mehr als zwei Gulden veranlagt. 22 Jahre wohnt er mit seiner Familie im Mühlhof, dann schreibt er zusammen mit seiner Frau Sarah Dorothea geb. Hölderlin ihrer beider Testament. Als erstes vermacht er *dem Gemeinen Flecken allhier zehen Gulden, Solche zu einem Glöcklein auff das Rath Hauß zu employieren*. Und die Frau stiftet *dem Heiligen allhier Zehen Gulden, den Zinsß davon jährlich auff Dorothea Tag unter allhiesige Haußarme an Brodt auszuteilen*.

Als der Kratzmüller am 3. November 1728 im Alter von 66 Jahren stirbt, trägt der Pfarrer in das Totenbuch ein: *Starb H. Joh. Nic. Zigel Ahnwald, Steüersetzer und Waysenrichter allhier, ein herzlicher, wackerer und nützlicher Mann*. Seine 16 Jahre jüngere Frau überlebt ihn nur um neun Monate, sie stirbt an ihrem



23. Hochzeitstag. Jedes von ihnen ist *unter volkreicher Versammlung Christl. zur Erden bestattet auf dem St. Peters Kirchoff*. Der tatkräftige, verantwortungsbewußte, auch in schweren Zeiten nicht verzagende Müller Zigel hat in seinem Heimatort Spuren hinterlassen. Noch heute, 260 Jahre nach seinem Tod, wird die Kratzmühle von manchen alten Oberstenfeldern auch Zigelsmühle genannt. Sichtbare Erinnerung an ihn ist jedoch der Mühlhof von 1702.

1963 wird die Kratzmühle in Oberstenfeld stillgelegt – der zerfallende Mühlhof soll erneuert werden

Nach Zigels Tod wird der Besitz an Frau und Töchter verteilt. Über die Ehefrau kommt ein großer Teil des Vermögens auf die Hölderlinsche Seite nach Großbottwar und vermehrt das dort schon vorhandene beachtliche Vermögen. Es darf sicher angenommen werden, daß später mit einem Teil davon die Betreuung des kranken Friedrich Hölderlin in Tübingen finanziert worden ist.

Auf die Kratzmühle kommt zunächst ein *Beständer*, ein Pächter. 1765 erstellt Johann Marz, Oberamtmann von Großbottwar – er hat in die Hölderlinsche Verwandtschaft eingeheiratet –, einen Neubau und verkauft ihn 1774 an Müllermeister Fritz. In dieser Familie bleibt die Mühle fast ununterbrochen bis

1935. Den «Abgesang» bis zum allgemeinen Mühlensterben machen mehrere Besitzer. 1962 kauft sie Jakob Friedrich Werz («Werzalit»), ein Jahr später wird zum letzten Mal gemahlen: Roggen und Follenharze. Nach Ablösung des Wasserrechts 1965 wird der Mühlkanal zugeschüttet.

Der Mühlhof wird unter Zigels Erben zweigeteilt und bietet Wohnung für zwei, manchmal auch für drei Familien. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschlechtert sich der bauliche Zustand. 1968 bzw. 1971 erwirbt die Firma Werzalit beide Haushälften, da das Gebäude an das Werksgelände anschließt. Der Abriß des denkmalgeschützten Hauses ist vorgesehen, doch erteilt das Landesdenkmalamt keine Genehmigung dazu. Da an dem Haus nichts erhalten und instandgesetzt worden ist, bietet der einst stattliche Mühlhof ein Jammerbild. Nun will ihn die Firma abgeben, und der Mühlhof erscheint auf der Liste der zum Verkauf angebotenen historischen Bauwerke. Nach längerem Warten finden sich junge Interessenten. Inzwischen hat sich jedoch die Firma Werzalit entschlossen, das Haus in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt zu erneuern und Büros einzubauen. Eine große Aufgabe für die Beteiligten! Zum einen ist das kräftige finanzielle Engagement der Eigentümer notwendig, um aufzufangen, was in den letzten Jahrzehnten versäumt wurde; zum andern kein geringer Einsatz des Landesdenkmalamtes, um die historischen Belange zur Geltung zu bringen. Doch die Mühen lohnen sich!

Oben links: Eckständer der neben der Mühle erstellten Scheuer mit Müllerzeichen: vierspeichig, acht Schaufeln.

Unten: Teil der Nordseite des Mühlhofes, der die schweren Schäden erkennen läßt. Das Fachwerk in Fensterhöhe rechts ist gestört. Die geschweiften Schrägbalken und die Kielbögen lassen die einstige Schönheit ahnen.



Zwei schwäbische Humanisten im Elsaß um die Jahrhundertwende

Max Rehm

Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes gekündet haben, schauet auf den Ausgang ihres Lebenswandels und ahmet ihren Glauben nach. Hebräer 13,7

Das Protestantische Gymnasium wurde in der Reformationszeit 1538 von der freien Reichsstadt Straßburg als humanistische Anstalt gegründet. In diesem Jahr feiert es also sein 450jähriges Bestehen, jetzt unter dem Namen Gymnase Jean Sturm. Der bedeutende Humanist Johann Sturm aus Schleiden in der Eifel war der erste Rektor.

Der Lehrkörper der Schule wurde nach 1870 durch eingewanderte Kräfte ergänzt und erweitert. Sie waren aus allen deutschen Gauen als junge Studenten zur erblühenden Reichsuniversität Straßburg gezogen, im Land geblieben und eingewurzelt. Auch ausgebildete Pädagogen «von drüben» kamen, so aus Württemberg Heinrich Veil und Alfred Häberle, beide im Remstal gebürtig. Sie verliehen der Anstalt Ansehen im Grenzland und darüber hinaus.

36jährig wird Heinrich Veil Konrektor am Protestantischen Gymnasium Straßburg

Heinrich Veil wurde am 21. Februar 1850 in Schorndorf geboren. Sein Vater Christian Veil war hier Kaufmann, ließ sich aber 1858 in Heidenheim an der Brenz als Fabrikant nieder. Die Mutter Luise Veil war Tochter des Zimmermeisters Johann Schempp in Schorndorf.

Heinrich Veil studierte in Tübingen klassische Philologie und Theologie. Zwanzigjährig nahm er 1870 freiwillig als Sanitäter am Krieg in Frankreich teil. Nach beendetem Studium und Promotion zum Dr. phil. war er von 1879 an in mehreren Stuttgarter Gymnasien tätig, zuletzt mit dem Titel Professor am Eberhard-Ludwig-Gymnasium. Im Jahr 1886 wurde er, sich auszeichnend durch Wissen und frische fesselnde Lehrgabe, als Konrektor ans Protestantische Gymnasium in Straßburg berufen, 1890 zum Direktor der Anstalt bestellt.

Heinrich Veil spürte den Auftrag, eine Tradition zu wahren, ein Vermächtnis zu erfüllen. Er vertiefte sich in die Geschichte der Anstalt, in die Persönlichkeit des Gründers Johann Sturm, in dessen Wahl-spruch *Pietas literata* – Frömmigkeit verbunden mit wissenschaftlicher und zugleich sprachlicher Bildung. Als Neuhumanist legte er den Begriff im Geist Wilhelm von Humboldts aus: *Wenn wir aber in unse-*

rer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühl des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Das Gymnasium Argentinense hatte sich unter Johann Sturms Leitung zu einer herausragenden Bildungsanstalt der Reformationszeit entwickelt, ähnlich den humanistischen Schulen St. Anna in Augsburg und dem Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg. Solcher Überlieferung verpflichtet gab Direktor Veil, unterstützt von gleichgesinnten, verantwortungsbewußten Lehrkräften, seiner Schule das Gepräge einer *gesegneten Pflegestätte edler Geistesbildung, treuer und freier protestantischer Religiosität und rechtschaffenen Straßburger Bürgersinns.*

Heinrich Veil war ein Pädagoge von Rang, begnadeter Jugenderzieher und gütiger Patriarch. Er wies uns, seinen Schülern, *den Weg zum Jahrmarkt des Lebens durch die stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen.* Unaufdringlich, durch Milde und Herzenswärme wirkte er auf uns in den Reifejahren, bei der Suche nach einem uns gemäßen Beruf, im Ringen um Selbstfindung, im *schmerzhaften Werdeprozeß vom Chaos der Möglichkeiten in die Kristallisation der Form.* Wir machten dabei persönlich die Erfahrung, von Ricarda Huch in Worte gefaßt: *Es ist erschütternd, wenn in der Jugend wie in einem großen zusammenhängenden Gemälde das entgegentritt, wozu man in-nigste Verwandtschaft fühlt, was das einst zu erreichende Ziel, die Art des Lebenswerks, vor einen hinspiegelt.*

Direktor Veil: «Unsere Schule ist eine Pflanzstätte von Lehreroriginalen!»

Heinrich Veils Erscheinung als eines Lebensgeleiters hat sich uns unvergeßlich eingepägt: Seine mittelgroße breitgebaute Gestalt, das gedrungene behäbige Äußere, das schlichte Auftreten, die herzgewinnende Güte. Er gab in den Oberklassen griechischen Unterricht, las mit uns Homer, Sophokles, Demosthenes, Thukydides und Platon, auch griechische Lyriker wie Sappho. Er plagte uns nicht mit Grammatik, sondern führte großzügig in Geist und Schönheit antiken Schrifttums, hoher Dichtung ein. Er schaute kaum von seinem Buch auf, das er vor die gealterten Augen hielt. Es ging bei ihm behaglich zu. Kam er verspätet zur Stunde, so zahlte er aus freien Stücken Strafgeld in die Schülerkasse. Ohne Aufwallung verhängte er Geldbußen über Ruhestö-

rer, mit gutmütigem Humor: *Jost und Teike zahlen je zehn Pfennig wegen gegenseitigen Boxens!*

Höchst willkommen waren uns seine Exkurse während des Unterrichts. Begierig hörten wir ihm zu, etwa wenn er den Aufbau von Homers Ilias und Odyssee mit dem Bau des Straßburger Münsters oder mit der Verfassung des Deutschen Reiches verglich, gar wenn er, weit abschweifend, von seinen Erlebnissen im 70er Krieg erzählte, wie er in der Nacht nach Sedan *im genauen Wortverstand unter die Füße von Bismarcks Pferd zu liegen kam*. Oder er plauderte von seiner württembergischen Heimat, vom Remstal, von der schwäbischen Mundart, die sich von Ort zu Ort unterscheidet wie die griechischen Dialekte in Hellas. Aus dem eigenen Redeton klang es schwäbisch, zumal in den Doppellauten.

Er sprach bedächtig, mit tiefem Baß. Langsam bewegten sich seine Lippen; dabei wippte der weiße Vollbart. Über den gütigen Augen die breite Stirn, der gewölbte Kahlschädel sonnengebräunt. Er besaß ein Wochenendhaus im nahen Schwarzwald, zu Lautenbach im Renchtal. Heiter begrüßte er hier ehemalige Schüler, die bei ihm hereinschauten, ihre Anhänglichkeit bekundend.

Unsere Lehrer waren in der Stiftsschule – das St.-Thomas-Stift war der Träger – auf Lebenszeit angestellt und rechneten es sich zur Ehre an, dem Lehrkörper anzugehören. So zogen an ihnen zwei Generationen vorüber: sie unterrichteten die Söhne ihrer ehemaligen Schüler. Das gab zu mancher Glosse Anlaß: *Das hat dein Vater viel besser gelernt als du!* Aber auch auf die Eigenart der Lehrer wirkte ihr langes Verbleiben in der gleichen Anstalt. Dieser Umstand entlockte Direktor Veil bei einem Jubiläum den Ausspruch: *Unsere Schule ist eine Pflanzstätte von Lehreroriginalen!* Ihre Spitznamen wurden von Jahrgang zu Jahrgang überliefert.

Die Lehrkräfte entstammten den Ländern Thüringen und Sachsen, Brandenburg und Schlesien, Pommern und Mecklenburg, Hannover und Rheinland, Württemberg und dem Elsaß selbst. Ganz Deutschland schien hier versammelt, und im Unterricht schwang die Liebe zur angestammten und zur neu erwählten Heimat mit.

Wir Gymnasiasten hingen an unserem Direktor Heinrich Veil. Als Buben empfanden wir es als Auszeichnung, wenn er, ein flotter Schlittschuhläufer, uns auf der Eisbahn zum Paarlauf mit gekreuzten Armen einlud. Sein Spitzname *der Gunkel* vererbte sich von Schüलगeneration zu Schüलगeneration; ja es kam vor, daß arglose Eltern ihn mit diesem Namen anredeten, weil sie es nie anders gehört hatten. In süddeutscher Mundart bedeutet *gunkeln* schauen, sich hin und her bewegen.

Das antike Griechenland:
Vorbild an Bildung und Gesittung

Heinrich Veil verkörperte Humanismus, weitherziges Christentum, Idealismus ohne Schwärmerei, nationalen und liberalen Bürgergeist. Er bekannte sich zu diesem Erbe und gab es dem jungen Geschlecht auf den Lebensweg mit.

In einer Abschiedsrede an die Abiturienten über die im Gymnasium gepflegte humanistische Bildung antwortete er auf die Frage *Wozu lernen wir griechisch?* überzeugt und überzeugend: *Jene Besten und Größesten der Griechen, denen ihr nahetreten durftet, Homer und Sophokles, Herodot und Xenophon, Thukydides und Demosthenes, Sokrates und Platon haben es euch leicht gemacht, euch in sie hineinzufinden. Das Wort, das ein ägyptischer Priester von den Griechen gesagt hat: Niemand in Griechenland sei ein Greis, ihre Seelen seien immer jugendlich, gilt in besonderer Weise auch von ihnen. Sie alle, so verschieden sie sonst sein mögen, gleichen sich in dem Einen, daß sie eine wunderbare Frische und Freudigkeit des Lebens in sich und eine Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit in ihrer Darstellung besitzen, die ihren Werken das Gepräge unvergänglicher Jugend und zugleich das einzigartige Vermögen geben, schon in Jünglingsseelen dieselben Empfindungen für das Schöne, Edle und Heilige, die in ihnen selbst glühten, dieselbe sittliche Gesinnung und Begeisterung für Heldengröße und Bürgertugend, Freiheit und Unabhängigkeit, die ihnen selbst innewohnten, und die Gedanken und Erkenntnisse, die ihnen selbst über Staat und Sitte wie bei denkerischer Betrachtung des Weltganzen aufgingen, zu wecken und lebendig und wirksam zu machen. Niemals und nirgends in der Welt ist das Große so schön, das Gute so natürlich und anmutend, das Wahre so schlicht und faßlich vorgetragen worden wie von jenen griechischen Meistern. Sie belehren und erbauen, wenn sie zu ergötzen scheinen. Wer aus Homers frisch sprudelndem Dichtungsquell nicht Sinn für Heldenmut und Heldenehre, aus Sophokles' einfach großen dramatischen Handlungen nicht Furcht vor der Maßlosigkeit menschlicher Leidenschaft und fromme Verehrung für das gerechte Walten der Götter, aus Thukydides tiefgründiger Erzählung von den Ursachen und dem tragischen Verlauf des Peloponnesischen Krieges nicht tieferes geschichtliches Verständnis, aus Platons lebens- und anmutsvollen sokratischen Gesprächen nicht Interesse für die Fragen der Philosophie, aus Demosthenes' verstandesklaren und doch so leidenschaftlichen Staatsreden nicht politische Einsicht und Teilnahme für die Fragen des öffentlichen Lebens gewinnt, der muß stumpfen Geistes und trägen Gemütes sein.*

Großer Schulhof des Protestantischen Gymnasiums in Straßburg, heute Gymnase Jean Sturm; im Hintergrund die Turmspitze des Münsters. ►



Ihr, meine lieben Abiturienten, habt in den letzten Jahren angefangen, den stillen Einfluß der alten Meister an euch zu erfahren, ihr habt in der Beschäftigung mit ihnen keine drückende Arbeit, sondern inmitten anderer eure Fassungskraft und Gedächtnis ungleich mehr in Anspruch nehmender Lernaufgaben vielmehr Erquickung und Erholung gefunden. Mein Wunsch und meine Hoffnung gehen nun dahin, daß ihr diesen milden und freundlichen Geistern, die seit Jahrhunderten die Besten unseres Volkes in ihre bildende und veredelnde Zucht genommen, auch in Zukunft Einkehr bei euch gewährt, damit ihr immer mehr ihres belebenden und erfrischenden, kräftigenden und erhebenden Anhauchs inne werdet. Glaubt mir, es gibt im Leben genug Mächte, die Geist und Gemüt niederziehen; hütet um so sorgsamer, was euer Herz rein und eure Gedanken weit und frei macht, neben christlicher Gottesfurcht den tatenfrohen Idealismus der Griechen!

Bei Schulfeiern stellte Heinrich Veil die Gestalten Sokrates, Luther und Melanchthon, Goethe, Schiller und Uhland, die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., Moltke und Bismarck der Jugend vor Augen. Er sprach zu ihr über «die wahren Güter des Lebens», «Vom heiligen Ernste», über «Ehr und Ehrliche», «Dankbarkeit», «Tapferkeit», über «die Notwendigkeit der Selbsterziehung», über «die Freiheit, wonach dem Jüngling der Sinn stehen darf und soll». Er rief ihnen zu: *Schaut um euch, in euch, über euch!*

«König Ödipus» von Sophokles. Eine Aufführung Ende Juli 1913 zum 375jährigen Jubiläum des Straßburger Protestantischen Gymnasiums. Es spielten die Unterprimaner der Anstalt unter der Leitung des Schauspielers Max Born vom Straßburger Stadttheater.

Die Reihe der Abschiedsreden an die Abiturienten unseres Gymnasiums hat Heinrich Veil unter dem Titel *Am Scheidewege – Richtlinien und Leitsterne für unsre ins Leben hinaustretenden Söhne* 1904 in Straßburg veröffentlicht, bewogen vom Wunsch, die Anregungen und Mahnungen zu ernster Lebensauffassung, gewissenhafter Selbsterziehung und treuer Pflege unsres idealen Besitzstandes, die ich in aufrichtiger Liebe und erzieherischer Sorge für das heranwachsende Männergeschlecht nicht ohne Segen bisher den Schülern unsres Gymnasiums gewidmet habe, weiteren Kreisen unsrer deutschen Jugend darzubieten.

In die Abschiedsfeier für die Abiturienten platzt die Nachricht vom Kriegszustand

Unvergeßlich die Abschiedsrede, die Direktor Heinrich Veil uns am 31. Juli 1914 hielt. Mit beschwörender, tränenerstickter Stimme rief er flehend aus, dem Vaterland möge der drohende Krieg erspart bleiben. Als junger Mann habe er viereinhalb Jahrzehnte zuvor den 70er Krieg in Frankreich mitgemacht, seine Schrecken und Opfer miterlebt. In diese Worte tönten von der Straße die Rufe der Extrablatt-Verkäufer, für Elsaß-Lothringen als Grenzgebiet sei der Kriegszustand erklärt. Wir achtzehnjährige Abiturienten aber eilten tags darauf voll pa-



triotischer Begeisterung und kampfesmutig als Kriegsfreiwillige zu den Straßburger Regimentern und zogen ins Feld, glühenden Herzens zur Verteidigung des Vaterlands.

Wissenschaftlich trat Heinrich Veil durch musterhafte Übersetzungen von neutestamentlichen Apokryphen hervor. 1888 schrieb er eine Studie *Zum Gedächtnis Johannes Sturms*, zeugend von gründlicher Literaturkenntnis, von abwägendem Urteil. In der Festgabe zum 350jährigen Bestehen der Sturm'schen Anstalt steht seine Abhandlung *Das Protestantische Gymnasium zu Straßburg in den Jahren 1538–1888*. Diese Schrift war *Freunden unsrer Anstalt, insbesondere aber unsern lieben Schülern als ein Erinnerungszeichen* zugeeignet: *Wir hoffen und wünschen, daß durch eine solche Vergegenwärtigung einer langen und ruhmreichen Vergangenheit in den Herzen unsrer Jugend die Liebe und Verehrung für ihre geistige Nährmutter, aber zugleich auch das Bestreben, ihr Ehre zu machen, wachse und zunehme.*

Veils Schrift von 1908 über *Das Schulfest des Straßburger Gymnasiums im 18. Jahrhundert* ist eine Fundgrube elsässischer, ja abendländischer Kulturgeschichte.

Von Rang ist auch seine wissenschaftliche Untersuchung griechischer Tragödien, die Abhandlung *Zur Frage der tragischen Schuld in Sophokles' König Ödipus und Antigone*. Abweichend von der Auslegung durch herrschende Philologen bäumte sich sein unbefangener Sinn, seine Menschlichkeit dagegen auf, Ödipus und Antigone in ihrem tragischen Schicksal nur als willenlose Opfer der allmächtigen Götter anzusehen, als schuldlos von einem über sie verhängten Los zermalmt. Widersprach solche Auslegung nicht dem Wesen der griechischen Tragödie? Rührte deren ergreifende und läuternde Wirkung nicht stets von der strengen Verkettung von Schuld und Sühne her? War nicht der Glückswechsel, der jähe Umschwung des Schicksals der Heldengestalten jeweils die Folge einer bedeutsamen Verfehlung? Beide Dichtungen sind also «Charaktertragödien», tragische Schuld bei Ödipus und Antigone, läuternde Sühne.

Mit dieser Deutung trat Heinrich Veil den führenden Gelehrten entschieden, doch maßvoll entgegen. Als tapferer Schwabe ging er Schritt um Schritt den Weg eigener, natürlicher, menschlicher Auffassung. *Vollkommen fehlerlose Menschen darzustellen ist dem Wahrheits- und Wirklichkeitssinn der alten Dichter ebenso fernegelegen als vollkommen glückliche. Beides wäre ihnen auch als eine Versündigung gegen die Götter erschienen. Wohl aber reizte es sie manchmal, zu zeigen, daß gerade die besten und edelsten Vertreter der menschlichen Gattung, denen niemand Anerkennung oder Bewunde-*

rung zu versagen vermag, selbst da, wo sie für das Gute und Rechte eintreten, in leidenschaftlichem Überschwang eine Schranke überschreiten, die sie nach göttlichem und menschlichem Rechte nicht überschreiten durften, und durch ein solches, ihnen selbst kaum bewußtes, von uns gerne entschuldigtes Fehlgehen das Verderben auf sich herabziehen, das uns mit tiefstem Mitleid und zugleich mit banger Furcht vor der Unerbittlichkeit der gerecht waltenden Schicksalsmacht erfüllt. (. . .) So ist denn Antigone ein sprechender Beleg für die Wahrheit, daß gerade der Edelsten tragisches Geschick es ist, das Große und Hohe, wofür sie glühen, niemals in völliger Reinheit und selten ohne Verletzung berechtigter Interessen betätigen zu können, und daß es auch dem Heldenmütigsten und Tapfersten nicht möglich ist, sich immerdar auf gleicher Höhe der Stimmung und seelischen Spannkraft zu behaupten. Bei der Feier des 375jährigen Bestehens unsres Gymnasiums im Juli 1913 führten wir damaligen Oberkläßler «König Ödipus» auf. Mit unseren Rollen verwachsen, durchlebten wir das Trauerspiel.

Albert Schweitzer: «Dr. Veil habe ich in meiner langen Straßburger Zeit gut gekannt»

Mit dem Straßburger Protestantischen Gymnasium fühlte sich auch Albert Schweitzer verbunden. In einem Brief vom 11. Dezember 1964, ein Dreivierteljahr vor seinem Tod, schrieb er aus dem Urwaldhospital Lambarene: *Dr. Veil, den Direktor des Gymnasiums, habe ich in meiner langen Straßburger Zeit gut gekannt. Das Protestantische Gymnasium hat die geschichtlichen Ereignisse gut überstanden, und es ist zu hoffen, daß es sich selber treu bleiben wird. Gut erinnere ich mich auch daran, daß ich bei musikalischen Feiern, an denen der Gymnasiumschor unter Ernst Münchs Leitung beteiligt war, die Orgel spielte. Nun lebe und arbeite ich in der fernen Welt, in einem von mir gegründeten Spital. (. . .) Mit großem Interesse las ich Häberles Studie über den jungen Schleiermacher. Pfarrer Ernst (an der Thomaskirche) und ich waren eng befreundet. Ich schätzte auch seinen Sohn (Robert Ernst).*

Ein dankbarer Schüler des Protestantischen Gymnasiums war auch Robert Minder (1902–1980), Literaturhistoriker an der Sorbonne, am Collège de France, Inhaber des Lehrstuhls «für Sprachen und Literaturen germanischer Herkunft». Er schrieb in einem Brief vom 14. Juni 1964 aus Paris: *Mit Erstaunen erfuhr ich aus Ihren lehrreichen und liebevollen Notizen, daß die Württemberger nur eine Minorität (im Lehrkörper) darstellten. Man kann so mit völlig falschen Vorstellungen leben: Ich war jedenfalls überzeugt, unsere Schule sei eine Art Reservat für Schwaben und Stifter gewesen.*

Nach der Ausweisung aus Straßburg
Lebensabend in Freiburg und Jena

Zu gegebener Zeit hatte Direktor Heinrich Veil verdientermaßen vom Kaiser den Titel «Geheimer Studienrat» verliehen bekommen. Nach der Ausweisung aus Straßburg und dem Elsaß nach dem Ersten Weltkrieg *an der Grenze des biblischen Alters stehend* – zog er mit seiner Frau zum ältesten Sohn Wolfgang, Professor der Medizin; erst nach Freiburg, dann nach Jena.

Im Kreis der Familie, alter und neuer Freunde verbrachte Heinrich Veil den Lebensabend in geistiger Rüstigkeit, aber mit getrübttem Augenlicht, ja endlicher Erblindung. Unerwartete Ehrung wurde ihm zum 80. Geburtstag zuteil: Eine Abordnung der Theologischen Fakultät der Universität Halle überbrachte ihm das Diplom eines Ehrendoktors der Theologie. Darin wurde ihm bescheinigt, er habe im Geiste Johannes Sturms die Jugend zu Frömmigkeit geführt und in wissenschaftlichen Werken das Verständnis bedeutender Persönlichkeiten der frühchristlichen Epoche und das Reformationszeitalter erhellt und sich auch in seiner öffentlichen Tätigkeit als ein freudiger und treuer Förderer des Protestantismus und der deutschen evangelischen Kirche bewährt. Sein deutsches Mannestum habe ihn zudem in langen Jahrzehnten zu einem ebenso taktvollen wie entschiedenen Vertreter der deutschen Sache im Elsaßland gemacht.

Den Anstoß zu dieser Ehrung hatte wohl Professor Johannes Ficker, Dekan der Theologischen Fakultät in Halle, gegeben, wo er wie einst an der Straßburger Universität den Lehrstuhl für kirchliche Kunstgeschichte innehatte. Er kannte Heinrich Veil aus der gemeinsamen Straßburger Zeit und rühmte ihn als einen begnadeten Lehrer und Erzieher, einen Vater seiner Schüler.

Ein junger Theologiedozent in Jena, Erich Fascher, später Professor in Halle, erfuhr solche Vaterschaft und Begegnung im Alter. In der Abschiedsrede bei der Trauerfeier des Entschlafenen am 13. Januar 1938 in Jena berichtete er in ehrfürchtigem Gedenken: *Der 80jährige saß mit seiner Gattin im Kolleg des 32jährigen! Und wir begegneten uns auf gemeinsamem Wege zur Universität unter hohen Bäumen des schönen botanischen Gartens, tauschten die ersten freundlichen Worte und erlebten, wie daraus ein mündlicher und schriftlicher Verkehr wurde, dessen letzte Grußformel «Ihr alter Freund» gelautet hat.*

Der Klang dieser Stimme trug einen Ton von väterlicher Güte in das Herz der andern, daß es sofort gebannt war. Und wenn ihn die Atmosphäre des trauten Zimmers umfing, wenn mit geschlossenen Augen diese Stimme in den

dämmernden Abend erklang, dann schien die Zeit als gleichgültig ausgelöscht, dann gab es keine Eile, dann gab es kein stundenweises Berechnen von Pflichten und angeblich so dringenden Geschäften. Das lag alles in wesenlosem Scheine! Hier saß vor uns ein Stück lebendiger deutscher Geschichte, hier wurden Dinge als erlebt geschildert, von denen zwei Generationen kaum noch wissen. Und die fast naturhafte Herzensgüte, diese Bescheidenheit in der Wertung eigener Leistung, dieses Ablenken von sich auf die Interessen des anderen – es übte in ständiger Anziehung neu seinen Zauber aus, und es konnte wohl die Frage aufsteigen: Was muß das mit 40 oder 50 Jahren für ein begnadeter Lehrer gewesen sein!

(. . .) Er hat durch sein langes, gesegnetes Leben bewiesen, daß deutsch und christlich gut zusammenklingt und nach E. M. Arndt den erst zum Manne macht, der beten kann. Im Sinne des Gründers seiner geliebten Schule hat er humanistische Wissenschaft mit christlicher Frömmigkeit verbunden, und so steht er vor unsern Augen für immer als ein ehrwürdiges Beispiel dafür, zu welchen Höhen klassische Antike und christlicher Glaube einen deutschen Menschen emporzubilden vermögen und wie viel unmeßbarer Segen von solch einzigem Manne auszugehen vermag.

Professor Heinrich Veil, langjähriger Direktor des Protestantischen Gymnasiums in Straßburg.



Alfred Häberle unterrichtete vierzehn Jahre lang am Protestantischen Gymnasium Straßburg

Alfred Häberle kam am 1. Oktober 1869 in Stetten im Remstal zur Welt. Der Vater Dr. Leonhard Häberle war Chefarzt der Heilanstalt Stetten, danach Oberamtsarzt in Ulm, seine Gattin Sophie Mathilde Häberle, Tochter des Militärarztes Friedrich Karl Crönllein und dessen Frau Susanne, geb. Spangenberger. Alfred Häberle besuchte die evangelischen Klosterseminare Maulbronn und Blaubeuren und zog als Theologiestudent ins Tübinger Stift ein, zusammen mit Theophil Wurm, dem späteren Landesbischof. Aufgeschlossen für liberale Theologie genoß er die Wissenschaft in vollen Zügen und gab sich frohgemut studentischem Leben hin, so als Bundesbruder in der «Königsgesellschaft».

Angesichts seiner hohen Begabung wurde Häberle Stiftsrepetent und half den Kommilitonen in ihren Zweifeln durch wissenschaftliche Vertiefung, durch weitherzige, packende, ja bestürzende Auslegung der Heiligen Schrift. Im Religionsunterricht am Tübinger Gymnasium riß er auch gleichgültige Schüler mit. Nachdem er in Stuttgart Vikar an der Garnisonskirche geworden war, scharte sich eine Hörschaft um die Kanzel, über die Militärgemeinde hinauswachsend, die seinen geistvollen, lebensprühenden Predigten lauschte.

Durch trübe Erfahrungen gehemmt nahm er keine Stelle in der Landeskirche an, versagte sich auch die akademische Laufbahn, zu der er durchaus befähigt war, sondern wählte den Schuldienst. Auf den Ruf und Rat seines schwäbischen Landsmanns Heinrich Veil wurde er 1904 Oberlehrer am Straßburger Protestantischen Gymnasium, nach glänzend bestandener Staatsprüfung für die Fächer Religion, Hebräisch und philosophische Propädeutik. Mit Lust und Liebe gab er auch Unterricht in Deutsch, Geschichte und Griechisch für die oberen Klassen. Rasch lebte er sich in der altbewährten Anstalt und ihrem vielseitigen erlesenen Lehrkörper ein und fühlte sich am rechten Platz. Nach einigen Jahren erhielt er den Professortitel.

Im Dezember 1918 sah sich Alfred Häberle durch die traurige Gestaltung der politischen Verhältnisse – Verlust des Reichslandes Elsaß-Lothringen, Ausweisung aus Straßburg – zur Aufgabe seiner Lehrtätigkeit gezwungen. Direktor Veil bezeugte ihm, in vierzehn Jahren habe er sich dank seiner herausragenden Begabung, gründlicher wissenschaftlicher und philosophischer Bildung, bei dem sittlichen Ernst seiner Berufsauffassung, der seltenen Klarheit und Eindringlichkeit seines Unterrichts und dem imponierenden Eindruck seiner ganzen Persönlich-

keit als ein Lehrer und Erzieher ersten Ranges bewährt, von dem seine früheren Schüler gerne bekenntnen, für ihr ganzes Leben die nachhaltigsten Eindrücke und Anregungen empfangen zu haben. Welche Anerkennung seine Wirksamkeit an dieser Schule gefunden hatte, beweist die Tatsache, daß die Verwaltungsbehörde des Protestantischen Gymnasiums, das St.-Thomas-Stift, ihn als Amtsnachfolger Direktor Veils in Aussicht nahm. Das Schicksal des Elsaß hat den Plan durchkreuzt.

Auf philosophischem Unterbau christlichen Glauben aufgebaut

Wie Alfred Häberle die Schüler der oberen Klassen in den weltanschaulich entscheidenden Fächern, zumal in den religiös-ethischen Lebensfragen, zu fesseln und zu fördern wußte, bekundet mancher persönliche Brief. So berichtet Pfarrer Bernhard Kölbing (Basel): *Sein Unterricht ging von einer knappen philosophischen Propädeutik aus, die uns in feiner Weise mit dem Reich des Geistes vertraut machte. Man tat einen Blick in Kants Welt und ahnte die Größe seiner Tat. Der «kategorische Imperativ» und die «Philosophie der praktischen Vernunft» gingen uns in ihrer Bedeutung schon damals auf. Aber auch Darwin und Hückel, wie die ganzen Schwierigkeiten zwischen moderner Wissenschaft und Glauben, wurden vor uns ausgebreitet. Aber sicher führte uns die Hand des verehrten Lehrers hindurch. Das alles war ja nur der Vorhof zum Heiligtum; denn nachdem er diesen philosophischen Unterbau gelegt hatte, baute er darauf seinen christlichen Glauben auf. Er ging von dem Satz aus: Christentum ist nicht Lehre, sondern Leben. Wer nicht einen Versuch mit Christus macht, der kann das Christentum nicht beurteilen. Christus aber muß erlebt werden. Wer ihn aber erlebt, der wird das in seinem Leben zeigen, und von dem wird Kraft ausgehen. Im Leben muß sich der Christ zeigen, nicht im «Glauben» (dogmatisch verstanden) an bestimmte Sätze und Formeln. (. . .) Besonders günstig war noch, daß wir bei Dr. Häberle auch Deutsch und Geschichte hatten, so daß wir wirklich in eine christliche Sicht der Welt aus einem Guß geführt wurden.* Professor Marianus Czerny, Direktor des Instituts für Experimental-Physik an der Universität Frankfurt, schrieb 1974, sechzig Jahre nach seinem Abitur in Straßburg, an Häberles Sohn: *Der Religionsunterricht bei Ihrem Vater hat mich aufs tiefste beeindruckt und mein Leben lang beeinflußt. Aus diesem Gefühl heraus habe ich damals während des Unterrichts einen wesentlichen Teil der Vorträge Ihres Vaters stenographisch festgehalten.*

Die Rede Alfred Häberles bei der Reformationssfeier des Protestantischen Gymnasiums im November 1912 über den «jungen Schleiermacher» offenbart

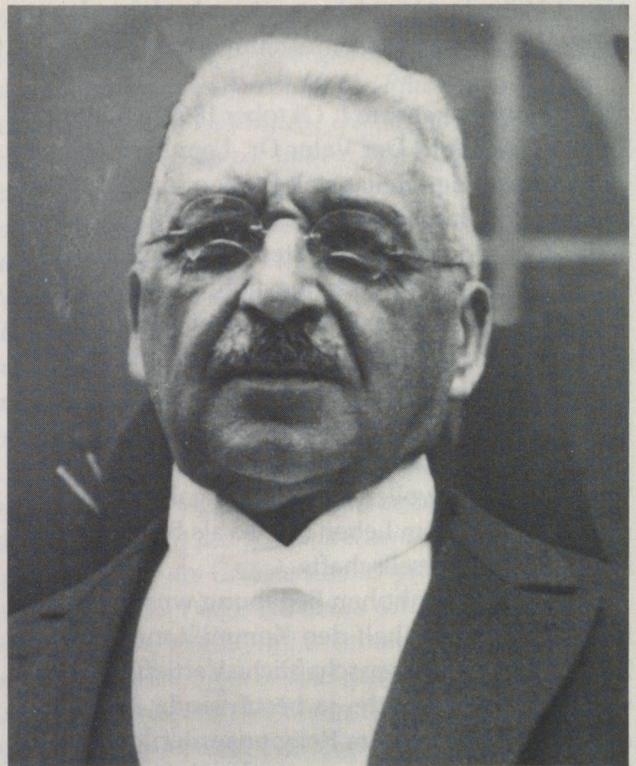
Gedankenreichtum, Gemühtiefe, Glaubensmacht, Überzeugungskraft, mitreißenden Schwung und Ausstrahlung eines begnadeten Erziehers. Er war davon überzeugt, Schleiermacher habe *uns allen, nicht bloß den Theologen und Philosophen, noch viel zu sagen, jetzt und fernerhin*. Die Feierstunde solle zum eigenen Nachdenken anreizen und sei dazu geschaffen, *daß wir uns von den Großen der Menschheit auf die Gipfel führen lassen, wo der Sonnenaufgang am schönsten ist, – das Tal mit goldenem Schimmer übergießend*. Religion sei *andachtsvolles Schweigen*, aber auch trotziges, mutiges *Dennoch* in den Widrigkeiten des Lebens.

Klarheit und Festigkeit religiösen Glaubens war die Frucht geistigen Ringens, persönlicher Erfahrung, innerliches Ergriffensein, rückhaltloses Vertrauen zu Gott. Ihm war bewußt, daß er Religion nicht «lehren» konnte, sondern nur *Wegweiser sein, Hindernisse entfernen*; den Weg müsse jeder selbst unter die Füße nehmen. In den Stürmen des Kriegsfrühlings 1916 schrieb Alfred Häberle seine Rede um und erlebte dabei *eine heilige Karwoche und zukunftsfrohe Ostern*. Der Urwalddoktor Albert Schweitzer in Lambarene hat sie 1964 im 90. Lebensjahr mit Anteilnahme gelesen.

Besonders sei noch ein Dienst erwähnt, den Alfred Häberle uns suchenden jungen Menschen bei der Verquickung religiöser und politischer Fragen erwies: Er führte uns in die Gedanken und Bestrebungen Friedrich Naumanns ein, las uns gelegentlich Betrachtungen aus dessen Zeitschrift *Die Hilfe* vor.

Professor Häberle wird Lehrer am Stuttgarter Dillmann-Gymnasium

Alfred Häberle war ein schwerlebiger Mann, oft bedrückten Gemüts, aber sich daraus immer wieder erhebend zu Lebensbejahung und dankbarer Freude, zu gläubigem Vertrauen auf den Schöpfer und Geber aller guten Gaben. Wie feurig kündete er vom Straßburger Reformator Martin Butzer in der Reformationsfeier des Protestantischen Gymnasiums im Jahr 1907: *Unsere Jugend, aus der Männer werden sollen, muß Männer schauen, Persönlichkeiten, gute, wahre Menschen, aus deren Bild ihr bestes Selbst sie grüßt*. Wie wußte er uns Butzer als Verbindungsmann ohnegleichen für den deutschen Gesamtprotestantismus vor Augen zu stellen, den *Fanatiker der Eintracht*, den Diplomaten, den Staatsmann unter den Reformatoren, den Luther zu seinem Nachfolger auserkoren hatte, dem *alle lieben Kirchen anbefohlen* seien! Die Schlußworte an uns junge Hörer lauteten, bezeichnend für den Redner: *Wie ehemals, so geht auch der Reformator Straßburgs durch sein evange-*



Häberle

Professor Dr. phil. Alfred Häberle.
Aufnahme aus dem Jahr 1934.

lich Volk als Friedensbote: Seid einig, duldsam, frei! Es gibt auch eine Einheit in der Mannigfaltigkeit. Bei aller Verschiedenheit der Richtungen und Meinungen, in einem Punkt könnt ihr euch einigen, wenn ihr nur wollt, und dieser eine Punkt betrifft die Hauptsache des Christentums: Seid einig in dem Streben, gute, wahre Menschen zu sein, jeder in strenger Arbeit an sich selbst, jeder in treuer Arbeit für den Nächsten, einander zuvorkommend in edlem Wettstreit! Wenn ihr euch einigen wolltet aufs praktische Christentum der Tat, – das gäbe ja wahrhaftig wieder eine Reformation!

Bewußt zollte Alfred Häberle den Dank der Geistesgemeinschaft den Lebenden und den Toten und übertrug solche Gesinnung auf seine Schüler. In den mittleren Klassen, während der Flegeljahre, bereiteten sie ihm freilich durch ihre «Lausbubereien» manchen Kummer, ergötzen sich an seiner Erregung; er nahm ihre Streiche schwerer, als sie ahnten.

Rundliche Körperfülle hatte ihm den Spitznamen *Das Faß* eingetragen. Den Übermut der Buben dämpfte er durch die schlagfertige Erwiderung: *O ja, aber ich bin nicht umgeben von Reifen, sondern von Unreifen!* Dieser Ausspruch ging als geflügeltes Wort von Mund zu Mund.

Im Frühjahr 1919 mußte Alfred Häberle die liebe-
gewordene Wirkungsstätte, die Stadt Straßburg und
das Elsaß, verlassen. Die dort verbrachten ander-
halb Jahrzehnte bedeuteten ihm den Höhepunkt
seines Lebens. In der schwäbischen Heimat über-
nahm er ein Lehramt am Stuttgarter Dillmann-Gym-
nasium, bis zum Ruhestand im Jahr 1933.
Nachlassende Gesundheit beeinträchtigte seine Ar-
beitsfähigkeit. Der rasche Tod der Lebensgefährtin,
mit der er innig verbunden war, setzte ihm körper-
lich zu und erschütterte ihn seelisch. Alfred Häberle
konnte sich nicht mehr recht erholen und folgte der
Gattin am 30. März 1935 nach.

Diese Ansicht aus der Zeit um 1500 zeigt das
Dominikanerkloster, in dem die protestantische
Reichsstadt Straßburg 1538 ein Gymnasium einrichtete.



Das Bild unten hält die Abiturientia am 31. Juli 1914 fest. Jeder zweite dieser jungen Männer ist im Ersten Weltkrieg gefallen. Der Autor dieses Artikels –in der hinteren Reihe der zweite von rechts– ist der einzige Absolvent, der noch lebt.



Die keltischen Viereckschanzen – vielleicht doch Viehgehege?

Julius Beeser

Die archäologisch erfaßten Reste jener mehr als 500 Erdanlagen, die man lange Zeit wegen ihrer wehrhaften Ausgestaltung zumeist als keltische Viereckschanzen bezeichnet hat, werden heute fast einheitlich als einstige Heiligtümer angesehen. Auch diese Zweckbestimmung soll im Folgenden infrage gestellt werden.

Von der Bretagne bis nach Mähren nachgewiesen, konzentriert in Württemberg und im nichtalpinen Bayern

Die teils mit dem bloßen Auge erkennbaren, teils nicht mehr sichtbaren Anlagen finden sich in einem zusammenhängenden, quer durch einige europäische Länder reichenden Gebiet. Es beginnt im Westen in der Bretagne, an der unteren Seine und an der mittleren Loire, schließt Teile des Oberrheintales ein, reicht im Norden bis zum Main und im Süden bis zum nördlichen Alpenrand; es endet im Osten an der oberen March in Mähren¹. In den sonstigen ehemals von Kelten bewohnten Gebieten fehlen sie entweder oder sie sind bisher unentdeckt geblieben. Der Großteil der Anlagen befindet sich im Landesteil Württemberg und im nichtalpinen Bayern. Am dichtesten war ihr Bestand zwischen Schwarzwald, Main und Alpennordrand. Allein im württembergischen Landesteil kennt oder vermutet man etwa 110 von ihnen. Beim seinerzeitigen keltischen oppidum von Finsterlohr unweit von Creglingen häufen sich siebzehn davon in einem Umkreis von 30 km. Von Gebiet zu Gebiet ist ihre Häufigkeit, sind die Abstände untereinander erheblich verschieden; als Grund hierfür wurde die ungleiche Siedlungsdichte vermutet². Manche Anlagen sind sogar zusammengebaut und nur durch ihre nebeneinander verlaufenden Umwallungen voneinander getrennt, so z. B. das Anlagentrio von Königheim-Brehmen und die Doppelanlagen von Heiligenkreuztal bei Riedlingen sowie von Pliezhausen-Rübgarten und Deisenhofen, so als wären die hinzugebauten Vierecksanlagen Ersatz- oder Erweiterungsanlagen gewesen³. Andere sind nur wenige hundert Meter voneinander entfernt, so z. B. diejenigen bei Aldingen, bei Rottweil-Neukirch, Baintdt und Holzhausen im Landkreis München.

Immer wieder werden innerhalb und außerhalb des hauptsächlichen Verbreitungsgebietes neue Vierecksanlagen ermittelt, vor allem im Zuge der seit neuestem systematisch betriebenen Luftarchäolo-

gie. Manche allerdings sind so restlos eingeebnet oder abgeschwemmt, einige wegen der quadratischen und zumeist ebenen Innenfläche später zu anderen Zwecken benutzt und überbaut, daß sie fast nur noch durch Zufall und auf dem Weg der Ausgrabung gefunden werden können.

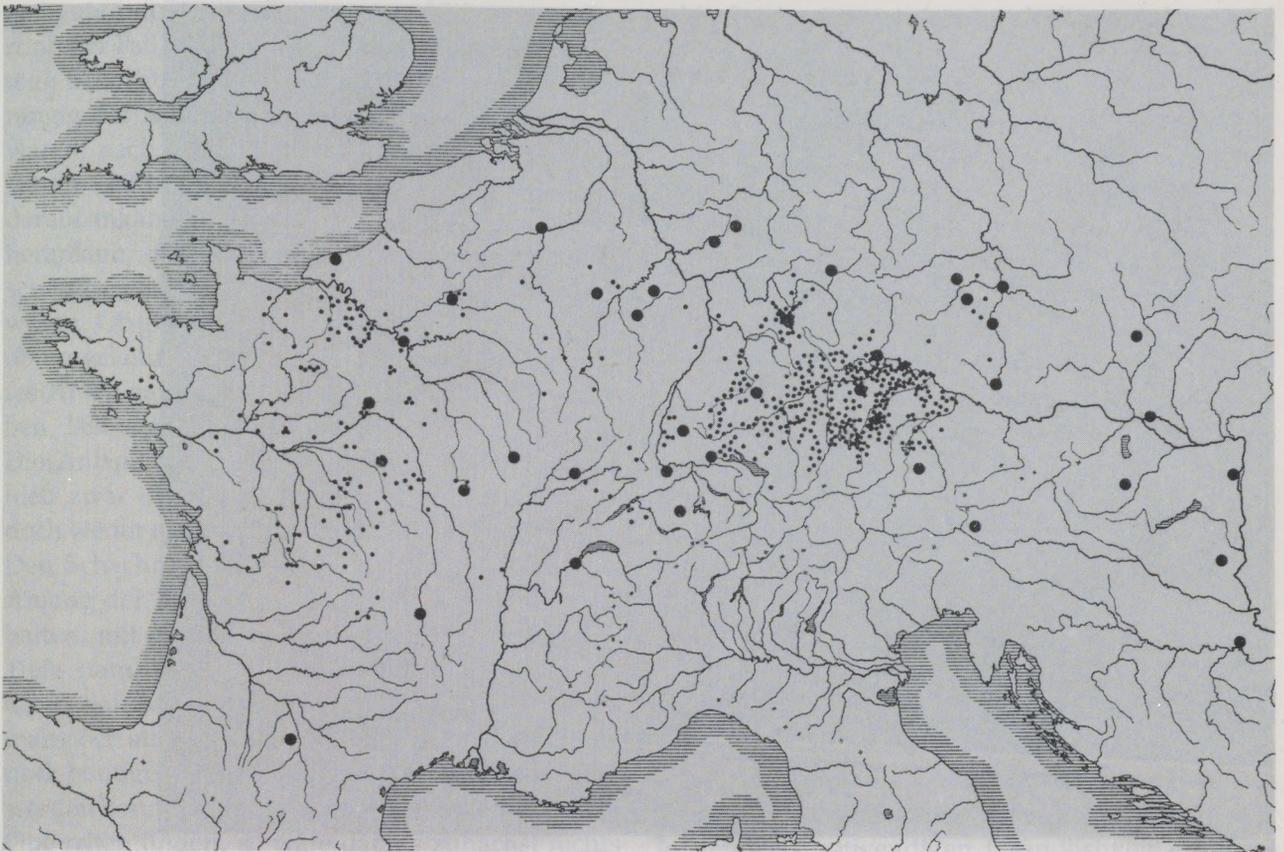
Die ständige Zunahme neu entdeckter Vierecksanlagen, und zwar auch in Gegenden, in denen man sie bisher vermißt hatte, rechtfertigt den Schluß, daß sie im gesamten keltischen Siedlungsgebiet gebräuchlich gewesen sind; noch verbliebene Fundlücken dürften allmählich vollends geschlossen werden.

Die Häufigkeit und Gleichartigkeit der Erdanlagen fast überall im einst keltischen Siedlungsgebiet läßt schon deshalb keinen grundsätzlichen Zweifel an ihrem keltischen Ursprung aufkommen, weil solche Erdbauten in keiner anderen Kultur typisch gewesen sind. Das schließt freilich nicht aus, daß sich die eine oder andere bei näherer Untersuchung als einstiges römisches Marschlager oder als mittelalterliche Anlage erweisen könnte.

Seitenlänge von 35 bis 140 Meter und Spitzgräben

Die sogenannten Viereckschanzen sind von annähernd rechteckiger, oft schiefwinkliger, gelegentlich auch quadratischer Form, an den Ecken knapp abgerundet und mit Seitenlängen zwischen 35 und 140 Metern. Den Seiten entlang verlaufen durchgehend Spitzgräben; solche mit eben ausgeschachteten Sohlen haben sich bisher nicht gefunden. Die Gräben hatten verschiedene Kronenbreiten und Tiefen, maßen aber kaum einmal weniger als 2,50 auf 1,50 Meter. Mit dem Aushub war zur Innenseite hin ein durchgehend geschlossener Wall aufgeschüttet, dessen Ecken stets deutlich überhöht waren. Diese Überhöhung ergab sich durch den an den Ecken vermehrt anfallenden Aushub. Diese Wallecken waren Beobachtungsstandorte mit besonders günstiger Blickfreiheit.

Der Zugang zum Innern der Vierecksanlagen bestand aus je einer Holzbrücke oder einem Damweg, der ein- oder zweispurig zum Tor und damit zum Durchlaß des Walles führte. Nach dem heutigen, allerdings noch unvollständigen Erkenntnisstand lagen diese jeweils einzigen Zugänge in durchaus verschiedenen Himmelsrichtungen, nie allerdings an der Nordseite⁴. Zwar hält es Kurt Bittel für möglich, daß in der Anlage von Rottweil-Neukirch das Tor ausnahmsweise doch in die nördliche



Diese Karte zeigt die Verbreitung der spätkeltischen Viereckschanzen quer über ganz Mitteleuropa. Die großen Punkte markieren keltische Oppida, die kleinen Punkte Viereckschanzen. Zeitpunkt: um 100 v. Chr.

Wallseite eingelassen worden sei⁵, doch ist dort der Wall so weitgehend gestört, daß dieser Ausnahmefall nicht als gesichert angesehen werden kann.

Erst die Ergebnisse weiterer Grabungen werden den Beweis dafür liefern, ob die derzeitige Erkenntnis zufällig zustande gekommen ist oder ob es eine durchweg gültige Bauregel war, deren Zweck wir wohl nie ergründen werden. Vielleicht hatten ursprünglich manche oder sogar alle Umfriedungen aus einem bloßen Holzzaun oder einer Palisade bestanden, und erst später wurden dann die verstärkenden Wälle und Gräben nachgeholt⁶. Womöglich gab es neben den mit Umwallungen versehenen Anlagen immer auch solche aus bloßen Holzzäunen, die man bisher nicht entdeckt hat, weil die Spuren der Pfahllöcher restlos vergangen oder überbaut sind. Pfostenspuren solcher Holzzäune mögen hie und da angeschnitten worden sein, doch wurde ein Geviert dieser Art noch nirgendwo freigelegt. Auch auf der Oberkante der Wälle wurden bisher keine Pfostenlöcher nachgewiesen, die von Holzzäunen oder gar von Palisaden herrühren. Dieser Umstand läßt wohl eher auf deren Nichtvorhandensein schließen, denn sie hätten mindestens 30–40 cm tief gewesen sein müssen, um die erforderliche Stabilität zu gewährleisten. Wenn dieser mit Vorbehalt ausgesprochene Schluß sich als richtig erweist, so

erstaunt er, denn es hätte nahegelegen, die Erdwerke mittels Palisaden oder wenigstens mit Zäunen nachhaltig zu verstärken.

Die Anlagen im bayerischen Holzhausen und bei Ehningen im Kreis Böblingen sind allerdings bisher als einzige voll erforscht. Wenn bei diesen das Fehlen von Pfostenspuren festgestellt worden ist, so ist damit der völlige Nachweis des einstigen Nichtvorhandenseins von Zäunen auf den Erdwällen sämtlicher anderen Anlagen jedoch noch nicht geführt; er läßt sich möglicherweise auf einem Teil von ihnen noch erbringen. Wenn nicht, dann hätte stattdessen der schützende Wallabschluß aus Verhauen von Ästen oder Dornengestrüpp bestehen können – wie bei afrikanischen Kralen und bei Viehgehegen in holzarmen mittelmeeischen Gegenden.

Überreste leichter Holz- und Steinbauten, jedoch kaum Gebrauchsgegenstände gefunden

Im Innern der Vierecksgehege schien sich anfänglich zu erweisen, daß dort, von natürlichem Bewuchs abgesehen, die un bebaut belassene Fläche eines ihrer wesentlichen Merkmale darstellte⁷. Dann aber häuften sich die Funde von Überresten inliegender Holz-, gelegentlich auch Steinbauten von zumeist leichter Herstellungsweise. Manchmal wa-



Tomerdingen auf der Ulmer Alb: So sieht der Fotograf vom Flugzeug aus im Frühjahr diese keltische Viereckschanze.

ren es sogar mehrere Bauten, und zwar auch gleichzeitige. Weiterhin fanden sich die Pfosten Spuren einstiger Pfahlreihen, die zu Baubestandteilen oder zu Zäunen gehört haben mochten.

Als Hartwig Zürn und Klaus Schwarz bei der Ausgrabung von Vierecksanlagen bei Tomerdingen im Alb-Donau-Kreis und Holzhausen die dort entdeckten Gruben als Kult- oder Opferschächte ausgemacht hatten, verfestigte sich allenthalben die Ansicht, alle diese Anlagen seien Weihebezirke, und es seien – folgerichtig – die Bauten im Innern Tempel (nemeta) gewesen⁸.

Einigen baulichen Aufwand hatte einst der Torbereich der Vierecksanlagen erfordert. Oft war das Tor von flankierenden Durchlaßbauten oder von einem Torturm geschützt gewesen; die Pfosten Spuren neben der Brückauflage weisen verschiedentlich darauf hin. Daß diese Torbauten zum Sonnen- und Regenschutz ihrer Benutzer überdacht gewesen sind, läßt sich vermuten.

Völlig unüblich ist die Kargheit von Funden an Gebrauchsgegenständen aus der Zeit der Benutzung dieser Anlagen, und zwar sowohl in den freien Innenflächen als auch in der Verfüllung der Gräben und erst recht an den Standorten der damaligen Gebäude. Fast hat es den Anschein, als seien die Anlagen geflissentlich sauber geräumt worden.

Brunnen und Kultschächte

Fast alle bisher erforschten Anlagen enthielten Schächte, die sich üblicherweise als Grundwasserbrunnen erwiesen oder sich als solche vermuten lassen. Manchen Schächten wird stattdessen die Eigenschaft von Kult- oder Opferschächten zugeschrieben; oder die Schächte werden als erwartungsgemäßes Zubehör von Weihebezirken gedeutet. Einen solchen Kultschacht vermutete Hartwig Zürn bei der von ihm erforschten Anlage bei Tomerdingen auf der Ulmer Alb⁹. Die Annahme von Kultschächten wurde vollends verallgemeinert, als Klaus Schwarz von drei solchen Kultschächten berichtete, die er bei Holzhausen freigelegt hatte und deren Tiefen 6,50, 18,35 und 35,30 Meter betragen¹⁰. Soweit es die Tiefe oder die mangelnde Festigkeit des Bodens erforderte, waren die Schächte mit ordentlich gefertigten Holzverschalungen versehen. Wo sich auf die Dauer Menschen, vielleicht auch Tiere aufhielten, bestand immer ein Bedarf an Brunnen, wenn das benötigte Wasser nicht aus nahen Quellen oder anderen Gewässern bezogen werden konnte. Erstaunlich ist, daß damals dermaßen aufwendige und tiefe Brunnen ergraben wurden, obwohl die Natur überall brauchbares Wasser bot und überdies die Grundwasserspiegel höher lagen, als

es heute infolge von Drainage und Wasserregulierung der Fall ist. Solche beachtliche, wenn auch seltene Schachttiefen besagen, daß die Brunnen vorrangig der eigentliche Zweck der ganzen Anlagen waren, nach dem ihre Standorte bestimmt worden waren; daß es also nicht, zumindest aber weniger darauf ankam, wo man leichter an das Grundwasser herankam; dieses wäre nämlich andernorts häufig schon in vier bis sechs Meter Tiefe zu erreichen gewesen. Ob gleiches für Kultschächte gelten soll oder ob umgekehrt vielleicht die Lage eines Kultschachtes Anlaß gab, ihn mit Graben und Wall zu umgeben, läßt sich vorerst nicht klären.

Die Anlage bei Ehningen im Kreis Böblingen enthielt zwar die Reste von mehreren Gebäuden, jedoch weder einen Brunnen noch einen Kultschacht. Den Schacht bei Fellbach-Schmidlen hatte man zu Anfang der Ausgrabung für einen Kultschacht gehalten, mit dem Erreichen der Sohle in 20,5 Meter Tiefe stand jedoch eindeutig fest, daß es sich um einen Stauwasserbrunnen gehandelt hatte¹¹. Falls man noch auf Schächte stoßen sollte, an deren Ende nach heutiger Sicht damals kein Wasser angetroffen werden konnte, und in denen sich keine Spuren von Opferriten finden, so wäre daraus zunächst nichts anderes zu schließen, als daß es sich um eine keltische Fehlgrabung handelt, wie sie sogar heute noch gelegentlich vorkommt.

Sechs Viereckschanzen rund um die Heuneburg im unbesiedelten Gelände

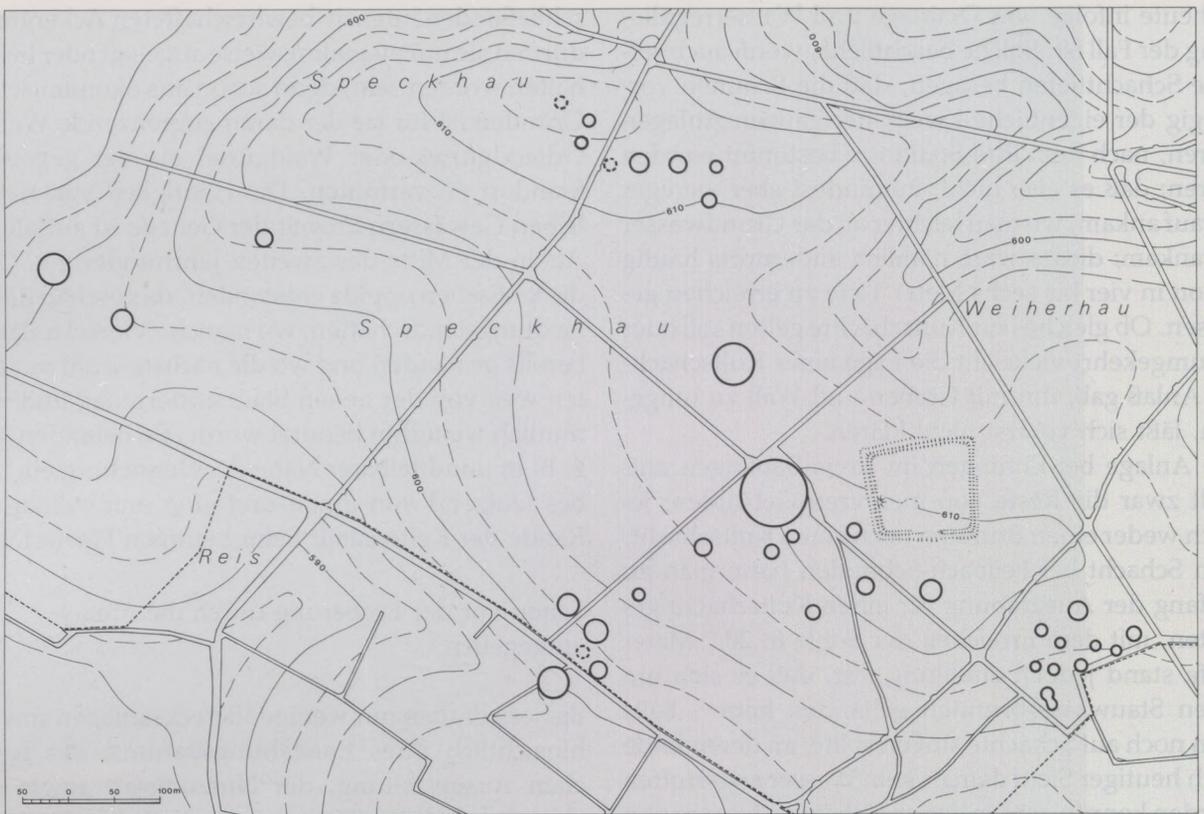
Die umwallten Gevierte lagen fast durchweg frei im flachen oder im leicht hügeligen, nur selten im schwer zugänglichen Gelände. Nach heutigem Kenntnisstand fanden sie sich nie inmitten einer Siedlung, wohl aber gelegentlich unmittelbar daran angrenzend. Der räumliche Nicht-Zusammenhang von Siedlungen und Erdwerken wird hier mit deutlichem Vorbehalt ausgesprochen, denn bisher ist keine größere zusammenhängende Keltensiedlung nach dem vierten Jahrhundert vor Christus nachgewiesen worden, – von oppidis, den befestigten Plätzen einmal abgesehen. Und doch muß es aller Wahrscheinlichkeit nach solche nicht-städtische Siedlungen gegeben haben. Die Kelten siedelten, so viel wir wissen, verstreut in einzelnen Gehöften oder in kleinen Hofgruppen inmitten von Rodungsinseln¹², in denen sie den Kreis ihrer Äcker liegen hatten; so jedenfalls begann üblicherweise die Besiedlung und Kultivierung von Waldgebieten. Daher bezweifle ich, daß in den Siedlungen der Platz für derart großflächige Anlagen wie die Viereckschanzen zu erübrigen gewesen wäre. Auch im an-

schließenden intensiv bewirtschafteten Ackergürtel dürften sie nur ausnahmsweise angelegt oder beibehalten worden sein, denn schon aus ökonomischen Gründen ist für sie der daran angrenzende Weide-Ödlandgürtel oder Waldgürtel als der gegebene Standort zu vermuten. Die Häufigkeit von natürlichen Gewässern unweit der Gehege ist auffällig¹³. Als in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die keltischen oppida entstanden, da geschah das in Siedlungslandschaften, wo manche Viereckanlagen bereits bestanden und wo die nächste wohl nur selten weit von der neuen Stadt entfernt lag und vermutlich weiterhin benutzt wurde. So befanden sich z. B. in unmittelbarer Nähe der Heuneburg ein halbes Dutzend von ihnen und eine unmittelbar am Rande der Keltenstadt beim heutigen Finsterlohr.

Schon vor der Eroberung durch die Römer aufgegeben

Bisher konnten nur wenige Vierecksanlagen sowohl hinsichtlich ihres Entstehungsdatums, der baulichen Ausgestaltung, der Nutzungsart sowie des Grundes und des Datums ihrer Auffassung mit der letztendlich notwendigen Gründlichkeit erforscht werden. Man hat den Eindruck, daß sie in ihrer Mehrzahl, zumindest in ihrer letzten, gründlichen Ausbauform mit Wall und Graben, im zweiten bis zur Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus bestanden haben¹⁴. Vermutlich hatte sich ihr Gesamtbestand durch hinzugekommene Neubauten vermehrt, sich wohl überwiegend im Zuge von Wiederaufstellungen auch vergrößert. Aufgrund einiger Begleitfunde wird mitunter angenommen, daß einige der älteren Anlagen, wenigstens in ihrer ursprünglichen Ausbauform, der späteren Hallstattzeit zugerechnet werden könnten. Das erinnert an die Goessler'sche These, daß die Vierecksanlagen in einem kultisch-funktionalen Zusammenhang mit den Grabhügeln der Umgebung gesehen werden könnten; das würde die Gleichzeitigkeit jener Grabhügel und der Viereckschanzen und damit deren Erstellung anfangs des 6. vorchristlichen Jahrhunderts voraussetzen¹⁵. Diese Folgerung ist freilich für alle diejenigen gegenstandslos, die das geographische Nebeneinander von Hügelgräbern und Viereckschanzen für zufällig halten.

Der noch bescheidene Ausgrabungs- und Forschungsstand hat bisher keine Klarheit darüber erbracht, ob der gelegentliche Wiederaufbau einiger Anlagen an ein und derselben Stelle gleichzeitig den Beweis für die ununterbrochene Weiterbenutzung jener Anlagen bedeutet hat. Im württembergischen Gebiet ostwärts des Schwarzwaldes, also im unbe-



Viereckschanze und hallstattzeitliche Grabhügel bei Heiligkreuztal, in der Nähe von Riedlingen gelegen.

stritten keltischen Siedlungsgebiet, fand sich zu-
mindest bisher keine Vierecksanlage, deren Ent-
stehungsdatum noch ins erste vorchristliche Jahr-
hundert fiel. Eine Fundlücke?

Als die Zeit, in der keine neuen Anlagen mehr er-
baut und die bestehenden aufgegeben oder zerstört
worden sind, nimmt man auch anderweitig die
Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts an;
das Ereignis und seine Ursachen sind dabei ebenso
wenig zu datieren und zu begründen wie der um
jene Zeit anzusetzende Auszug der Helvetier aus
Südwestdeutschland in die Schweiz. Jedenfalls en-
dete die eigentliche Zeit der Vierecksanlagen aus
noch ungeklärten Gründen bereits vor der römi-
schen Besetzung¹⁶. Kurt Bittel dagegen hält es für
möglich, daß sie – insbesondere östlich des Rheins –
noch nach der römischen Besitznahme weiterbe-
standen und daß in Gegenden mit hohem Anteil an
verbliebener keltischer Bevölkerung dies bis in die
römische Kaiserzeit hinein der Fall gewesen sein
könnte. Er nimmt das für die Landschaften östlich
des Oberrheins, das östliche und südliche Württem-
berg sowie allgemein für das seinerzeitige Stammes-
gebiet der Vindeliker an¹⁷.

Spätkeltische Viereckschanzen: Wehranlagen,
Viehpfenche, befestigte Gutshöfe oder geweihte
Bezirke?

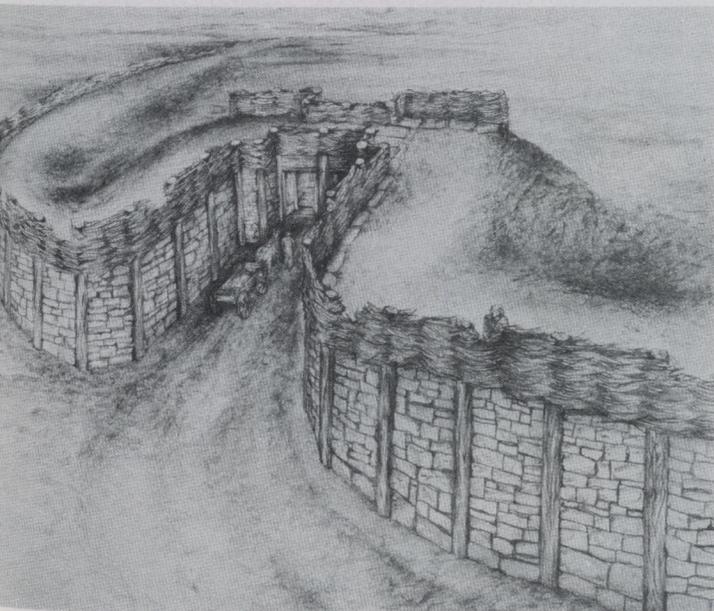
Seitdem um die Jahrhundertwende die vorrömische
Datierung der Erdwerke erkannt war, hielt man sie
weit überwiegend für «spätkeltische Viereckschan-
zen», weil Graben, Wall und einziger Zugang offen-
kundig auf Wehranlagen hinzuweisen schienen.
Daneben wurden allerdings auch andere Deutun-
gen geäußert. So etwa von Conrady, Dauber und
Reinecke diejenige, es handle sich um befestigte
Gutshöfe oder eingehetzte Viehpfenche¹⁸. Wilhelm
Conrady hatte 1897 erstmals den Gedanken aufge-
worfen, es könnten einstige Kultanlagen gewesen
sein¹⁹. Seine Idee blieb jedoch im Hintergrund der
wissenschaftlichen Diskussion, bis sie dann Fried-
rich Drexel 1931 im Zuge einer nach seinem Tode
veröffentlichten Arbeit aufgriff und damit einige
Zustimmung fand. Er maß der Umwallung weniger
den Zweck zu, das Heiligtum zu schützen, sondern
sah in ihr die rituell erforderliche Abtrennung des
geweihten Gebietes vom profanen Umfeld; verglei-
chend wies er auf die ähnliche Ausgestaltung römi-

scher, ja sogar vorrömischer Tempelanlagen hin²⁰. Im Jahr darauf vertrat dann Bartholomäus Eberl erneut die Theorie vom Viehgehege. 1951 verwarf Oskar Paret die inzwischen bereits herrschende Ansicht von den Weihebezirken und redete stattdessen der einstigen militärischen Zweckbestimmung der Erdwerke das Wort. Den entscheidenden Durchbruch für die heute fast einhellig vertretene Ansicht, alle diese Anlagen seien spätkeltische Heiligtümer gewesen, brachte die Auswertung der Grabungen, die Hartwig Zürn 1958 und 1959 bei Tomerdingen und Klaus Schwarz von 1957 bis 1963 bei Holzhausen durchgeführt hatten. In Anbetracht der von ihnen ausgemachten Kult- oder Opferschächte setzte sich ganz allgemein die Ansicht durch, alle Vierecksanlagen seien keltische Heiligtümer. Im folgenden soll auf diejenigen beiden Deutungen näher eingegangen werden, die jeweils für lange Zeit fast ausschließlich Anerkennung fanden: nämlich diejenigen der Wehrschanze und die des Weihebezirks.

Viereckschanzen als Wehranlagen? Die Kelten hatten bessere Festungen

Die Anlagen vermitteln auf den ersten Anschein hin den Eindruck von Wehranlagen, also von Feldlagern, Fluchtstellungen oder von Zufluchtstätten für Menschen und Vieh zur Abwehr feindlicher Einfälle. Wozu hätten sonst die Gräben, Wälle und sperrbaren, womöglich bewehrten einzigen Zugänge dienen sollen? Immerhin wären die Verteidiger durch die steilen meterhohen Wände von Wall

Rekonstruktion des Tores beim keltischen Oppidum Finsterlohr unweit von Creglingen.



und Graben gegenüber den Angreifern beträchtlich im Vorteil gewesen. Wie die Kelten führten nach ihnen die Römer um ihre Feldlager und Kastelle ähnliche Wälle und Gräben; niemand hat deren militärischen Zweck je in Zweifel gezogen.

Hätte trotz des äußeren Anscheins nicht manches gegen den kriegerischen Zweck der Vierecksanlagen gesprochen, so wäre diese Theorie nicht so leichthin fallengelassen worden. Die Ausmaße von Wällen und Gräben waren für eine wirksame Verteidigung offensichtlich ungenügend, zumindest für so kopfstärke Truppen, die innerhalb der Anlagen Schutz gesucht haben könnten.

Wenn es sich bei weiteren Grabungen erweisen sollte, daß keine der Umwallungen mit einer Palisade oder wenigstens einem Holzzaun vervollständigt war, dann müßte die Sperr- und Abschirmwirkung der Vierecksanlagen als dürftig eingeschätzt werden, denn die Verteidiger hätten das Vorfeld nicht unverdeckt beobachten können und wären wie Zielscheiben auf der Wallkrone gestanden. Herannahende Angreifer hätten erkannt, ob ihr Angriff entdeckt war und wie die Besatzung taktierte. Auch waren viele der Eingangsgassen viel zu breit und daher für eine wirksame Verteidigung ungünstig angelegt. So etwa diejenige von Holzhausen, die eine selbst für Wagengespanne überflüssige Breite von anfangs 5,50, später sogar von 12 Metern aufwies²¹. Die Standorte der Anlagen wurden fast immer geradezu geflissentlich unter Verzicht auf geländetaktische Vorteile ausgesucht. Auch waren sie stets nach einem einheitlichen Schema, jedenfalls ohne Auswertung örtlicher oder für die Verteidiger vorteilhafter Gegebenheiten ins leicht zugängliche Land gebaut. Auf Ecktürme war stets, auf Tortürme vermutlich häufig verzichtet worden. Daher konnte schon ein bescheidenes Aufgebot an Bogenschützen die Verteidiger hinter den Wall in Deckung zwingen und einem Stoßtrupp das Aufräumen des schwach gesicherten Tores ermöglichen.

Auch die insgesamt hohe Anzahl der Anlagen spricht gegen ihre kriegerische Zweckbestimmung, und das erst recht angesichts der oft sehr geringen Abstände untereinander. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Kelten in Krisen- und Kriegszeiten bereits vorhandene Wehrschanzen unbenutzt gelassen und stattdessen den Bau von neuen Anlagen, womöglich sogar in der Nähe einer anderen, vorgezogen hätten; und dieses wiederum unter Verzicht auf geländebedingte oder verteidigungstaktische Vorteile. Das hätte nicht nur einen unnötig höheren Arbeitsaufwand erfordert als die Instandsetzung oder gar der verstärkende Ausbau einer vorhandenen Anlage, sondern hätte zu allem hin den Geg-

nen ein vorgefertigtes Lager beschert, also viele Schanzarbeit erspart.

Schließlich spricht gegen die Zweckbestimmung als Wehrschanze unsere Kenntnis all dessen, was die Kelten unter brauchbaren Wehrbauten für Kriegsfälle oder was sie unter Fluchtburgen verstanden. Diese waren durchweg von hoher wehrtechnischer Qualität, waren auf taktisch günstigen Bergspornen oder in schützenden Flußschlingen angelegt und zudem mit mächtigen Wällen unter Verwendung von Stein sowie mit Türmen und schwer überwindbaren Toren gesichert. Wenn die Kelten wegen drückender Überlegenheit der Feinde glaubten, sich ihren kriegsstarke Befestigungen nicht anvertrauen zu können, dann konnten sie denen erst recht keine der Vierecksanlagen mit deren dürftigem Verteidigungswert vorziehen, sondern sie flüchteten in Wälder, Sümpfe oder Bergverstecke. Dennoch dürfte es gelegentlich vorgekommen sein, daß sich die Bewohner eines zusammenhängenden Siedlungsgebietes samt Familien und Vieh aus ihren verstreut liegenden Höfen und Weilern vor schwächeren Gegnern, wie etwa räuberischen Horden, in einer der Vierecksanlagen zusammengerotet und dort vereint einen ausreichenden Schutz gefunden haben.

Pfähle für Menschenopfer und Kultschächte als Verbindung zu unterirdischen Gottheiten

Als Michel Perrin 1974 unweit von Tournus (Saône) in der Flur des Joncs den Inhalt einer 4,5 Meter tiefen Grube auswertete²², fanden sich darin mehr als 3500 hallstattzeitliche (Ha D3/Lt A) Keramikscherben, viel Asche und die Knochenreste unzähliger Schweine, Schafe, Rinder, Pferde, Ziegen und Hunde. Es handelte sich dort also um einen der Kult- oder Opferschächte, wie sie seit längerem bekannt waren; der Schacht erwies sich als ein besonders fundreiches Musterbeispiel. Schon ein Dutzend Jahre zuvor hatten Zürn und Schwarz unter dem Eindruck der Schächte von Tomerdingen und Holzhausen diese Ausgrabungsstätten als einstige Weihebezirke angesehen und – pars pro toto – angenommen, auch die Gruben in den anderen Vierecksanlagen seien Opferschächte. Sie hatten damit eine fast allgemeine Abkehr von der Theorie der Kriegsschanzen ausgelöst, mit der weiteren Folge, daß man heute geradezu einhellig annimmt, alle Vierecksanlagen seien Weihebezirke, Kultstätten oder heilige Haine gewesen²³. Man fand damit Drexel's Ansicht bestätigt, der allein schon aus dem stereotyp geometrischen Schema der Anlagen und dem gewollt anmutenden Verzicht auf individuelle Ge-



Oben: Profil durch den Spitzgraben an der Nordseite der Viereckschanze bei Fellbach-Schmidlen.

Unten: Im Innern hat man diese Reste eines mit Eichenholz gefügten Brunnenschachtes ergraben. Darin lag der hölzerne Hirsch, der rechts oben abgebildet ist. Aus der Zeit um 100 v. Chr. stammt auch – rechts unten – das Gefäß.





gebenheiten folgerte, diese Einheitlichkeit sei nur mit kultisch-religiösen Erfordernissen erklärbar. Man nimmt an, die Kelten hätten in den Weihebezirken über die Tiefe der Kultschächte Verbindung zu ihren unterirdischen Gottheiten gesucht, und sie hätten an oder gar in diesen Schächten Opfer dargebracht. In Holzhausen schienen die Spuren organischer, wie man unterstellte, von tierischem oder sogar menschlichem Fett und Blut herrührender Stoffe auf solche Opferhandlungen hinzudeuten²⁴.

Aus einigen der Schächte barg man gut erhaltene Holzpfähle. Derjenige aus dem Schacht bei Tomerdingen war mit Steinen verkeilt und einer derer aus der Anlage Holzhausen sogar fest fundamentierte. Es wurde gemutmaßt, diese Pfähle könnten zum Anbinden menschlicher Opfer auf der Schachtsohle gedient haben²⁵. Dabei schlug man gedankliche Brücken zu den Opfer- und Pfahlmotiven, die am Kessel von Gundestrup in die gleiche Richtung zu deuten scheinen. Auch die bislang nicht widerlegte Feststellung, daß keiner der Tordurchlässe in nördlicher Richtung angelegt war, wird allgemein als Ausdruck eines kultischen Erfordernisses, darüber hinaus aber auch als Stütze der

Theorie vom Weihebezirk gewertet. Zum nunmehr gefestigten Bild vom keltischen Weihebezirk paßte es vollends, daß das eine oder andere Gebäude im Innern an den üblichen Grundriß gallischer Tempel (nemeton) erinnerte, wo nämlich parallel zu den beiden Längsseiten solcher Gebäude die Spuren von Pfostenreihen verliefen, die zu einer säulengestützten Überdachung eines Umganges gehört haben dürften²⁶. Endlich fand sich dann ein konkret auf Kultisches hindeutendes Indiz: Hohes Gewicht zugunsten der Theorie vom Weihebezirk wurde den von Dieter Planck im Schacht von Fellbach-Schmidten entdeckten hölzernen Tierfiguren beigegeben, deren ausschließlich kultisch-religiöser Zweck nicht zu bestreiten ist²⁷.

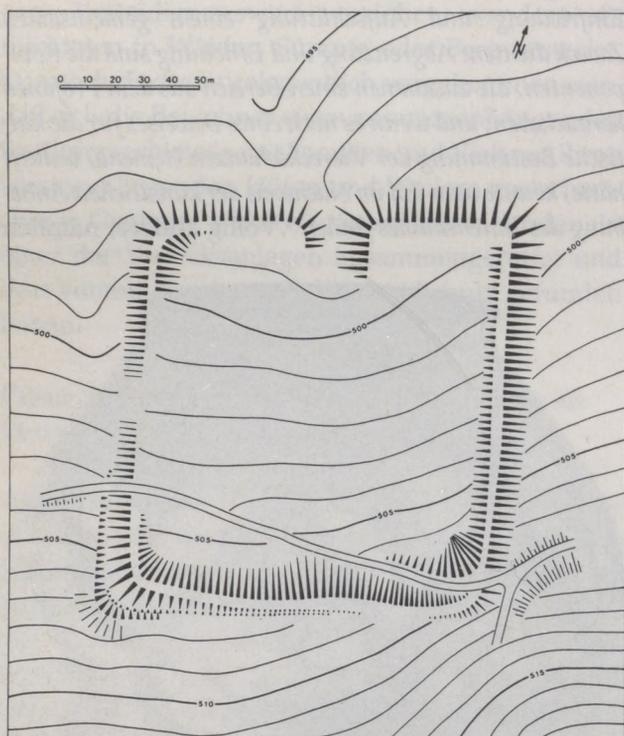
Im Verfolg all dieser einander ergänzenden Entdeckungen, Folgerungen und Erwägungen lebte Peter

Goessler's Mutmaßung vom totenkultischen Zusammenhang oder gar der gewollten geographischen und funktionalen Ausrichtung der Vierecksgehege auf die so häufig benachbarten hallstattzeitlichen Grabhügel auf. Man konstruierte eine einleuchtende Verbindung unter den beiden aufwendigen Erdwerken.

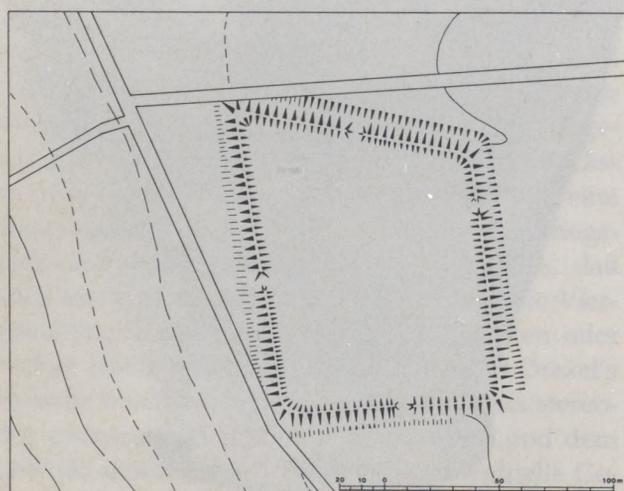
Günter Mansfeld hat bei vier von sechs württembergischen Vierecksanlagen festgestellt, daß anschließend an die Innenseiten der Erdwälle, weitgehend sogar auch über die gesamten Innenflächen der Anlagen, das Bodenniveau um einige Dezimeter höher zu liegen pflegte als dasjenige außerhalb des Umfassunggrabens. In den beiden anderen Fällen gelang dieser Nachweis nicht. Dennoch folgert Mansfeld verallgemeinernd, *daß bei unseren Viereckschanzen Einfriedung und Aufschüttung einem gemeinsamen Zweck dienen: Abgrenzung und Erhöhung sind die Komponenten, die zusammen einen Bereich aus dem Profanen herausheben; und wenn es noch eines Beweises für die kultische Bestimmung der Viereckschanzen (temena) bedurft hätte, könnte man ihn im Nachweis der künstlichen Anhebung des Innenraumes finden*²⁸. Völlig andere, nämlich



profane Zweckbestimmungen der Anlagen dürften vorgelegen haben, wenn man sowohl Cäsar's Hinweis (b. G. VI, 13), demzufolge die Gallier kultische Handlungen mit der öffentlichen Entscheidung von Rechtssachen verbanden, als auch den Bericht des Stoikers Poseidonios von Apameia²⁹, wonach der Avernerrfürst Loverios seine vielen Gefolgsleute in einem zwölf Stadien messenden Geviert bewirtet hat, auf Vierecksgehege bezieht. Sollte dieser vermutete Bezug zutreffen, dann könnte das bedeuten, daß die Weihebezirke, wie etwa heutige Mehrzweckhallen, gelegentlich auch für gerichtliche oder festliche Zwecke mitbenutzt worden sind. Angesichts der vielen offenen Fragen nach der Zweckbestimmung und Nutzung der Vierecksanla-



Viereckschancen: oben die bei Mössingen-Belsen, Kreis Tübingen, unten die bei Erbach, Alb-Donau-Kreis.



gen fehlte es nicht an Versuchen, lückenfüllende oder bestätigende Antworten aus der keltischen Mythologie zu finden, obwohl diese auch im Dunkel ferner Vergangenheit liegt und aus heutiger Sicht kaum in Indizien umzumünzen ist. Das erbrachte nur äußerst vage Analogieschlüsse, jedenfalls nichts Handfestes.

Kultschächte eher als Brunnen zu deuten

Es steht fest, daß sich außer einigen so oder anders auszulegenden Indizien bisher kein Fund als klarer Beweis dafür gefunden hat, daß die Vierecksanlagen keltische Heiligtümer gewesen sind.

Ins Bild eines weit verbreiteten Netzes solcher heiliger Haine will es nicht passen, daß in beträchtlichen Teilen des keltischen Siedlungsgebietes keine solche Anlagen, demzufolge auch keine derartigen Weihebezirke vorhanden gewesen sein sollen. Denn die Götter wie auch die Art der Verehrung sind doch wohl für alle Kelten dieselben gewesen. So aber läge in der Begrenztheit des Verbreitungsgebietes der Weihebezirke ein skeptisch stimmendes Indiz für die Uneinheitlichkeit der keltischen Religionsausübung und damit der fehlenden kultischen Identität dieses Volkes –, und das sogar bis in die Spätzeit seiner völkischen Existenz. Dieses kritische Indiz gegen die Theorie vom Weihebezirk gilt nur unter dem vorläufigen Vorbehalt, daß es in den bisher als fundleer angesehenen keltischen Regionen tatsächlich keine Vierecksanlagen gegeben hat.

Die Schlüsselrolle zur Theorie der Weihebezirke spielen die Kult- und Opferschächte. Diese unterscheiden sich nach dem gegenwärtigen Wissensstand nicht von den seinerzeitigen Brunnen – weder in der Bauweise, noch in der Art der Verschalung, noch nach der sehr verschiedenen Tiefe. Um grundsätzliche Unterschiede zwischen Brunnen und Kultschächten herauszufinden, sind nur die Verfüllungen als Untersuchungsobjekte geeignet.

Für die Frage, ob es sich um Brunnen oder Kultschächte gehandelt hat, lassen sich nur aus denjenigen Schichten der Verfüllung Erkenntnisse gewinnen, die zeitgleich während der Nutzung der Anlage angefallen sind. Das ist fast stets der Schachtboden oder die unterste Schicht der Verfüllung. Es überrascht, daß man in diesen Bereichen der Schächte nirgends einen eindeutigen Beweis ihrer kultischen und daher – erwartungsgemäß – einseitigen Art der Benützung gefunden hat³⁰ wie etwa im Schacht von des Joncs. Wenn aus den Spuren organischer Ablagerungen gefolgert wird, es habe sich dabei um Reste von tierischen oder gar menschlichen Opfern gehandelt, so ist dem entgegenzuhal-

ten, daß zu allen Zeiten in aufgegebenen und unverdeckte Brunnenschächte gelegentlich Kleintier geriet und dort verendete. Auch blieb es nicht aus, daß Hirten, Bauern oder Jäger dann und wann Überreste von Mahlzeiten, Schlachtungen, Tiergeburten, dem Aufbruch von Wild oder verendete Tiere lieber in einen solchen nahegelegenen, aufgelassenen Schacht geworfen haben, als diese Überbleibsel zu vergraben oder im freien Gelände der Verwesung anheimzugeben. Was von alledem übrig blieb, das waren Reste organischer Stoffe. Der eindeutige Nachweis von Blut dürfte allerdings nach so langer Zeit nicht mehr zu führen sein. Als regelwidrige Ausnahmen haben sich in wenigen Schächten menschliche Knochen und Zähne gefunden. Eine schlüssige, geschweige denn eine einheitliche Deutung dieser Ausnahmen ließ sich bisher nicht finden.

Daß sich unter vielem anderen auch Töpfe, Trink- oder Schöpfgefäße in der Sohle aufgelassener Brunnen finden, ist geradezu selbstverständlich; es kann darin gewiß kein Indiz für einstige Opferhandlungen gefunden werden. Cäsar bezeugt, daß die Kelten Menschenopfer erbracht haben³¹. Aber die Deutung, die aus den Schächten geborgenen Pfähle könnten zum Anbinden von Menschenopfern gedient haben, ist höchst spekulativ: Da einige der aufgefundenen Pfähle gut erhalten sind, hätte man auf denselben Fundhorizonten auch Zahn- oder Knochenreste der Opfer finden müssen. Das war jedoch gerade bei Schächten mit Pfählen nicht der Fall. Viel eher ist zu vermuten, daß die Pfähle zur Zugvorrichtung, Überdachung oder Verschalung der Brunnen gehört oder daß sie als Hilfsvorrichtung zum Besteigen der Schächte gedient haben, wie es Dieter Planck im Falle des Brunnens von Fellbach-Schmidten überzeugend nachgewiesen hat³². Das gelegentliche Reinigen oder Instandsetzen der Brunnen war unvermeidlich, denn wegen einer darin ertrunkenen Ratte, eines Bibers oder einer Haselmaus wird niemand einen Brunnen aufgegeben haben. Daher war in manchen Brunnen – wie in Fellbach-Schmidten – eine Steigleiter eingebaut.

Die Annahme, jene Hölzer seien Reste der Brunnenkonstruktion, liegen jedenfalls näher als diejenige von rituellen Menschenopfern am Pfahl im Brunnenschacht. Die als Hinweise auf Ritualopfer herangezogenen Analogien aus der keltischen Mythologie sind sehr vage und stimmen gegenüber solchen Rückgriffen eher skeptisch.

Mit der Aufzählung aller Gegenstände, die in aufgegebenen Brunnen fielen oder geworfen wurden, ließen sich Bände füllen, nicht aber wesentliche Inhalte vergangener Religionen oder Kulte aufklären.

Gebäude innerhalb der Umwallung Tempel?

Die Ähnlichkeit eines kleinen Teiles der Hausgrundrisse, in denen Tempel (nemeta) vermutet werden, mit mittelmeerischen Heiligtümern beschränkt sich vor allem auf diejenigen mit Pfosten Spuren an den Längsseiten, worin man Reste säulengestützter Umgänge zu erkennen glaubt. Damit allerdings endet die Vergleichbarkeit; sie verkehrt sich sogar ins Gegenteil, wenn man die Standorte der «nemeta» denen mittelmeerischer Heiligtümer gegenüberstellt. Falls diese überhaupt umfriedet waren, dann fast immer mit Mauern, zwischen denen die Tempel zentral, augenfällig und optisch alles beherrschend standen. Ganz anders die etwas unscheinbaren Gebäude in den Vierecksanlagen, die geradezu achtlos und beziehungslos zumeist an den Rand der Umwallung gesetzt waren. Die Dominanz mittelmeerischer Heiligtümer wurde von den sie umgebenden Mauern wirkungsvoll gesteigert, wohingegen sich die Bedeutungslosigkeit der Bauten in den Vierecksanlagen sowohl aus dem Verhältnis ihrer Größe zu den Ausmaßen der Umwallung, als auch aus der Beiläufigkeit und Bezugslosigkeit ihres Standortes ermessen läßt. Im übrigen spricht auch die Uneinheitlichkeit der Bauweise dieser Häuser mehr gegen ihre Eigenschaft als «nemeta» als die Einheitlichkeit der Umwallungen für die Theorie der Weihebezirke.

Will man einen funktionalen Zusammenhang zwischen den keltischen Grabhügeln und den benachbarten Weihebezirken annehmen, so muß man von deren gleichzeitigem Bestehen ausgehen, sei es hinsichtlich der Erstellung beider Arten von Erdwerken, sei es hinsichtlich der Benutzung und wohl auch ihrer Auffassung. An dieser Gleichzeitigkeit fehlt es jedoch, denn die Grabhügelsitte der Kelten brach allenthalben etwa um 320 v. Chr. plötzlich ab³³, wohingegen der Bau von Vierecksanlagen bis in die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. anhielt, als längst die Brand- und Flachgrabsitte an die Stelle der Grabhügelbestattung getreten war. Daher tut sich je nach Alter der Grabhügel eine zeitliche Lücke zwischen etwa hundert bis fast fünfhundert Jahren auf, bis die Vierecksanlagen am häufigsten und aufwendigsten erstellt wurden. Um diese sowohl zeitliche wie argumentative Lücke zu überbrücken und den Gedanken der funktionalen Verbindung beider Arten von Erdwerken zu untermauern, wurde folgende Überlegung angeboten: Die Grabhügelsitte diente der Totenehrung. Nachdem die unmittelbare Erinnerung an bestimmte Tote im Grabhügel verblaßt war, wurden die Hügel zum Bestandteil eines Ahnenkultes und letztlich vielleicht der Heroenver-

ehrerung, und zwar maßgeblich am Standort der in späterer Zeit nachbarschaftlich und funktional zugeordneten Weihebezirke³⁴. Diese gedankliche Brücke wirkt allerdings angesichts der angesprochenen langen Zeiträume reichlich konstruiert.

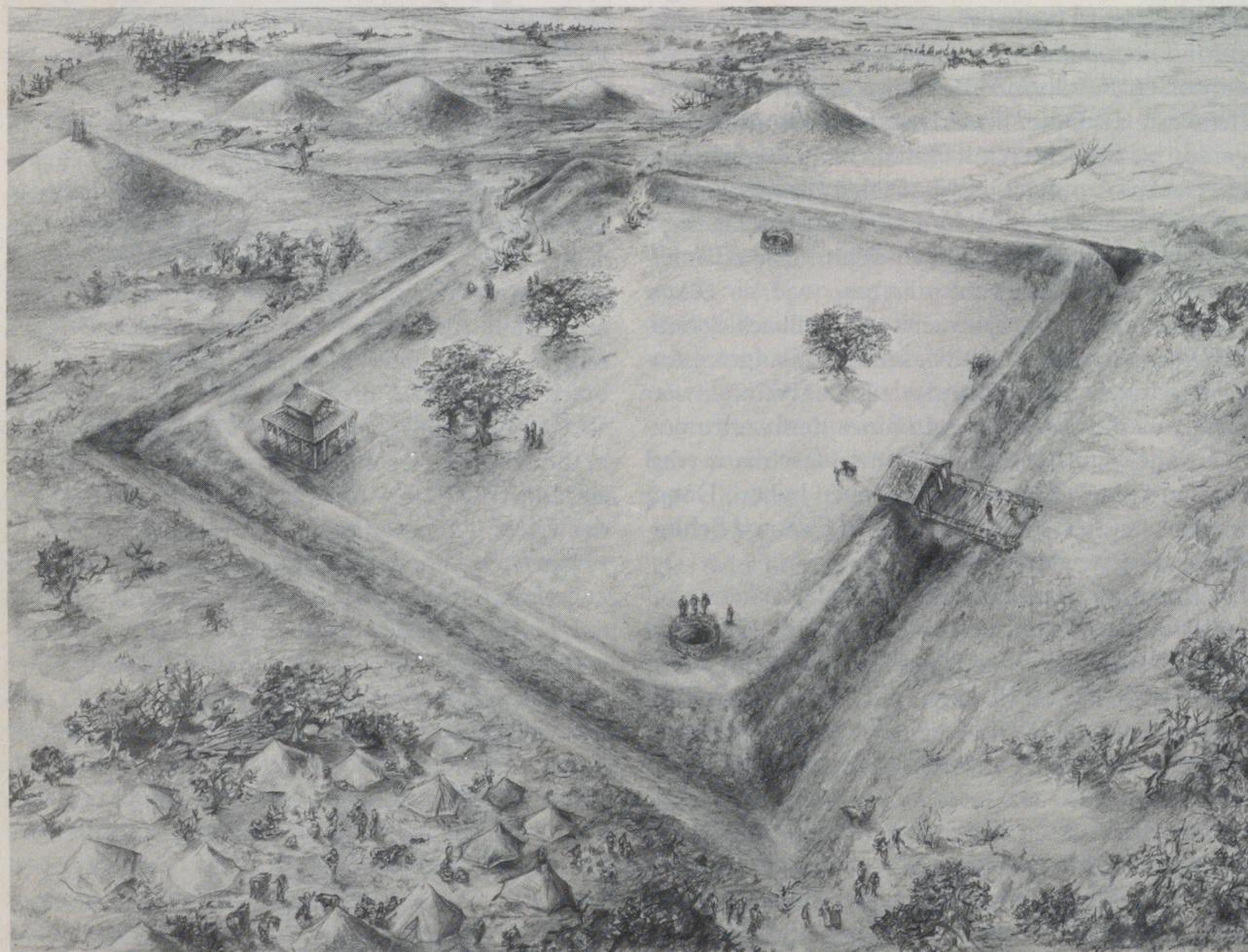
Wenn es bisher als erwiesen gilt, daß keines der Tore im Norden einer Anlage eingelassen war, dann mag das durchaus einen kultischen Grund gehabt haben, muß aber dennoch nicht die Theorie vom Weihebezirk stützen. Bei den Kelten war vermutlich jeder wichtige Lebensbereich kultisch beeinflusst, sicherlich daher auch die existenzhaltende Viehwirtschaft. Analog zur Meidung von Toren in Nordrichtung haben z. B. in prähistorischer Zeit viele Völker ihre Gräber und Tempel nach bestimmten Himmelsrichtungen angelegt, haben der linken Hand minderen Rang vor der rechten zugewiesen, haben Speisen oder Menschengruppen als unrein eingestuft. Die Römer begannen keine militärische Unternehmung durch die porta sinistra, durch das linke Tor. Auch wird heute noch kein Nepaleser einen anderen Menschen oder eine Speise mit der unreinen Linken berühren. Analog ist anzuneh-

men, daß der Norden für den keltischen Landwirt und Viehhalter die ungute, von den Göttern erfahrungsgemäß nicht begünstigte Seite war. Im unwirtlichen europäischen Norden siedelte man nicht, von dort kam die schlimmste, lebensbedrohende Kälte und das Minimum an Sonne. Die Annahme wäre daher nicht abwegig, daß sich all das in der kultischen Bauregel niedergeschlagen haben sollte, nach Norden zu keine Durchlässe anzulegen.

Wozu wehrhafte Umwallungen von Weihebezirken?

Die Theorie des Weihebezirks beansprucht auch für solche Vierecksanlagen Gültigkeit, in denen, wie in Ehningen bei Böblingen, kein Kult- oder Opferschacht bestanden hat oder wo er zumindest noch nicht aufgefunden worden ist. Demnach wäre also bei allen Weihebezirken vorhanden gewesen, was wesensmäßig überflüssig war, nämlich eine arbeitsaufwendige, wehrhafte Umwallung, denn Eck- oder Seitenmarkierungen hätten ausgereicht, um den kultischen Bezirk abzugrenzen und den Benut-

Rekonstruktionsversuch einer Viereckschanze.



zern seine Abgeschlossenheit sinnfällig zu machen. Demgegenüber hat es am Nächstliegenden, nämlich am Vorhandensein eines Kult- oder Opfer-schachtes zumindest in Ehningen, aber wohl auch bei anderen Vierecksanlagen gefehlt. Damit drängt sich auch für die Befürworter der Theorie vom Weihebezirk der Schluß auf, daß solche Schächte keine wesentlichen Bestandteile dieser kultischen Anlagen gewesen sein konnten. Umso mehr vermißt man die Einheitlichkeit, die man bei Kultstätten voraussetzen möchte: sie fehlte also sowohl bei den «nemeta» als auch bei den Kultschächten.

Schwer erklärbar ist auch die Vielzahl der Weihebezirke. Geht man, vorsichtig geschätzt, davon aus, daß über den gesamten Zeitraum des Bestehens solcher Anlagen, die zum Teil mehrfach nacheinander am gleichen Platz erneuert wurden, jeweils wenigstens zwei Drittel davon gleichzeitig, also schon und noch im Gebrauch standen, dann war das im Hinblick auf die mutmaßliche Bevölkerungszahl ein überreiches Angebot an Orten und vor allem an Flächen für Kultveranstaltungen. Das vollends, wenn man das jeweils für Tausende ausreichende Fassungsvermögen und den Umstand bedenkt, daß kultische, vielleicht auch gerichtliche oder festliche Veranstaltungen längstens einige Tage gedauert haben konnten und daß danach sogleich eine Wiederverbenutzung der Anlage möglich war.

Die hohe Gesamtzahl der Weihebezirke wie auch deren oft engnachbarschaftliche Standorte mögen sich auf zweierlei Weise erklären lassen: Zum einen mit der Erwägung, die Anlagen könnten je nur ein einziges Mal oder gelegentlich verwendet und dann unbenutzt gelassen worden sein. Diese Möglichkeit ist jedenfalls nicht damit auszuräumen, daß man den Arbeitsaufwand für die Erstellung der Erdwerke für nur eine oder wenige Kulthandlungen für überzogen hält; denn ein Volk, das für einzelne Grabhügel und damit für eine einmalige Hauptbestattung monatelange, ja sogar jahrelange Anstrengungen auf sich nahm³⁵, hätte erst recht eine mehrtägige Grabungsarbeit für eine einzige Kulthandlung nicht gescheut.

Eine andere Hypothese zur Erklärung der hohen Gesamtzahl und oft engen Nachbarschaft der Vierecksgehege läge darin, daß sie verschiedenen Göttern geweiht gewesen sein könnten, denen man in ein und derselben Anlage nicht dienen konnte. Bei vermehrtem Platzbedarf wäre es jedenfalls wesentlich einfacher und daher näherliegend gewesen, den zu eng gewordenen Weihebezirk durch das Verlegen einer seiner Seiten zu erweitern, als eine größere Anlage neu zu erstellen.

Natürliche Ursachen

für die «kultische» Anhebung der Innenfläche

Hier ist kritisch auf Günter Mansfelds Annahme einzugehen, besonders der unmittelbar an die innere Wallseite anschließende Bodenstreifen, zu meist auch Teile des Innenraums der Vierecksanlagen seien mit zugeführter Erde künstlich angehoben worden. Darin liege ein Beweis für ihren kultischen Zweck. Diese verallgemeinernde Folgerung ist aus mehreren Gründen nicht stichhaltig: Zum einen, weil in den bisher untersuchten Fällen die künstliche Erhöhung des Innenniveaus nicht überall feststellbar war. Zum anderen, weil anstelle kultisch ausgedeuteter Erdzufuhren auch andere Gegebenheiten beim Bau, beim Gebrauch und bei der Erhaltung der Anlagen die Anhebung des Bodenniveaus verursacht haben könnten: Schon während des Baus, dann bei späterer Vergrößerung oder Erneuerung von Wällen mancher Anlagen war es unvermeidlich, daß einiges von dem hierfür verwendeten Grabenaushub danebenfiel und festgetreten wurde. Möglicherweise wurden Teile der Innenflächen mit hinzugefügter Erde nivelliert, da wegen der besseren Sicht nach außen gerade in Wallnähe ein höheres Bodenniveau erwünscht sein mußte.

Je länger ein Viehgehege im Gebrauch war – bei vielen mochte das mehrere Jahrhunderte der Fall gewesen sein –, desto mehr trugen anfallender Viehkot, vielleicht auch Streu- und Futterreste, zu einer allmählichen Niveauerhöhung bei; auch dann, wenn der Kot zur Düngung weggeführt wurde.

Die vom Wall infolge Erosion herabfließende Erde sickerte zum einen Teil in den Umfassungsgraben, zum anderen nach innen, von wo aus sie nirgends abfließen konnte. Im Inneren wurde sie vom Vieh zerstampft, was insbesondere nach Regen eine durchgewalkte Morastschicht entstehen ließ. Es mag auch sein, daß die Hirten sie danach mit hinzugeführter Erde bedeckten und damit den Geländestreifen unmittelbar hinter dem Wall, insbesondere den dort zu vermutenden, etwas über dem allgemeinen Bodenniveau liegenden Weg wieder besser begehbar machten. Auf jeden Fall war es unvermeidlich, die Umfassungsgräben von Zeit zu Zeit von der eingeschwemmten Erde zu reinigen, damit sie nicht verflachten. Nach außen konnte man den Aushub nicht werfen, weil sonst der Höhenunterschied zur Wallkrone herabnivelliert worden wäre. Also warf man den Aushub über den Wall hinweg ins Innere, wo er zur Erhöhung des Oberflächenniveaus beitrug. Das alles über lange Zeiträume hinweg gibt die schlüssige, nicht kultbedingte Erklärung für die aufgetragenen Innenflächen ab.

Warum nicht Schutzgehege für die Viehhaltung im Sinne einer arbeitsteiligen Landwirtschaft?

Da gegenwärtig die Theorie der Wehrschanzen als widerlegt gilt und diejenige der Weihebezirke mit mancherlei Ungereimtheiten belastet ist, soll im folgenden versucht werden, die fast völlig abgetane Deutung aufzugreifen, die Vierecksanlagen seien einst Schutzgehege für die Viehhaltung gewesen. Die Viehwirtschaft im Sinne des Almbetriebes ist für die Bewohner verstreut liegender Gehöfte oder kleinbäuerlicher Siedlungen auch heute noch bedeutend rationeller, als wenn die beteiligten Familien ihr Vieh getrennt halten und, summiert, hierfür einen hohen personellen Aufwand erbringen müßten. Ökonomisch gesehen mögen Almbetriebe die letzten Nachfahren jener keltischen Viehgehege sein.

Wenn es zutrifft, daß das Wort *Alp*, *Alb*, *Alf*, vielleicht auch *Alm* als Bezeichnung für Berg oder Weide, keltischen Ursprungs ist, daß es danach abgewandelt und latinisiert und letztlich ins Deutsche weiterentlehnt worden ist³⁶, dann ist nicht auszuschließen, daß die Kelten es in seiner einstigen Form für ihre Viehgehege im Flachland und in Mittelgebirgen verwendet haben.

In all diesen Gehegen konnte das Vieh vieler einzelner Höfe und Weiler gesammelt, gegen Ausbruch gesichert und jeweils nur von wenigen Hirten gehütet, geweidet und genutzt werden. Die Hirten konnten arbeitsteilig Milch, Butter, Käse, Fleisch, Häute und Wolle gewinnen. Tagsüber trieben sie das Vieh auf die nahen Weiden. Auch brachliegende Äcker, vor allem die angrenzenden Wälder, wurden beweidet, insbesondere von Schweinen und Ziegen. Klaus Schwarz, der allerdings die Gehege für Weihebezirke hält, fand bestätigt: *Die systematische Waldvernichtung ist zudem mit dem Einrichten des untersuchten Temenos (Holzhausen) synchronisierbar und verdeutlicht (. . .) die ermittelte Waldlage der Holzhausener Heiligtümer*³⁷. Waldvernichtung – sie wäre als Folge des gelegentlichen benachbarten Kultbetriebes nicht einleuchtend, doch als Folge ständiger Beweidung ist sie logisch.

Die Lage der Viehgehege, die aus Gründen der Ökonomie grundsätzlich außerhalb des agrarischen Nutzungsgürtels, also im eigentlichen Weide- sowie im Ödland- und Waldgebiet anzunehmen ist, bewahrte die Äcker vor Viehfraß und ebenso die damals durchweg unbefestigten Wege vor dem Zertrampeltwerden. Beträchtlich war auch der Zeitgewinn, weil das tägliche Hin- und Zurücktreiben des Viehs zwischen Gutshöfen und Weiden sowie das Heranschaffen und die Lagerung von Futter inner-

halb der Siedlungen unterbleiben konnte. Erspart wurde auch die lästige Lagerung von Mist und dessen Abtransport, was alles das Leben in den Siedlungen bequemer und hygienischer machte sowie das Trinkwasser vor Verschmutzung bewahrte.

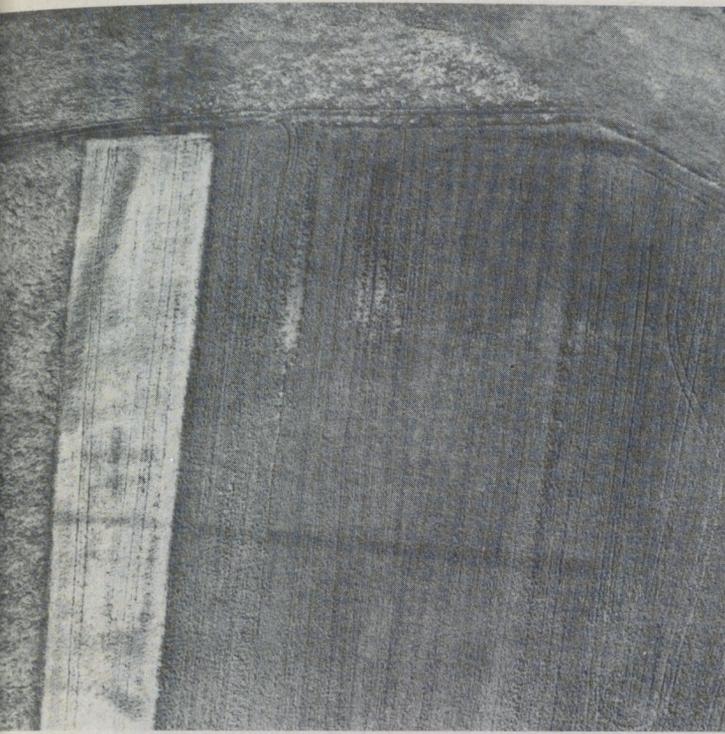
Im Brunnen von Fellbach-Schmidlen:
«Mist, wie er auf Viehweiden entsteht»

Anhand umfassender Analysen der pflanzlichen und tierischen Fundreste aus der Verfüllung des Brunnens von Fellbach-Schmidlen konnten erstmals klare Erkenntnisse über die Ökologie der Umgebung einer Vierecksanlage gewonnen werden. Obwohl auch dort die Forschung einhellig vom einstigen Zweck des Weihebezirks ausgeht, lauten die Ergebnisse dieses Präzedenzfalles wie eine Bestätigung der Theorie Viehgehege. Man konnte feststellen, daß (. . .) im Bereich von Fellbach-Schmidlen und dessen Umkreis folgende Vegetationsbereiche genutzt wurden, d. h. damals noch vorhanden waren: Grünland in Form einfacher Magerwiesen, (. . .) Feuchtgebiete einschließlich Bachufern und Flachmooren, Ackerlandbrachen und Waldränder- bzw. -lichtungen³⁸. Den Umstand, daß die botanische Untersuchung der Schachtsole des Brunnens von Fellbach-Schmidlen sogleich nach der untersten Verfüllungsschicht eine dicke Lage – nicht von Stallmist, sondern – von Mist, wie er auf Viehweiden und in der Nähe von Viehweiden entsteht³⁹, erwiesen hat, soll hier nicht als Indiz für die Theorie Viehgehege herangezogen werden, wohl aber als Beweis dafür, daß die Umgebung des Viehgeheges auch nach seiner Aufgabe als Weide weiter genutzt wurde.

Auch wenn das Vieh in den Vierecksanlagen gesammelt gehalten wurde, mußte dennoch ein kleiner Teil der Arbeiten und Nachteile, die der Viehbetrieb mit sich bringt, in den Gehöften in Kauf genommen werden, soweit nämlich das benötigte Milch- und Zugvieh dort verblieb. Im übrigen aber war nach der hier vertretenen Theorie die Bevölkerung bis auf die wenigen Hirten in den Viehgehegen von Arbeiten mit dem Vieh freigestellt, so daß sich alle Nichthirten voll und ganz dem Ackerbau und handwerklichen Tätigkeiten widmen konnten, was zu beruflicher Spezialisierung und damit zu einer Verbesserung der Sozialstruktur beigetragen haben muß.

Ganzjährige Viehhaltung in den Gehegen?

Es ist wahrscheinlich, daß das Vieh in den Wintermonaten aus den Gehegen in die Siedlungen zurückgeholt worden ist. Da in dieser Zeit die Feldarbeit ruht, waren genügend Arbeitskräfte für die an-



Ergebnisse der Luftbildarchäologie: Oben die mittlerweile ausgegrabene Viereckschanze bei Ehningen, Kreis Böblingen, unten die von Berkheim, Kreis Biberach.



fallende Stallarbeit verfügbar; dies umso mehr, als damals im Winter keine Jungtiere geworfen wurden, also deren aufwendigere Wartung entfiel. Es ist jedoch nicht auszuschließen, wenn auch derzeit nur als Hypothese zu werten, daß das Vieh oder ein Großteil davon ganzjährig in den Gehegen blieb, also auch den Winter über. Dem damals robusteren, aus natürlicher Auslese hervorgegangenen Vieh

konnte das, wenn auch unter Inkaufnahme einiger kältebedingter Ausfälle unter den schwächeren Tieren, zugemutet werden. Heutiges Vieh ist im Vergleich zum damaligen geradezu unnatürlich überzüchtet und verweichlicht. Das zur Fütterung notwendige Heu oder Futterfrüchte konnten, wie das noch heute in Ungarn geschieht, im Freien gelagert werden.

Träfe die Hypothese vom ganzjährig in die Vierecksgehege verlagerten Viehbetrieb zu, dann wäre in den Siedlungen – ausgenommen für die dort verbliebenen Milch- und Zugtiere – außer dem personellen auch jeder sachliche Aufwand für die Viehhaltung entfallen: Dort wäre keine Lagerung von Futter und Dung erforderlich, die Wohnweise eine (fast) viehfreie, die Trennung der Berufe in Nichthirten und Hirten eine vollständige gewesen.

Gegen die Hypothese der ganzjährigen Viehhaltung in den Gehegen spricht allerdings die Fundarmut, die dort auffällt, und zwar vor allem in den Bereichen der damaligen Gebäude. Denn bei ganzjähriger Belegung hätte sich erfahrungsgemäß ein Vielfaches an Resten von Wohn-, Ausrüstungs- und Wirtschaftsgegenständen finden müssen. So aber liegt die Annahme näher, daß die Hirten nur über die warme Jahreszeit in den Gehegen blieben, vielleicht auch nur über jeweils kurze Zeiten des Abweidens der näheren Umgebung, um danach mit den Herden in ein anderes Viehgehege oder den Winter über in die Gehöfte zu ziehen. Daß die Hirten ihre spärlichen Ausrüstungsgegenstände mitbrachten und beim Abzug nichts davon zurückließen –, das wäre eine Erklärung für jene notorische Fundarmut. Für die zeitlich beschränkte Nutzung – vielleicht nur eines Teiles der Gehege – findet sich noch heute eine Analogie im alpinen Almbetrieb. Hier bedingt vielerorts die mangelnde Ergiebigkeit der hochgelegenen Weideflächen nach dem Abweiden die Verlegung auf andere Almen. Auch werden die Weideplätze mit dem Fortschreiten der Schneeschmelze im Frühjahr stufenweise in die höheren Bergregionen verlegt, und es werden umgekehrt – vor dem Wintereinbruch – zuerst die Hochalmen geräumt, dann die tiefer gelegenen – und das jeweils unter Mitnahme der Gerätschaften und Ausrüstungsgegenstände. Auch heutige Almen werden daher der-einst eine ähnliche Fundarmut aufweisen.

Gegen Viehdiebstahl durch Menschen sowie gegen Viehraub durch Bären, Wölfe und Luchse

Viehdiebstähle dürften bei Kelten, vor allem nach Mißernten und im Zuge der vielen Händel unter den Familien, Clans und Stämmen, häufig vorge-

kommen sein: Wo Grabhügel geplündert wurden, da machte man auch vor dem Diebstahl profanen Viehs nicht halt. Gegen einzelne Diebe oder kleinere Diebesbanden boten die Viehgehege mit ihren meterhohen Steilwänden hinlänglichen Schutz. Daß dieser Schutz beträchtlich besser gewesen wäre, wenn die Wälle und Gräben mit Palisaden, Astverhauen oder Holzzäunen ergänzt gewesen wären, liegt auf der Hand. Das wäre zum einen dort von Vorteil gewesen, wo Schafe und Ziegen gehalten wurden, denn diese begabten Kletterer hätten sonst über die Gräben und Wälle aus dem Gehege gelangen können. Zum anderen dort, wo es geboten war, die menschlichen und tierischen Viehdiebe in besonderem Maße abzuschrecken. Wenn es denen aber dennoch geglückt sein sollte, insbesondere bei Nacht, Nebel oder Regen die Umwallung zu überwinden, dann wird es ihnen wohl nur in seltenen Fällen gelungen sein, mit gestohlenem Vieh über Wall- und Grabenwände hinweg den Weg nach außen zu bewältigen, ohne von den Wachen und deren Hunden gestellt zu werden.

Im weiteren Verfolg des Meinungsstreits müssen daher die Verfechter der Theorie vom Weihebezirk befürchten, daß bei künftigen Grabungen doch noch Reste von Zäunen auf den Wallkronen zutage treten, wohingegen der Autor als Befürworter der Theorie vom Viehgehege auf solche Funde und damit auf ein weiteres bestätigendes Indiz hofft. Es wäre allerdings gut möglich, daß die Wallkronen auf andere Weise als mit eingepfählten Zäunen bewehrt gewesen sind, nämlich mit Ast- oder Dornverhauen. Sollten die keltischen Viehgehege – oder wenigstens ein Teil davon – mit solchen Verhauen aufgestockt gewesen sein, dann ist allerdings der Nachweis heute wohl kaum mehr möglich. Desgleichen, wenn die Zaunteile nicht mittels Pfosten auf die Wallkrone gesetzt, sondern in der Weise dort befestigt worden sind, daß sie entweder paarweise – winkelig und mit den Oberkanten aneinandergelehnt – oder nur mit Holzstützen versehen worden sind.

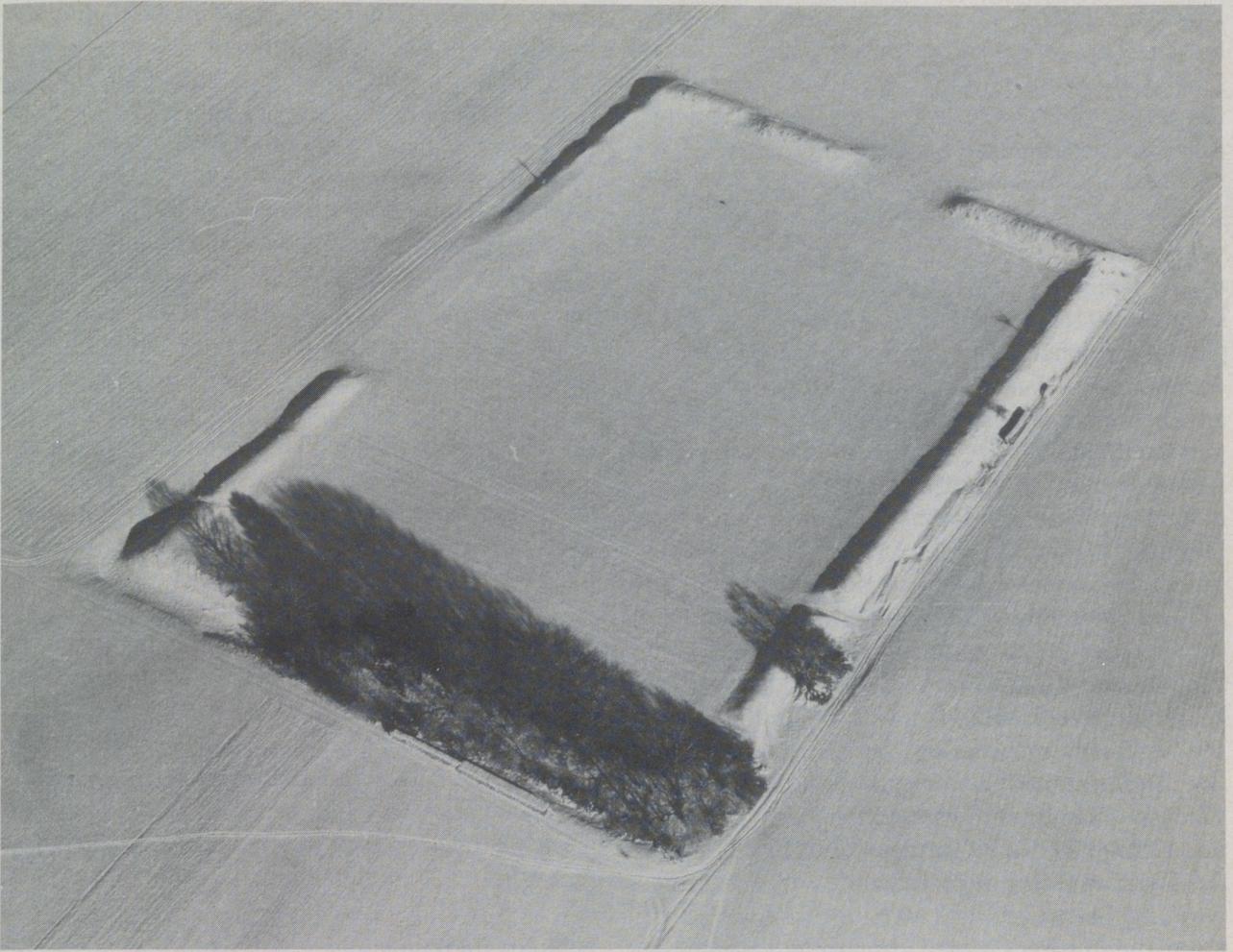
Sicherlich gab es bei den Kelten besonders ruhige Zeiten wie auch außerordentlich friedliche Landstriche, da nicht oder nur ausnahmsweise mit Viehdieben zu rechnen war. Aber im Verlauf ihrer ganzen Geschichte sind sie der vierbeinigen Viehdiebe in Gestalt der Bären, Wölfe und Luchse nie Herr geworden, sogar die ihnen nachfolgenden Römer und Germanen nicht. Auf Bären und Wölfe übte jegliches Vieh, auf die Luchse zumindest die Schafe und Ziegen eine immerwährende Anziehungskraft aus, und die beiden ersteren bedrohten stets auch Leib und Leben der Hirten. Daher vermute ich, daß

die Häufigkeit der Vierecksgehege sowie die Höhe und Breite der Umwallungen den damaligen hauptsächlichlichen Verbreitungsgebieten von Wölfen, Bären und Luchsen entsprach und daß sich die Kelten in denjenigen Landstrichen, in denen keine oder nur wenige Vierecksanlagen nachzuweisen sind, mit Holzzäunen begnügen konnten, wie das heute bei der Viehhaltung der Fall ist. Wenn in einem Landstrich die Raubtiere ausgerottet oder durch Bejagen und zunehmende Landkultivierung vertrieben und Viehdiebstähle durch Menschen zur Ausnahme geworden waren, dann konnten Wälle und Gräben ersatzlos aufgegeben, dem Verfall ausgesetzt oder verfüllt werden. Wo aber Viehgehege in spätkeltischer Zeit erstmals angelegt oder als Neubauten an die Stelle veralteter Anlagen traten, da geschah das vermutlich nicht nur in Holzhausen und Tomerdingen, sondern auch anderswo in der ausgereift-verstärkten Form mit Graben und Wall. Erst recht, als die Kelten vom dritten Jahrhundert v. Chr. an dazu übergingen, mit verbesserten Bautechniken immer festere Wallburgen und wehrhafte Städte anzulegen, da dürften sie, wo es geboten schien, auch bei den Viehgehegen mittels Gräben und Wällen vollends ganze Sache gemacht haben.

Auch Viehgehege ohne Wall und Graben zu vermuten

Ein weiterer Grund für die im Laufe der Zeit weiter verstärkte Ausgestaltung von Viehgehegen mag darin gelegen haben, daß mit der Bevölkerungszahl nicht nur der Viehbestand zunahm, sondern daß man auch vermehrten Viehdiebstählen durch Menschen nachhaltiger vorbeugen mußte. Nach dem Vorhandensein von Viehgehegen mit geringem Schutzbedürfnis, nämlich solchen ohne Wall und Graben, ist in den Gegenden, in denen bisher keine Vierecksgehege gefunden wurden, nie gezielt gesucht worden. Es dürfte sie aber gegeben haben. Sehr leicht werden die Spuren bloßer Pfostengevierte entweder übersehen oder sie sind durch Erosion, Überackerung und Überbauung vergangen, also nicht mehr zu belegen.

Das gilt jedoch nicht nur für bloße, unbewehrte Viehgatter, sondern erst recht für die Zäune auf Wallkronen, deren einstiges Vorhandensein ich zumindest bei einem Teil der Anlagen vermute: Wo die Wälle eingeebnet oder durch Erosion und Überackerung tiefer abgetragen sind als bis zum seinerzeitigen unteren Ende der Pfostenlöcher, da läßt sich heute weder der Nachweis solcher Zäune führen noch der, daß es sie nicht gegeben habe. Während menschliche Viehdiebe nur gelegentlich auf



Die spätkeltische Viereckschanze bei Neufahrn,
Landkreis Tölz.

Beute ausgingen, war das beim genannten Raubwild ununterbrochen, vor allem auch nachts der Fall. Es mußte zwar tagsüber mit dem Austrieb des Viehs auf die umliegenden Weiden und Wälder eine Gefährdung durch das Raubwild in Kauf genommen werden, doch war sie tragbar, weil Bären, Wölfe und Luchse von Natur aus lichtscheu und bei Helligkeit von den Menschen viel leichter zu bekämpfen sind als im Dunkeln. Besonders gefährdetes Vieh wie hochträchtige oder neugeborene Tiere konnten außerdem auch tagsüber gesichert in den Viehhegen belassen werden. Also erfüllten die keltischen Viehhege zugunsten der Hirten und der ihnen anvertrauten Tiere ihren Sicherungszweck wohl noch besser, als das heute bei den afrikanischen Viehkralen der Fall ist.

Als die Römer das einst keltische Gebiet besetzten, ummauerten auch sie ihre ländlichen Hofgrundstücke. Ein wesentlicher Grund hierfür dürfte das gleiche Schutzbedürfnis vor Raubtieren aller Art gewesen sein.

Ableitungen aus der Theorie des Viehheges:
Bauten z. B. sind Hirtenhäuser und Käsereien

Manche Folgerungen und Antworten ergeben sich schlüssig aus dieser Theorie. Deren Stärke liegt in ihrer durchgängigen Einfachheit. Es scheint, als sei bisher die seinerzeit allgegenwärtige Raubtiergefahr schlicht übersehen oder nicht genügend gewichtet worden. Wie alle Folgerungen aus Theorien, sind auch diese nur Vermutungen, die der Erhärtung und des letzten Beweises bedürfen:

a) Die Viehhege lagen in den keltischen Landschaften nicht nur in sehr ungleichen Entfernungen voneinander, sondern sie waren in manchen Gegenden nicht vorhanden. Diese Ungleichheiten erklären sich einerseits durch die unterschiedliche Bevölkerungsdichte und die dementsprechenden Mengen des Viehbestandes, andererseits durch das örtlich wechselnde Ausmaß der Gefährdung von Menschen und Viehherden durch Diebe, Wölfe, Bären und Luchse. Auch mag da und dort das verfüg-

bare Weideland zu klein oder zu wenig ergiebig gewesen sein, so daß man, sobald das Umfeld des einen Geheges abgeweidet war, das Vieh in ein anderes verlegte. Demnach lagen die Gehege in denjenigen Landstrichen näher beieinander, in denen die Viehbestände besonders groß, die Raubtiere zahlreicher oder die Weiden unergiebiger waren als anderswo.

b) Die Größe der Viehgehege war der Menge des darin unterzubringenden Viehs angemessen. Ein gewisses Höchstmaß bis etwa 140 Meter Seitenlänge wurde dabei – vermutlich aus Gründen der Übersichtlichkeit, der begrenzten Ergiebigkeit der umliegenden Weiden und wohl auch einer bestmöglichen Betriebsgröße – nicht überschritten.

c) Was die Tiefe und Breite des Grabens sowie die Höhe des Walles, vielleicht auch des auf ihm stehenden Zaunes oder Verhaues angeht, so hatten sie wegen der Sicherung von Mensch und Vieh dem Mindestanforderung zu genügen, größere Rudel von Wölfen und Gruppen von Bären wirksam abzuschrecken. Wenn außerdem kleinere Räuberbanden die Gegend verunsicherten, dann wird man die eine oder andere Anlage angemessen ausgebaut und die Wachen ausreichend verstärkt haben. Wo Wälle und Gräben wegen zu geringer Höhe bzw. Tiefe für Raubwild eine nur unzureichende Abschreckungswirkung hatten, da läßt sich vermuten, daß das Raubwild in jener Gegend ausgerottet war und das nun einmal schon vorhandene Gehege zwar beibehalten wurde, jedoch seinen eigentlichen Wert lediglich darin fand, das Vieh am Ausbrechen zu hindern.

d) Die Vierecksform bot gute Übersicht über das Innere der Anlage und über ihr Vorfeld, am ehesten vom erhöhten Tordurchlaß aus. Bei ungenügender Sicht dürften zwei auf den einander gegenüberliegenden Wallecken postierte Wächter ausgereicht haben.

e) Vieh benötigt viel Wasser. Wenn weder im Viehgehege noch in dessen erweitertem Umkreis bis zu einem oder wenigen Kilometern eine Quelle, ein See oder ein fließendes Gewässer vorhanden war, so mußte ein Brunnen gegraben werden. Vielleicht auch nur, um den Hirten eine gesonderte, abgetrennte Wasserentnahme zu sichern. Die erreichbare Nähe von genügend Wasser ist eine unverzichtbare Grundlage der These vom Viehgehege.

f) Die Bauten in den Viehgehegen waren die Behausungen der Hirten. Dort wohnten sie, bewahrten ihre Gerätschaften auf, sammelten die Milch, bereiteten Butter sowie Käse und bearbeiteten Häute. Die verschiedentlich nachgewiesenen Säulenreihen entlang der Längsseiten dieser Häuser mögen Stüt-

zen für Umlaufdächer gewesen sein; vielleicht dienten die Überdachungen stattdessen der geschützten Lagerung von Heu oder sonstigen Futtermitteln nach Art der Futterraufen, vielleicht auch zum Lufttrocknen von Käse, Fleisch oder Häuten.

g) Die Tierfiguren von Fellbach-Schmidlen sind kein stichhaltiges Indiz für die Eigenschaft der Vierecksgehege als Weihebezirke. Aber wenn auch Tempel oder Kultschächte in den Viehgehegen nachgewiesen werden sollten, so widerspräche das ebenso wenig der hier vertretenen Ansicht, die Anlagen seien Viehgehege, wie heutzutage das Vorhandensein einer Kapelle oder eines Bildstockes auf einer Alm deren viehwirtschaftliche Zweckbestimmung infrage stellt. Für die Betreiber eines Viehgeheges stellte das Vieh ihren wesentlichen beweglichen Besitz, ja sogar ihre Existenzgrundlage dar. Daher ist durchaus zu erwarten, daß dort Kultgegenstände, womöglich auch Opferstätten nachgewiesen werden.

h) Als Hypothese wäre zu bedenken, ob die Vierecksanlagen in älterer Zeit tatsächlich kultischen Zwecken gedient haben, dann aber zweckentfremdet und als Viehgehege weiterverwendet worden sein könnten. Die Profanisierung von Kirchen in napoleonischer Zeit und nach der russischen Oktoberrevolution wären moderne Parallelen hierzu.

Schlußbemerkungen

Die vorliegende Arbeit fußt auf Veröffentlichungen, deren Verfasser die Theorie vom Viehgehege ablehnen, sie zumindest nicht verfechten. Angesichts der heutigen verfeinerten Untersuchungsmethoden einerseits und zunehmend zielgerichteten Erforschung der Vierecksanlagen andererseits wird die Frage nach dem einstigen Zweck dieser Erdwerke nicht mehr lange ungeklärt bleiben.

Eine Klärung im Sinne der hier vertretenen Theorie vom Viehgehege ist umso eher zu erwarten, wenn man folgenden Alternativen nachgeht:

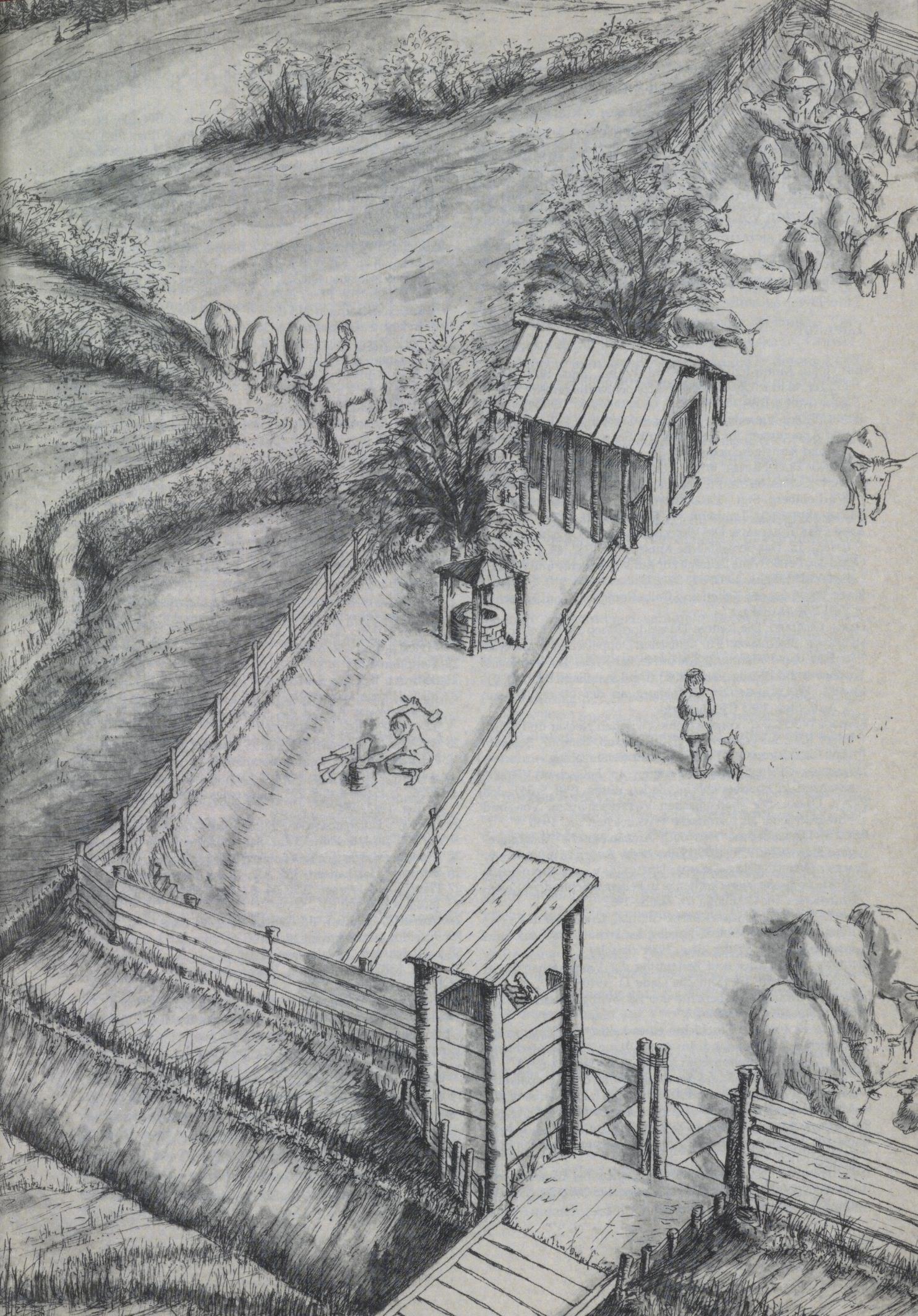
– Gab es Keltengebiete ohne Vierecksgehege oder handelt es sich bei den bisher fundleeren Gegenden um vorläufige Entdeckungslücken

– waren es Kultschächte oder Brunnen im Innern der Anlagen

– waren es Kultpfähle oder Holzreste der einstigen Brunnenanlagen am Grunde der Schächte

– waren es nemeta oder schlicht Hirtenbehäusungen innerhalb der Anlagen

– sollte es Zufall sein, daß die Gevierte üblicherweise in typischen Weidegebieten und in Wassernähe lagen oder war die derartige Standortwahl unabdingbare Voraussetzung für die Viehhaltung



– läßt sich anhand von Bodenuntersuchungen innerhalb der Gevierte mit der Menge von Kot- und Urinrückständen nachweisen oder widerlegen, daß dort langfristige Viehhaltung betrieben wurde? Nach dem heutigen Forschungsstand stimmen jedenfalls die Belange viehwirtschaftlicher Ökonomie sowie die Erfordernisse der Sicherheit für Hirten und Herden vor Raubwild mit der Annahme überein, daß es sich um Viehgehege gehandelt hat; und sie erklären deren Lage sowie die Art ihrer Ausgestaltung ebenso zwanglos wie schlüssig.

Literatur

- BIEL, JÖRG: Kulturdenkmale in Bad.-Wttbg., Stgt. 1974. Kleine Führer, Blatt 8: Die Viereckschanze bei Nürtingen Krs. Esslingen. (Kultur BW)
- BITTEL, KURT: Viereckschanzen und Grabhügel – Erwägungen und Anregungen. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 35, Heft 1, Zürich 1978 (VuG)
- BEHREND ROLF-HEINER, BITTEL KURT, DEHN ROLF, KIMMIG WOLFGANG, SCHIEK SIEGWART, PLANCK DIETER: Die Kelten in Baden-Württemberg. Stgt., 1981 (KiBW)
- DREXEL, FRIEDRICH: Templum. In: Germania 15, 1930
- EBERL, BARTHOLOMÄUS: Die Viereckschanze bei Oligshofen (Illertissen). In: Das Schwäbische Museum 8, 1932, 49 ff.
- GOESSLER, PETER: Neue Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie Schwabens. 1952, 31, 34–37.
- HATT, JEAN-JACQUES: Kelten und Gallo-Romanen. Genf/München 1970/1979 (KuGR)
- HERM, GERHARD: Die Kelten. Düsseldorf/Wien 1975 (Kelten)
- HEUKEMES, BERNDMARK: Zur keltischen Doppelschanze Am Waserbett von Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis. In: Denkmalspflege in Bd.-Wttbg., Stgt. 1983 (Denkmalspflege Bd.-Wttbg)
- KIMMIG, WOLFGANG: Die Heuneburg an der oberen Donau. 2. Aufl. Stgt. 1983 (Heuneburg)
- KIMMIG, WOLFGANG: Vorgeschichte zwischen Neckar und Nördlinger Ries. In: Württembergisch Franken, Band 57, Schwäb. Hall 1973. (Vorgesch.) – Druck ohne Seitenzahlen –
- MANSFELD, GÜNTER: Untersuchungen an keltischen Viereckschanzen. In: Fundberichte aus Baden-Wttbg, 1981, S. 351–368
- PARET, OSKAR: Die spätkeltischen Viereckschanzen. Vor- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft . . . 1950
- PLANCK, DIETER/SCHIEK, SIEGWART: Archäologische Ausgrabungen, Stgt. 1974/1975, 1978/1979, (Arch. Ausgr.) 1980/1981
- PLANCK, DIETER/KÖRBER-GROHDE, UDELGARD u. a.: Eine neu entdeckte keltische Viereckschanze in Fellbach-Schmidlen, Rems-Murr-Kreis. In: Germania 60, Mainz 1982
- PLANCK, DIETER/BIEL, JÖRG/KÖRBER-GROHDE, UDELGARD u. a.: Der Keltenfürst von Hochdorf. Katalog der Archäologischen Denkmalspflege in Bd.-Wttbg, Stgt. 1985. (Katalog)
- REINECKE, PAUL: Alter und Bedeutung der Viereckschanzen in Süddeutschland. In: Deutsche Gaue 11, 1910
- SCHIEK, SIEGWART: Fundberichte aus Bd.-Wttbg., Band 4, Stgt. 1979. (Fundber. Bd.-Wttbg.)
- SCHWARZ, KLAUS: Die Geschichte eines keltischen Temenos im nördlichen Alpenvorland. In: Ausgrabungen in Deutschland Röm./Germ. Zentralmuseum Mainz 1975. (Holzhausen)
- SCHWARZ, KLAUS: Zum Stand der Ausgrabungen in der spätkeltischen Viereckschanze von Holzhausen. In: Jahresber. d. bayrischen Denkmalspflege 1962. (bayr. Denkmalspflege)
- SPINDLER, KONRAD: Die frühen Kelten. Stuttgart 1983 (d. f. K.)
- WIDMANN, HANS: Schwäbische Alb – Geschichte eines Namens. Stuttgart 1957
- ZÜRN, HARTWIG: Die keltische Viereckschanze bei Tomerdingen Krs. Ulm (Wttbg.). In: Proc. Prehist. Soc. NS. 37, 1971 (Tomerdingen)
- Anmerkungen
- 1 Schwarz, Holzhausen 325; Bittel, VuG 6, KiBW 106; Planck Kat. 341, Heukemes, Denkmalspflege Bd.-Wttbg. 1983, 149
 - 2 Kimmig, Vorgesch. 60 (nicht numeriert)
 - 3 Bittel, KiBW 114; Heukemes, Denkmalspflege in Bd.-Wttbg. 1983, 196
 - 4 Schwarz, Holzhausen 345 zu Abb. 19; Bittel, KiBW 95, 116; Herm, Kelten 246
 - 5 Bittel, KiBW 116
 - 6 Bittel, KiBW 94, 106 f; VuG 7, 15 Anm. 47; Herm, Kelten 245
 - 7 Bittel, VuG 3; KiBW 106, 112
 - 8 Schwarz, Holzhausen 324, 334 f; Bittel VuG 3, 7; KiBW 109 f; Biel, Kultur BW Bl. 8, 1974, 1
 - 9 Zürn, Tomerdingen 218 ff
 - 10 Schwarz, Holzhausen 334, 341 ff
 - 11 Planck, Arch. Ausgr. 1980, 51 59; KiBW 334, 336; Katalog 349; Germania – 60 – Mainz, 1962, 149
 - 12 Fischer, KiBW 73; Kimmig, Heuneburg 218; Spindler, d. f. K. 44 366; Hatt, KuGR 198
 - 13 z. B. Bittel, KiBW 114 f; Schiek, KiBW 422, 429; Arch Ausgr. 1984, 81; Planck, Katalog 149, 341 (sehr allgemein: . . . «häufig lassen sie unmittelbaren Bezug zu einem Gewässer erkennen.»; vgl. dort Anm. 97; Germania 149 f; Heukemes, Denkmalspflege in Bd. Wttbg. 1983, 195
 - 14 Bittel, VuG 7; KiBW 94, 112; z. B. Planck, Arch. Ausgr. 1980, 59; Heukemes, Denkmalspflege in Bd.-Wttbg. 1983, 197
 - 15 Goessler, Neue Beiträge 1952, 31; Bittel, VuG 11; KiBW 93, 113; Schiek, Arch. Ausgr. 1977, 42; kritisch Planck, Kat. 341
 - 16 Planck, Germania 148; Bittel, KiBW 94, 113
 - 17 Bittel, VuG 8; KiBW 113 f; Hatt, KuGR 292 f
 - 18 W. Conrady, Limesblatt Nr. 21, 1897, 588 ff; A. Dauber, «Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern» Bd. 8, 125 – zitiert bei Schwarz, Holzhausen 324; Reinecke, vgl. Anm. 49, – Planck, Kat. 341
 - 19 Limesblatt Nr. 21, 585 ff
 - 20 Templum 3 ff
 - 21 Schwarz, Holzhausen 329, 332
 - 22 Michel Perrin: La fosse hallstattienne «Des Jons» – Bulletin de la Société des Arts et des Sciences de Tournus, 72 (1974) 1–113; Spindler, d. f. K. 374 f
 - 23 Schwarz, Holzhausen 324; Bittel, KiBW 93, 106, 110; kritisch Fischer, KiBW 73; Kimmig, Heuneburg 49, 219; Planck, Arch. Ausgr. 1974, 25; Kat. 342 f; Germania 147; Biel, Kultur BW 1974, 2; Hatt, KuGR 293; Heukemes, Denkmalspflege Bd.-Wttbg. 1983, 194
 - 24 Schwarz, Holzhausen 345 f; Bittel, KiBW 112; VuG 3; Biel, Kultur BW 1974, 2; Planck, Kat. 342, ablehnend 353
 - 25 Kimmig, Vorgeschichte 55; Herm, Kelten 247
 - 26 Schwarz, Holzhausen, 335, 337; Herm, Kelten 247
 - 27 Planck, Arch. Ausgr. 1980, 54–57; Kat. 350 f; Germania 138 ff; Bittel, KiBW 110 f
 - 28 Mansfeld, Fundber. Bd.-Wttbg. 1981, 351–368
 - 29 Poseidonios, Fragment 18
 - 30 z. B. Schwarz, Holzhausen 325 ff
 - 31 Bittel, KiBW 112; Kimmig, Vorgeschichte 55
 - 32 Planck, Germania 120 ff
 - 33 Kimmig, Vorgeschichte 53; Bittel, KiBW 73, 132
 - 34 Bittel, VuG 11; KiBW 116 (schließt sogar kosmische Ausrichtung der Anlagen auf Gestirne nicht aus)
 - 35 Bittel, KiBW 125; Biel, Kat. 41; Spindler, d. f. K. 163
 - 36 Widmann «Schwäbische Alb – Geschichte eines Namens»: «Alb» – keltisch für «Berg», S. 115 f – oder für «Weide, nährender Berg, Bergweide» – S. 118 f. Noch heute süddeutscher Begriff für Viehweiden an der Grenze agrarischer Nutzungszonen, – S. 104 f, 112 – und zwar für Weideflurnamen auch außerhalb der Schwäb. Alb – S. 108 f
 - 37 Schwarz, Holzhausen 327
 - 38 U. Körber-Grohde, Kat. 359 ff, 362
 - 39 Planck, Arch. Ausgr. 1980, 52; vgl. auch Kat. 350, 353; KiBW 334 f.

Buchbesprechungen

Landesbibliographie von Baden-Württemberg. Herausgegeben durch die Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, in Verbindung mit den Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart. Bearbeitet von WERNER SCHULZ und GÜNTER STEGMAIER. Band 4: Die Literatur der Jahre 1979/80. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1986. 783 Seiten. Kartoniert DM 89,-

Was hier schwarz auf weiß vorgelegt wird, ist kaum zu glauben: Das Verzeichnis der 1979 und 1980 erschienenen landesbezogenen Literatur – Aufsätze, Monographien, Kunstbände, wissenschaftliche Abhandlungen – umfaßt 13 711 Nummern. 13 711 bibliographische Einzelbelege: das sind doppelt so viele wie im ersten, die Literatur der Jahre 1973 und 1974 zusammenfassenden Band. Dies macht eine Produktionssteigerung – wie sie auch sonst allgemein auf dem Buchsektor verzeichnet wird – deutlich, zeigt aber auch, daß die bibliographischen Recherchen der Bearbeiter eine Perfektion erreicht haben, die wohl kaum noch gesteigert werden kann. Nach einem bewährten Schema, angelehnt an die bis 1974 erschienene Bibliographie der Württembergischen Geschichte, wird in drei Teile *Allgemeine Literatur*, *Ortsliteratur* und *Personenliteratur* untergliedert.

Während die Orts- und Personenliteratur von Aalen bis Zwingenberg bzw. von Abele bis Zürn alphabetisch geordnet ist, weist die Allgemeine Literatur eine Reihe von Unterthemen aus: Das Land und seine Teile; Landesnatur; Ur- und Frühgeschichte; Allgemeine Landesgeschichte; Geschichtliche Grundwissenschaften und Sonderbereiche; Verfassung und Recht, Wehrwesen, Zivilschutz und Rettungswesen, Katastrophen und Unglücksfälle; Bevölkerung; Wohlfahrtspflege und Gesundheitswesen; Wirtschaft und Verkehr; Siedlungen; Planung, Bauwesen und Umwelt; Religion, Weltanschauung und Glaubensrichtungen; Volk, Gesellschaft, Sprache; Bildung und Wissenschaft; Literatur und Kunst; Buch und Bibliothekswesen, Information, Dokumentation und Publizistik.

Ein Verfasser- und ein Sachregister ermöglichen darüber hinaus eine zielbezogene Benutzung der Bibliographie. Wer wissen will, was im Berichtszeitraum an Literatur zu ihn interessierenden Fragen oder Themen erschienen ist, wird schnell und sicher Antwort finden. Das Werk ist, wie die Vorgängerbände, für alle an Baden-Württemberg Interessierte ein unverzichtbares Nachschlagewerk, das nur einen Nachteil hat: Der zeitliche Verzug von etwa sechs Jahren zwischen Erscheinen der Literatur und dem Erscheinen der Bibliographie. Vielleicht bringt da der angekündigte Einsatz von EDV eine auf konventionellem Weg nicht erreichbare Verbesserung. Schon jetzt kann die aktuelle Literatur, kann die noch nicht publizierte Titelsammlung für die nächsten Jahre über Dokumentationskataloge in den beiden Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart benutzt werden.

Wilfried Setzler

ELMAR SCHMITT: **Leben im 18. Jahrhundert. Herrschaft · Gesellschaft · Kultur · Religion · Wirtschaft.** Dokumentiert und dargestellt anhand von Akzidenzdrucken der Wagnerschen Druckerei in Ulm. Rosgarten Verlag Konstanz 1987. 281 Seiten mit 250 Abbildungen. Kartoniert DM 49,80

Das geflügelte Wort *Formulare, Formulare – von der Wiege bis zur Bahre* scheint manchmal auf die heutige Zeit in besonderem Maße zuzutreffen. Doch auch schon vor zwei Jahrhunderten verwendete die Bürokratie vielfältige Vordrucke, um damit ihre Arbeit zu rationalisieren. Gottseidank, möchte man sagen, wenn man die in diesem Buch zusammengestellten Erzeugnisse der 1677 gegründeten Wagnerschen Druckerei in Ulm näher betrachtet. Denn diese Akzidenzdrucke – dies ist der Sammelbegriff für alle in einer Druckerei anfallenden Drucksachen wie Prospekte, Bekanntmachungen, Geschäfts- und Behördenformulare – beinhalten naturgemäß meist das, was die Menschen in ihrem Alltag betraf.

Die hier vorgelegte Veröffentlichung ist dem glücklichen Umstand zu verdanken, daß der Enkel des Gründers der Wagnerschen Druckerei, Christian Ulrich Wagner II., den Ehrgeiz hatte, die Erzeugnisse seines Unternehmens, denen man sonst über den Tag hinaus kaum Beachtung schenkte, vollständig zu sammeln. Je ein Exemplar davon übergab er der Ulmer Stadtbibliothek. Dort und im Stadtarchiv Ulm haben sich die Drucksachen zum großen Teil – in dicken Bänden zusammengefaßt – bis heute erhalten. Es gab kaum einen Lebensbereich, in dem auf Formulare und ähnliche Drucksachen verzichtet werden konnte. Die Obrigkeit ließ ihre *Avertissements* zu jedermanns Kenntnisnahme drucken, damit sich niemand mit der Unwissenheit entschuldigen möge. Ausführliche Beschreibungen, die in gedruckter Form verteilt wurden, sollten vor *Mörder, Räuber, Kirchen-, Marckt-, Tag- und Nacht-Dieben* warnen, und die Abschiedsrede der «Schwarzen Liesel», die sie kurz vor der Hinrichtung und angesichts des Galgens gehalten hatte, dürfte ebenfalls ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt haben. Ausgeprägt scheint der «Papierkrieg» beim Militär gewesen zu sein, denn aus diesem Bereich finden sich in der umfangreichen Formularensammlung zahlreiche Beispiele: Transport-Zettel, Marschrouten, Quittungen für *bezahlte Vermögens-Contribution* und Pässe, aber auch Bescheide über zu leistende *requirierte Natural-Lieferungen* wurden auf Vordrucken der Druckerei Wagner ausgestellt.

Zum Kundenkreis der Druckerei gehörten nicht nur Behörden. Auch Geschäftsinhaber und Privatleute bedienten sich dieses Unternehmens. Häufig wiederkehrende Geschäftsbriefe wurden ebenso vorgedruckt wie die Anpreisung von Waren. Amüsant lesen sich die Ankündigungen von Schaustellungen, die Neugier und Sensationslust wecken sollten. Religiöse Traktate, Konzert- und Theaterprogramme, die Statuten der Lesegesellschaft und Verzeichnisse von Buchhändlern geben einen Ein-

blick in die geistige Verfassung der Reichsstadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Schließlich vermitteln die Anpreisungen von Wundärzten einen Eindruck vom medizinischen Können und Vermögen jener Zeit.

Die weitgehend noch nicht ausgewerteten Druckerzeugnisse der Wagnerschen Druckerei in Ulm sind eine wichtige Quelle für die Erforschung des Alltags und der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht nur für Ulm, sondern für Süddeutschland.

Werner Frasch

HARTWIG BRANDT: Parlamentarismus in Württemberg 1819–1870: Anatomie eines deutschen Landtags. (Handbuch der Geschichte des deutschen Parlamentarismus.) Droste Verlag GmbH Düsseldorf 1987. 898 Seiten. Leinen DM 198,-

Im 19. Jahrhundert galt Württemberg neben Baden als Hochburg des Liberalismus. König Wilhelm I. hatte die absolutistischen Bahnen seines Vaters verlassen und beschritt konstitutionelle Wege, beteiligte den Bürger am öffentlichen Leben. Das Land gehörte zu den wenigen frühen Verfassungsstaaten des Deutschen Bundes und besaß keine oktroyierte, sondern – sehr zum Ärger Metternichs – eine 1819 zwischen Krone und Ständen vereinbarte Verfassung. Als Württemberg 1849 als einziger deutscher Bundesstaat gar die Grundrechte der Frankfurter Paulskirche anerkannte und im Land verkündete, galt dies als Beweis, was seither zum Selbstbewußtsein eines jeden württembergischen Patrioten gehörte: Das Land war liberal. Doch viel Licht bedeutet nur allzuhäufig auch viel Schatten. Die «Bewegungspartei», wie die Liberalen von den Zeitgenossen im Gegensatz zur «Stetigkeit» der Regierung genannt wurden, mußte sich laufender Gängelung und Repressionen erwehren; die Presse war durch die Zensur geknebelt, Beamtenwillkür war dem Land nicht unbekannt und Demokraten wurden besonders 1833 und nach 1849 verfolgt und zum Exil genötigt. Für solch weitsichtige und geniale Denker wie Friedrich List, der in den 20er Jahren einer Festungsstrafe auf dem Asperg nur durch die Auswanderung nach Amerika entgehen konnte, war im Land der Ehrbarkeit und Schreiber kein Platz. Viele Revolutionäre sollten ihm 1849/50 dort hin folgen.

Der Landtag, die «Versammlung der Landstände», wie das württembergische Parlament offiziell hieß, stellte den Dreh- und Angelpunkt des württembergischen Verfassungslebens dar, stand also im Zentrum der politischen Entwicklung. Vor allem in der ersten Jahrhunderthälfte, als noch keine organisierten Parteien existierten und der Liberalismus sich allenfalls okkasionell als diffuse und schwer zu fassende politische Strömung manifestierte, kam den Ständen die wichtige Rolle zu, Impulse zu geben für die Weiterentwicklung der bürgerlichen Partizipation am öffentlichen Leben und für die Verwirklichung der verfassungsmäßig garantierten Freiheiten. Sowohl in seiner legislativen, sozusagen internen Tätigkeit als auch nach außen blieb das Parlament bemerkenswert wirkungslos. Nach der Lektüre des Werkes von Hartwig

Brandt kann man das beklemmende Gefühl nicht abschütteln, die Versammlung im Stuttgarter Halbmondsaal habe, gemessen am Kraftaufwand der besten Köpfe des Landes, geistige Energie sinnlos verschleudert. Gegen die Macht und den konservativen Beharrungswillen der Regierung haben ein Friedrich List, Ludwig Uhland oder Albert Schott, ein Friedrich Römer, Julius Hölder und Moritz Mohl wenig oder gar nichts bewirkt. Zu eng umgrenzt waren die Kompetenzen des Parlaments, das weder die Gesetzesinitiative noch das Recht der parlamentarischen Interpellation kannte. Seine schärfste Waffe, die Verabschiedung des Etats, das kein deutscher Landtag in vergleichbarem Maß kannte, blieb seltsam stumpf, da die Verfassung das Junktim, also die Verbindung der Zustimmung zum Etat mit politischen Zugeständnissen der Regierung andererseits verbot. Es kam zudem einer Selbstentmannung des Parlaments gleich, wenn die Regierung regelmäßig die Absolution des folgenden Landtags erhielt, wenn sie Beschlüsse des Landtags im Rahmen des Etatrechts, wie Kürzung der Ministergehälter oder Erhöhung der Kapital- und Besoldungssteuer – beides gehörte im Vormärz zum politischen Credo der württembergischen Liberalen! – mißachtete oder schlicht überging, weil sie angeblich durch das Gesetz nicht abgedeckt waren.

Hartwig Brandt beschreibt ausführlich die Wahlkämpfe und Widrigkeiten, mit denen liberale Kandidaten zu kämpfen hatten – bis hin zur Urlaubsverweigerung für beamtete Abgeordnete auf der einen und unverhüllten Drohungen der Oberamtswänner gegenüber «unsicheren» Wahlmännern auf der anderen Seite. Früh schon, nämlich mit der Konvertierung der meisten «Altrectler» aus dem Verfassungskampf 1815–1819 zu treuen Regierungshängern, hatte sich neben der liberalen – und zahlenmäßig meist stärker als diese – eine gouvernementale «Partei» installiert, die hauptsächlich aus den meist mit obrigkeitlicher Hilfe in den Landtag gelangten Beamten (Schultheißen!) bestand. Mit der Erneuerung der liberalen Bewegung nach 1830 wird Innenminister Schlayer die staatliche Wahlhilfe für gouvernementale Kandidaten, unter massiver Behinderung der Liberalen, zum System ausbauen und mit Hilfe dieser Partei fast parlamentarisch regieren. Ob man daraus – wie der Autor anklingen läßt – eine Stärke des Parlaments ableiten kann, da die Regierung damit langfristig die Rechte des Landtags anerkannte, mag umstritten sein. Die gouvernementale Partei konnte in fast allen Landtagen bereits durch ihre Stärke Ansätze zu einer liberalen Politik im Keim ersticken. In den relativ seltenen Fällen, wo sich die Opposition in Abstimmungen durchsetzte, genügte meist eine Intervention der Regierung oder das Veto des Königs und Geheimen Rats, um die Mitte, das «juste milieu», umfallen zu lassen. Mochte der Landtag auch bei so mancher Regierungsvorlage zunächst völlig anderer Ansicht sein, diese konsequent gegen den Druck der Obrigkeit durchzusetzen, war seine Sache nicht. Die Arbeit verdeutlicht dies etwa am Beispiel der Beratung der 438 Artikel des Strafgesetzbuches im Jahr 1838, als die Opposition vor allem im Bereich des politischen Kriminalrechts – Hochverrat, Versammlungsrecht – kapitulieren mußte. Es blieb der Land-

tag aber ein Forum der freien Rede, deren Außenwirkung durch die zensurfreien Landtagsprotokolle etwa Albert Schott in seiner berühmten Pressemotion virtuos zu nutzen wußte.

Neben der internen Ordnung des Landtags – vom Wahlrecht über die Organisation der Kammern bis hin zur Sitzordnung und der Amtstracht – gilt Hartwig Brandts hauptsächlichstes Interesse dem Spannungsverhältnis zwischen Macht und Legalität, dem Kräfteverhältnis zwischen Regierung und Parlament, in denen sich der Beharrungswille der Regierung und der Drang des entstehenden Bürgertums zur Selbstverwirklichung ausdrückte. Nicht nur Kammerdiskussionen belegen dies, sondern auch die Auswertung regierungsinterner Quellen. Unter diesen Vorzeichen führt die Studie weit über ein Handbuch hinaus, da der Autor Vorgänge minutiös im Detail untersucht und oft genug – wie im Falle der Steuer- und Haushaltspolitik – Sachverhalte und gesetzliche Rahmenbedingungen erforscht.

Trotz vieler Rück- und Fehlschläge hat sich das Verhältnis zwischen Regierung und Ständen von 1819–1848 und dann wieder von 1850–1870 langsam aber stetig zugunsten des Parlaments verändert. In den Revolutionsjahren wurde die ehemalige Opposition sogar zur ersten Kraft im Lande. Gerade diese Zäsur aber, die umso wichtiger ist, als das Ministerium Linden in den 50er Jahren die Märzerungenschaften wieder zunichte machte, klammert die Untersuchung aus, da nach Ansicht der Herausgeber die Jahre 1848–50 durch Manfred Botzenharts in derselben Reihe erschienenen Studie *Deutscher Parlamentarismus 1848–1850* abgedeckt sind. Diese Lücke gerät umso mehr zum Ärgernis, als Botzenhart Württemberg eher beiläufig behandelt und ganz andere Schwerpunkte setzt als Brandt. So bleibt dem Benutzer des Handbuches nichts anderes übrig, als sich selbst die höchst interessante und aufschlußreiche Kontrastierung der ständischen Ohnmacht unter konstitutionellen Vorzeichen durch die Erforschung des revolutionären Landtages zu erarbeiten.

Hartwig Brandt weist schlüssig nach, daß dem württembergischen Landtag zwar als direktem Ansprechpartner der Regierung und als Forum zur Formulierung der «Volkswünsche» eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukam, daß er aber am langwierigen Prozeß der Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse bis zum Ende der 50er Jahre nur relativ schwachen Anteil hatte. Somit wird man das Ferment der gesellschaftlichen Entwicklung woanders suchen müssen. Eben bei jener vom Autor einmal erwähnten Klientel der liberalen Landtagsabgeordneten (S. 634). Die Lebensverhältnisse des Volkes, Protest und Aufruhr sind bereits vermehrt in das Blickfeld der Volkskundler geraten. Nun wird das Augenmerk der Historiker darauf zu richten sein, wie die Liberalen, aber auch ihre konservativen Gegner, ihre Politik im Volk umsetzen. Mit anderen Worten auf die kryptoparteilichen Vereine, auf Verbände und Interessengemeinschaften und die «kleine Politik» auf Gemeindeebene.

Raimund Waibel

BENIGNA SCHÖNHAGEN: *Das Gräberfeld X. Eine Dokumentation über NS-Opfer auf dem Tübinger Stadtfriedhof*. Tübingen 1987 (= Kleine Tübinger Schriften 11). 148 Seiten mit 43 Abbildungen, Kartonierte DM 9,80 zzgl. 1,50 Porto bei: Kulturamt der Universitätsstadt Tübingen, Nonnengasse 19, 7400 Tübingen

Auseinandersetzungen um das Dritte Reich sind gegenwärtige Politik. Der Historikerstreit, offizielle Verharmlosungen wie öffentliche Verherrlichungen, nachdenkliche Feierreden wie selbstgerechte Stammtischparolen zeigen: Es geht um die Zukunft, wenn von der Vergangenheit gesprochen wird. Notwendig ist gerade deshalb eine kritische Beschäftigung mit dem deutschen Faschismus, der analysierende Zugriff sowohl auf die Normalität der brutalen Modernisierung wie auf die Einmaligkeit der industriellen Massenvernichtung, auf das Bündnis ökonomischer Maßgaben und ideologischer Maßnahmen, auf die Interessen der Industrie wie des rassistischen Nationalismus.

Solche Ambivalenz gerät Benigna Schönhagen in den Blick, indem sie einen lokalgeschichtlichen Beitrag zur Funktion einer Universitätsstadt, genauer der Anatomie dieser Universität als Endlager der Vernichtungsindustrie erarbeitet hat. Wertfreie naturwissenschaftliche Forschung und Lehre an sauberen Präparierschnitten, gewonnen bei der Sektion *kriegsmäßig abnormer Leichenlieferungen*, bezeichnet die Widerspruchsebene und lenkt – wie die Ausgrenzung bestimmter sozialer Gruppen – die Aufmerksamkeit auch auf aktuelle Fragen nicht nur der Wissenschaftsethik. Historisch rückblickend zeichnet die Verfasserin nach, woher die Toten kamen: ausgesonderte Menschen, die als Geistesranke, Unangepaßte, Kriegsgefangene, Fahnenflüchtige, Widerständler erschossen, zerschlagen, verhungert, geköpft, gehängt oder durch Arbeit zugrunde gerichtet worden waren. An Fallbeispielen hebt sie Namen und Schicksale aus der statistischen Anonymität, zeichnet Biografien nach. In der Fülle des Materials wird deutlich, wie viele Opfer, aber auch wie viele Täter und Zuschauer, wie viele Nutznießer es gab bei den Massakern ganz in der Nähe: in Oberndorf, in Vaihingen, in Welzheim, in Rottenburg oder in Stuttgart.

Die Einleitung dieser Rekonstruktionsarbeit schlägt die Brücke zur Gegenwart, in der Erkenntnisse solcher Art leichter zugelassen werden als in der wiederaufbauenden Nachkriegsepoche des Vertuschens, Vergebens und Vergessens. Derartige Veränderung hat sicher auch damit zu tun, daß ein Generationenwechsel stattgefunden hat, die meisten unmittelbar Beteiligten nicht mehr leben oder nicht mehr mächtig sind. Dennoch ist es gut, daß die Stadt Tübingen diese Dokumentation finanziert und herausgegeben, ihr Oberbürgermeister eine Vorbemerkung dazu verfaßt hat. Denn so entstand ein unwiderlegbares Beweisstück dafür, daß gern verdrängte Geschichte auch vor Ort geschah – an einem Ort, der mit dem Begriff der «Gelehrtenrepublik» nur unzureichend beschrieben ist.

Wolfgang Hesse

THOMAS SCHNABEL: **Württemberg zwischen Weimar und Bonn 1928 bis 1945/46.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 13.) Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1987. 734 Seiten. Leinen DM 48,-

Der Zeitraum des Buches umfaßt wohl die entscheidenden Umbruchstationen der jüngsten deutschen Geschichte: Zerfall der Weimarer Republik, Machtergreifung und Aufbau der nationalsozialistischen Herrschaft, deren Zusammenbruch und erste Ansätze eines demokratischen Neuaufbaus. In jeder dieser Phasen aber beschränkt sich der Autor auf den besonderen Blickwinkel Baden-Württemberg. Landesgeschichtlich gesehen ist nämlich diese Zeit zwischen 1928 und 1945/46 bisher zusammenhängend nur durch Paul Sauers 1975 erschienenes Werk *Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus* und überdies in Teilbereichen aufgearbeitet worden. Dabei ist zum näheren Verständnis der Entwicklungen und Zusammenhänge in dieser Epoche gerade die landesgeschichtliche Perspektive dringend notwendig. Der Nationalsozialismus und seine Schreckensherrschaft lassen sich nur ergründen und verstehen durch die Erforschung und Kenntnis regionaler und lokaler Besonderheiten. Erst aus deren Summierung ergibt sich ein umfassender, wenn auch niemals vollständiger Überblick über diese Phase der südwestdeutschen Geschichte.

Besonderes Augenmerk richtet der Autor bei seinen Untersuchungen auf die Ebene der Oberämter und Gemeinden. Analysen von Reichstags-, Landtags- und Gemeindevahlen sowie der wirtschaftlichen und finanziellen Krise vor 1933 dienen ihm zur Darstellung des Stimmungsbildes, aus dem heraus die Nationalsozialisten 1933 zur Macht gelangten. In ausführlichen, präzisen und logischen Schritten vollzieht er dann den Weg nach, auf dem die neuen Machthaber über Aus- und Gleichschaltungen politischer Institutionen und regionaler wie lokaler Verwaltungsorgane ihre absolute Herrschaft in allen Bereichen des öffentlichen und politischen Lebens etablierten, um letztendlich den nach dem Führerprinzip aufgebauten Einparteiensstaat nationalsozialistischer Prägung zu schaffen.

Darüber hinaus widmet der Autor jedoch auch der Gleichschaltung der Presse, der Ausschaltung und Vernichtung der Juden sowie den Rollen von evangelischer Landeskirche und katholischer Kirche im Dritten Reich breiten Raum. Über den Zweiten Weltkrieg und die Anfänge der Besatzungsherrschaft arbeitet er sich dann bis in die ersten Nachkriegsmonate hinein. Und dies alles nicht nur mit äußerster Akribie und einer Fülle von Detailinformationen, sondern mit Ergebnissen, Rückschlägen und Erläuterungen, die die Technik der nationalsozialistischen Machtergreifung, den Prozeß des Herrschaftsaufbaus und die Struktur des NS-Staates plastisch hervortreten und dadurch verständlich werden lassen. Ein großer Vorteil des Buches bleibt dabei stets, daß sein Betrachtungsfeld sich auf Württemberg, also auf einen überschaubaren Raum beschränkt und die Darstellung von Entwicklungen und Zusammenhängen nicht durch die Tendenz zu einem reichsumfassenden Überblick verwässert wird. Das Werk erfüllt damit nicht nur den Anspruch der Landeszentrale

für politische Bildung, die politische Landeskunde Baden-Württemberg zu fördern, in besonderem Maße, sondern darf darüber hinaus durchaus auch als wichtiges Werk zur Struktur von Machtergreifung, Machtaufbau und Machtausübung totalitärer Systeme allgemein verstanden werden.

Uwe Kraus

Kunst und Literatur

Die Anfänge der Kunst vor 30 000 Jahren. Herausgegeben von HANSJÜRGEN MÜLLER-BECK und GERD ALBRECHT. Mit Beiträgen von Gerd Albrecht, Gerhard Bosinski, Rudolf Feustel, Joachim Hahn, Bohuslav Klima und Hansjürgen Müller-Beck. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 140 Seiten mit 181 Abbildungen und 16 Farbtafeln. Kartoniert DM 34,-

Im Jahr 1931 fand der Tübinger Urgeschichtler Gustav Riek in der Vogelherdhöhle des Lonetals auf der Schwäbischen Alb ein Ensemble figürlicher Elfenbeinschnitzereien von beeindruckender künstlerischer Gestaltung. Neben einer Menschenfigur waren Großtiere der Eiszeit dargestellt: Mammut, Wildpferd, Höhlenlöwe und Bison. Bei neueren Grabungen – vor allen Dingen im Geißenklösterle bei Blaubeuren – kamen seit 1973 weitere Figuren zutage, und aus bereits vor dem Krieg ergrabenem Material aus dem Hohlenstein-Stadel im Lonetal ließ sich eine Löwe-Mensch-Figur zusammensetzen. Durch Begleitfunde von Feuersteingerät und Resten der kaltzeitlichen Tierwelt wurde das hohe Alter dieser Fundgruppe von mehr als 30 000 Jahren bestätigt. Die Figuren wurden zum Mittelpunkt einer Ausstellung, die im Sommer 1987 in der Tübinger Kunsthalle zu sehen war. Sie ermöglichte dank zahlreicher Leihgaben aus mehreren Ländern einen umfassenden Einblick in die bisher bekannten künstlerischen Gestaltungen der ältesten Epoche der Menschheit in Mitteleuropa.

Entziehen sich die über 200 000 Jahre alten geometrischen Ritzungen des älteren Urmenschen aus Bilzingleben in Thüringen weitgehend einer Deutung, so ist der abbildende Charakter der Tier- und Menschenfiguren aus den Höhlen der Schwäbischen Alb (Aurignacien, 35 000 bis 28 000 Jahre vor heute) offensichtlich und teilweise von einer so erstaunlichen Perfektion, daß man sich die Frage stellen muß, ob die *Anfänge der Kunst* nicht eine viel weiter zurückreichende Tradition besitzen. Im anschließenden Zeitabschnitt (Gravettien, 27 000 bis 20 000 Jahre vor heute) treten neben den Tierfiguren hauptsächlich Frauenstatuetten mit starker Betonung der weiblichen Formen hervor, wie es bei der aus Kalkstein geschnittenen und mit Röteln eingefärbten Venus von Willendorf in Österreich der Fall ist. In der ausgehenden Altsteinzeit (Magdalénien, 15 000 bis 11 500 vor heute) sind die Frauendarstellungen stark abstrahiert, während die Tierdarstellungen oft eine Fülle von Einzelheiten aufweisen. Diese Zeit ist besonders reich dokumentiert, z. B. mit den gravierten Schieferplatten von Gönnersdorf im Neuwieder Becken,

den weiblichen Figuren vom Petersfels bei Engen im Hegau und Nebra im Unstruttal, den verzierten Lochstäben aus dem Keßlerloch im schweizerischen Thayngen und vielen Funden aus der Tschechoslowakei.

Für die Tübinger Urgeschichtler, die die Ausstellung vorbereiteten, ergab sich das Problem, daß viele der ausgestellten rund 180 Objekte, besonders die Ritzzeichnungen auf Stein und Knochen, in der Vitrine nur schwer erkennbar sind. Da eine gründliche didaktische Aufbereitung der Funde in der Ausstellung selbst nicht möglich war, wurde der Katalog zum unentbehrlichen Leitfaden für alle, die sich als interessierte Laien mit der Thematik näher befassen wollten. Somit ist der Katalog in mancher Hinsicht besser, als es die Ausstellung selbst sein konnte. Hervorzuheben ist die gute Qualität der Abbildungen. Die auf den Farbtafeln stark vergrößerten Aufnahmen der Lontal-Figuren wirken, obwohl die Originale nur wenige Zentimeter groß sind, monumental und lassen interessante Details der Ausführung erkennen. Zur Verdeutlichung sind einigen Fotos im Katalogteil Umzeichnungen der geritzten Zeichen und Figuren beigegeben.

In einleitenden Beiträgen berichten sechs Wissenschaftler aus beiden Teilen Deutschlands und der Tschechoslowakei über die klimatischen Gegebenheiten, gesellschaftlichen Voraussetzungen und die Entwicklung der Kultur und Kunst in den jeweiligen Zeitabschnitten und geographischen Räumen. Karten, Tabellen, gezeichnete Lebensbilder und Vergleiche mit der Kunst der Eskimos erleichtern den Zugang zu den altsteinzeitlichen Kunsterzeugnissen. Im Katalogteil werden alle Ausstellungsobjekte gegliedert nach Herkunftsländern und Fundplätzen abgebildet und beschrieben.

Das Buch ist nicht nur ein Ausstellungsführer, sondern in seiner Kombination von Sachbuch, Bildband und Katalog zugleich eine umfassende Dokumentation und eine Einführung in die Anfänge der Kunst in Mitteleuropa.

Siegfried Albert

LUDWIG KRAMARCZYK und WOLF-CHRISTIAN VON DER MÜLBE: **Kunst-Landschaft Oberschwaben**. H. Stürtz Verlag Würzburg 1986. 200 Seiten mit 160 Farbbildern. Gebunden DM 98,-

Wie der Titel bereits verdeutlicht: Es handelt sich um einen Kunstband, der jedoch außer der Kunst auch die Landschaft Oberschwabens festzuhalten versucht. Nun ist nicht jeder Kunstband automatisch auch ein Kunstwerk, besonders wenn man den Maßstab der qualitativen Gleichheit von Text und Bildern anlegt, was naheliegt, wenn zwei Gestalter – Autor und Fotograf – verantwortlich zeichnen. Zugegeben, die Bebilderung des vorliegenden Werkes ist absolut professionell gemacht. Gestochene Schärfe, fantastische Farben und meisterhaft gewählte Perspektiven zeichnen den Fotografen als hervorragenden Könnler aus. Doch bei längerer Betrachtung wirken die Bilder, bei aller Begeisterung für ihre Qualität, fast schon zu perfekt. Sie gehen dadurch, und darin liegt die Gefahr der Perfektion, eher an der Realität des Eindrucks vorbei, den der Betrachter vor Ort vorfinden wird.

Dennoch müssen die zumeist großformatigen Farbbildungen noch als der bessere Teil des Bandes gewertet werden. Oberschwabens Landschaft und seine Kunstschätze bieten sicher Anlässe genug, um leicht ins Schwärmen zu geraten. Gerade deshalb sollte ein Autor, der diese «Wunderwerke» zu beschreiben versucht, sich dieser Gefahr bewußt sein und eine allzu schwärmerisch gehaltene Textgestaltung vermeiden. Der Text des vorliegenden Bandes weist jedoch gerade diesen Mangel auf. Er ist über weite Strecken sprachlich sicher etwas zu hoch gegriffen, offenbart fast schon zu viel Begeisterung und paßt insofern wiederum zu den die Realität teilweise zu perfekt wiedergebenden Bildern. Darüber hinaus birgt der Text jedoch noch gravierendere Mängel. Die sehr regellos wirkende Textkonzeption läßt keine, und falls vorhanden nur äußerst schwer sichtbare, schlüssige Gliederung erkennen. Beim Leser entsteht zwangsläufig der Eindruck, als fasse der Autor seine Begeisterung für die Landschaft und Kunstschätze Oberschwabens in immer wieder wechselnden Zusammenhängen in Worte. Öfters auftretende Wiederholungen im Beschriebenen sind die Folge. Die oft zusammenhanglos erscheinenden und teilweise überformulierten Erläuterungen tragen daher eher zur Verwirrung des Lesers bei, als daß sie ihm Oberschwaben auf informative, anregende Weise näherbringen. Es sei ebenfalls noch darauf verwiesen, daß der Text manche Stellen beinhaltet, deren Aussagewerte auch durch barocke Formulierungen nicht richtiger werden; mehr Faktentreue hätte hier Not getan.

Trotz des eingangs angedeuteten Nachteils sind es daher primär die Fotos, die den Wert des Bandes ausmachen, doch reiht sich das Werk damit allein noch lange nicht in die Spitzengruppe der zu Oberschwaben bisher in großer Zahl vorliegenden Bücher ähnlicher Machart ein. Es fragt sich daher, ob der bildliche Gehalt dieses zweifellos meisterhaft fotografierten «Bilderbuches» allein in der Lage ist, den doch überlegenswerten Preis zu rechtfertigen.

Uwe Kraus

Gärten in Wielands Welt. Bearbeitet von HEINRICH BOCK und HANS RADSPIELER. (Marbacher Magazin 40.) Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1986. 112 Seiten mit 70, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 8,-

Klassiker aus dem 18. Jahrhundert vom Schlage eines Martin Wieland, mit denen man nicht schwelgerische Jugendlieben à la Goethe assoziiert, sondern Übersetzungen aus dem Altgriechischen, stellt man sich gerne ein wenig trocken, «zopfen» vor. Es gibt denn auch von Wieland einen schönen Schattenriß, der den Dichter und Übersetzer da zeigt, wo man ihn ständig vermutet: am Schreibtisch mit der Feder in der Hand. Wenn die Deutsche Schillergesellschaft nun in ihrem 34. Marbacher Magazin Wieland und die Gärten beschreibt, dann scheint das ein wenig abwegig. Doch als man Wieland in Weimar ein Denkmal setzte, da ließ man diesen so streng wirkenden Herrn nicht an einem Schreibtisch oder an einer Säule, sondern – an einem Baumstumpf lehnen. Und damit waren die Weimarer dem Wesen Wielands ungleich näher als die Künstler, die ihn in der Schreibstube porträtierten.

Gewiß: den jungen Wieland findet man zunächst fast ausschließlich hinter Büchern: Der Sohn eines Biberacher Pfarrers ist erst Internatsschüler in Magdeburg, dann Jurastudent in Tübingen und kehrt mit 27 Jahren in seine Heimatstadt zurück als «Senator»; um endlich Kanzleiverwalter zu werden, mußte er vier Jahre lang prozessieren. Doch schon in dieser Zeit muß die Stadt, das mutmaßliche Zentrum der geistigen Zivilisation, den Freund der Klassik abgestoßen haben. Schon 1761, ein Jahr nach seinem Biberacher Amtsantritt, schrieb er, er wolle wie weiland der Prophet Jonas einen Kürbis pflanzen, sich in dessen Schatten setzen und mit Seelenruhe dem allmählichen Verfall seiner Stadt zuschauen. Dieser Abkehr von der Stadt, dieser fast unbändigen Liebe zum Ländlichen blieb er sein Leben lang treu. Das Marbacher Magazin verfolgt Wielands Lebensweg anhand seiner Äußerungen zum Garten und zur Idylle und Abgeschiedenheit. Es zeigt, wie sehr sich Wieland von den Gärten inspirieren ließ. Es gibt keine Station auf seinem Lebensweg, wo er sich nicht sogleich um den Erwerb eines Gartenstücks kümmerte. In Weimar hatte er deren gleich zwei: eines, wie er frohlockend schrieb, unmittelbar am Haus für das Gemüse; ein weiteres, wohl ungleich wichtigeres, 500 Schritte davon entfernt, dreimal so groß, und nur um des Wohlgefallens, *nicht bloß um Nutzens* willen da.

Wieland ohne die Gärten, das wäre nicht einmal sein halbes Leben. Schließlich erbaute er sich ja auch in seiner «abderitischen» Heimatstadt ein solches Reklusium, dessen Nähe an der *unberühmt schleichenden Riß* er in einem Gedicht preist; ein Genuß, der heute nur noch bedingt nachvollziehbar ist: 1950 wurde der Lauf des Flusses verlegt. Das Gartenhaus aber besteht, und mit dem Marbacher Magazin nun auch hinreichend Material für ein vollständiges Bild des Naturfanatikers Christoph Martin Wieland. Rainer Zerbst

OTTO-JOACHIM GRÜSSER: **Justinus Kerner 1786–1862. Arzt – Poet – Geisterseher, nebst Anmerkungen zum Uhland-Kerner-Kreis und zur Medizin- und Geistesgeschichte im Zeitalter der Romantik.** Springer-Verlag Berlin, Heidelberg, New York 1987. 382 Seiten mit 36 Abbildungen. Broschiert DM 58,–

Die Kernerbibliographie Hartmut Fröschles über die Jahre 1945–1980 enthält nicht weniger als 130 Titel. Mag es sich dabei in vielen Fällen um kurze Aufsätze oder um eine z. T. beiläufige Behandlung Kerners in größerem Rahmen handeln, so finden sich doch aus jener Zeit und den darauffolgenden Jahren mehrere gewichtige, Neuland betretende Veröffentlichungen, u. a. von Fröschle selbst – Dichterdichtheitsfreundschaft Uhland/Kerner – und dem amerikanischen Germanisten L. B. Jennings. Eine Auswahl von Kerners Werk, die allerdings, was die Gedichte anlangt, sehr karg ausfiel, hat G. Grimm herausgegeben. Zu Kerners 200. Geburtstag vor zwei Jahren ist eine Reihe weiterer Schriften erschienen, darunter ein von A. Berger-Fix herausgegebener Band mit Kerner-Briefen und Aufsätzen, u. a. über den «Okkultisten» und «Klecksographen» Kerner. Es zeigt sich insgesamt ein stark gewachsenes Interesse an dem schwäbischen Romantiker, alles in allem

freilich mehr am Arzt und «Parapsychologen» als am Dichter. Was ausstand, war eine Gesamtdarstellung. Eine solche hat nun Otto-Joachim Grüsser, Dr. med. und Professor am Physiologischen Institut der Freien Universität Berlin, vorgelegt.

Um es vorweg zu sagen: Das umfangreiche Werk hebt sich in seiner außerordentlichen Gründlichkeit höchst wohlthuend von den z. T. mit vielen schönen Bildern geschmückten, doch sichtlich oft überraschend hingeschriebenen Büchern ab, wie sie heute allenthalben entstehen. Was der Leser nicht erwarten darf, das erfährt er bereits im Vorwort. Der Autor befaßt sich zwar mit dem «ganzen» Kerner, verzichtet aber bewußt auf eingehende literaturwissenschaftliche Darlegungen. Er behandelt den *Arzt, der auch Lieder sang*, wie Kerner sich selbst auf einem Pergamentblatt im Grundstein seines Weinsberger Hauses genannt hat, und nicht den Dichter, der einem ärztlichen Beruf nachging. Kerners geistiger und insbesondere ärztlicher Werdegang wird sehr ausführlich geschildert. Im Gegensatz zur Auffassung von Walter Jens in dessen Buch über die 500-Jahr-Feier der Tübinger Universität war die medizinische Ausbildung dort im Vergleich zu anderen Hochschulen eine ausgezeichnete.

Breiten Raum widmet der Verfasser den medizinischen Untersuchungen Kerners. Der Leser wird erstaunt sein, den schwärmerischen Dichter, der von sich selbst sagte, er sei *bloß Gemüt*, den Verfasser der *Seherin von Prevorst*, als medizinischen Wissenschaftler, als Erforscher des Botulismus (Wurstvergiftung) vorgestellt zu bekommen. Ebenso weit ausholend und tiefgreifend zugleich wie mit dem «Wurstkerner» setzt sich Grüsser mit des Dichters Bemühungen um psychisch ungewöhnliche Kranke, mit Kerner als *Magier von Weinsberg* auseinander. Sicher werden nicht alle Leser seiner rationalistischen, aufklärerischen Schau beipflichten, aber auch sie müssen des Autors Bemühen um Objektivität bestätigen, der sich selbst als *fasziniert von der Mischung naturwissenschaftlicher Beobachtungsgabe und versponnener romantischer Weltsicht* bezeichnet, wie sie sich bei Kerner kundgibt. Des «Geistsehers» ärztliche Tüchtigkeit, seine Fähigkeiten als Experimentator und nüchterner Beobachter hervorzuheben, ist dem Verfasser sichtlich ein großes Anliegen. Es entsteht nicht nur ein in manchen Zügen überraschendes, sondern auch ein umfassendes Bild des Arztes und Psychotherapeuten Kerner auf seinem medizinisch-geistesgeschichtlichen Hintergrund, wobei auch bisher unveröffentlichte Briefe Berücksichtigung finden. Ausführlich beschäftigt sich Grüsser ferner mit den wichtigsten Gliedern von Kerners großem Freundeskreis. In ihm und an der Seite des nach langer, problembelasteter Verlobungszeit zu guter Letzt doch heimgeführten «Rickele» sowie in gewissenhafter Berufstätigkeit fand der psychisch labile, unter Depressionen leidende Dichter Halt und wurde selbst für viele andere ein väterlicher, Zuflucht und Trost spendender Freund.

Der Autor weiß, daß er in manchen Abschnitten von nicht speziell vorgebildeten oder interessierten Lesern zu viel fordert. Doch *die einzelnen Kapitel sind so verfaßt, daß jedes fast unabhängig von den anderen verständlich sein sollte,*

schreibt er im Vorwort zu Recht. Trotz seiner Vielfalt fällt das Buch nicht auseinander. Auch die scheinbar weitab führenden Kapitel kreisen letztlich doch um Kerner als zentrales Thema, dem er in einem zusammenfassenden Schlußkapitel bescheinigt, es sei ihm *in beeindruckender Weise eine «romantische Synthese» von Gemüt, Phantasie, Vernunft und Wirklichkeit* gelungen. Tritt der Dichter Kerner in Grüssers Werk zurück, so muß ihn der Leser doch keineswegs missen. Der Rezensent will allerdings nicht verhehlen, daß ihn ein ausführlicheres Eingehen auf Kerners Lyrik aus späterer Zeit in diesem Rahmen mehr gefreut hätte als Darlegungen über den Werdegang einer heute so allgemein bekannten Persönlichkeit wie Mörike. Er wünscht dem Verfasser und dem Weinsberger Dichterarzt, daß das bedeutende Werk die hochverdiente Beachtung erhält. Grüssers Anregung einer literaturwissenschaftlichen Auswertung von Kerners umfangreichem, zum nicht geringen Teil noch unveröffentlichten Briefwechsel sei bekräftigt und durch den Wunsch nach einer Neuausgabe seiner Dichtungen ergänzt.

Hans Mattern

Ludwig Uhland: Werke in vier Bänden. Herausgegeben von HARTMUT FRÖSCHLE und WALTER SCHEFFLER. Zusammen 3328 Seiten. Winkler Verlag München 1980/84. Leinen in Büttchenkassette DM 198,-. Einzeln: Bd. 1 DM 54,80; Bd. 2 DM 54,80; Bd. 3 DM 88,-; Bd. 4 DM 98,-

Trifft man im schwäbischen Land auf eine Erinnerung an Ludwig Uhland, eine Uhlandlinde, eine Inschrift, so verwundert dies wenig. Verblüfft aber war ich, vor einigen Jahren auf einer herbstlichen Harzwanderung bei der Ruine der Harzburg auf einem Stein zu lesen, Uhland habe hier geweiht. Die ganz außerordentliche, fast beispiellose Wertschätzung, die der Dichter überall im Bereich deutscher Zunge und auch in vielen anderen europäischen Ländern, sogar in Nordamerika, mehr als ein Jahrhundert genossen hat, führte mir dieser Gedenkstein einprägsam vor Augen: Uhland war auf einer Reise kurz hier; das ist ein so wichtiges Ereignis, daß es festgehalten zu werden verdient.

Und heute? Ein krasserer Gegensatz läßt sich kaum denken. Viele junge Leute kennen von dem vor wenigen Jahrzehnten noch so populären Dichter nicht einmal mehr den Namen. Andere wissen nicht viel mehr, halten es aber für einen Beweis von Intelligenz, über Uhland geringschätzig zu urteilen. Aus Schullesebüchern und Büchereien ist er weitgehend verschwunden. Daß es aber nicht nur ungerrecht ist, Uhland derart zu vernachlässigen, sondern daß man sich dabei selbst um einen kostbaren Genuß bringt, daß Uhlands Einfachheit hohe Meisterschaft ist und der Dichter, Gelehrte und demokratische Politiker eine sehr bedeutende Persönlichkeit der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte war, davon vermag die vierbändige Uhland-Ausgabe von Hartmut Fröschle und Walter Scheffler allerbestens zu überzeugen. Sie stellt zum ersten Mal seit vielen Jahrzehnten den «ganzen Uhland» vor, und man kann dem Verlag und den Herausgebern zu ihrem Mut und ihrer Kennerschaft gratulieren. Eine bessere Uhland-Ausgabe ist schwerlich vorstellbar. Beide Heraus-

geber haben schon durch frühere Veröffentlichungen ihre Berufung für dieses längst überfällige Werk nachgewiesen: Scheffler mit einer Uhland-Auswahl (1963), Fröschle mit einer Abhandlung über die Freundschaft Uhland/Kerner (1972) und vor allem mit seinem Buch «Ludwig Uhland und die Romantik» (1973), der bedeutendsten Schrift über Uhland seit langem.

Band 1 enthält sämtliche Gedichte, gegliedert nach Uhlands «Ausgabe letzter Hand» und zum anderen in eine Gruppe von ihm nicht veröffentlichter bzw. in spätere Ausgaben nicht übernommener Gedichte. Sie umfaßt eine große Zahl, denn Uhland übte strenge Selbstkritik, und der Leser wird feststellen, daß ihr manches ansprechende Gedicht zum Opfer gefallen ist. Den zweiten Band füllen seine beiden wohl nicht sehr bühlenwirksamen, aber durch viele poetische Schönheiten ausgezeichneten Schauspiele und die zahlreichen Dramenfragmente sowie einige kurze Stücke «dichterischer Prosa» und ausgewählte Briefe. Band 3 und 4 sind dem Sagenforscher und Politiker Uhland gewidmet. Dort finden sich neben Schriften und Reden, die bisher kaum zugänglich waren, auch die etwas allgemeiner bekannten Abhandlungen Uhlands, z. B. über Walther von der Vogelweide, über den *Mythos von Thor*, über *hoch- und niederdeutsche Volkslieder* sowie seine berühmten Frankfurter Reden gegen ein Erbkaisertum und gegen den Ausschluß Österreichs aus dem deutschen Staatsverband. Inhaltsreiche Anmerkungen, ausgezeichnete Nachworte zum Gedichtband und zusammenfassend am Schluß des vierten Bandes Bibliographien, Zeittafeln und Register vervollständigen die Ausgabe. Ein auch in seiner äußeren Aufmachung ansprechendes Standardwerk, das, zumal in Uhlands Heimat, in keinem Bücherschrank fehlen sollte.

Hans Mattern

Landschaften und Stätten

EBERHARD ROTHERMEL und THOMAS STEPHAN: **Oberschwaben.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 152 Seiten mit 103 Tafeln, darunter 36 in Farbe. Kunstleinen DM 59,- Neben dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb hat Oberschwaben wohl am häufigsten immer wieder die Fantasie von Autoren und Fotografen zur Dokumentation angeregt. Nicht von ungefähr hat das geflügelte Wort vom *Himmelreich des Barock* als fester Begriff Eingang in die Kunstgeschichte Südwestdeutschlands gefunden. Der vorliegende Band reiht sich daher auf den ersten Blick ein in eine Vielzahl von Werken, die die Darstellung dieser einmaligen Landschaft zum Inhalt haben. Dennoch unterscheidet er sich aber merklich von den oftmals rein kunstgeschichtlich konzipierten Bildbänden. Er versucht vielmehr, Oberschwaben nicht nur als Kulturlandschaft, sondern auch als ein Stück Heimat in der Vielgestaltigkeit unseres Landes hervorzuheben. In Bild und Text spürt man das Bemühen der Autoren, die Region nicht nur zu beschreiben und fotografisch festzuhalten, sondern sie als Heimatregion sichtbar werden zu lassen und damit den Begriff Heimat zugleich indirekt zu definieren.

Der Verzicht auf schwärmerisch verklärende Textgestaltung muß dabei als sehr angenehm empfunden werden. Eberhard Rothermel verfällt nicht der Gefahr, Oberchwaben in seiner ganzen Vielgestaltigkeit von Geschichte, Kultur, Landschaft und Lebensqualität umfassend mit großen Worten beschreiben zu wollen. Seine teilweise durchaus distanziert bis kritische Betrachtungsweise zeigt dem Leser eher einen Autor, der in und aus der beschriebenen Landschaft lebt und diese nicht nur als Außenstehender kennengelernt hat und nun zu dokumentieren versucht. Unterstützt werden die Textteile dabei von den mit viel Liebe zum Detail fotografierten Bildern von Thomas Stephan. Sie sind kein Sammelsurium überzogen farbenprächtiger Fotos, sondern begeistern weitaus stärker durch die wohlthuende Mischung von Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen, wobei gerade letztere oft mehr Aussagekraft beinhalten als die farblich perfektionierten und dadurch oft falsche Eindrücke vermittelnden Farbbilder mancher anderer Bildbände.

Interessant auch die Konzeption des vorliegenden Werkes: an die umfangreichen Bildkomplexe, die nach thematischen Schwerpunkten wie Landschaft, Natur, Brauchtum, Lebensräume oder Menschen zusammengestellt sind, schließen sich Textkomplexe zusammengefaßter Bilderläuterungen an, die in kurzer doch sachlich informativer Form dem Leser das im Bild Festgehaltene erläutern, ja näherbringen. Das Gesamtergebnis ist kein übertrieben aufwendiger und damit auch preislich hochgegriffener Kunstband, wovon es zu Oberschwaben sicherlich schon genügend gibt, sondern eine durchweg gelungene, unaufdringliche Darstellung einer Landschaft, die jeden, der sie kennt, immer wieder aufs neue begeistern kann und für denjenigen, der in ihr lebt, zu einer Entdeckungsreise durch ein Stück Heimat wird.

Uwe Kraus

Münsingen. Geschichte · Landschaft · Kultur. Festschrift zum Jubiläum des württembergischen Landeseinigungsvertrages von 1482. Herausgegeben von der Stadt Münsingen. Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 804 Seiten mit 218 Abbildungen, darunter 64 in Farbe. Leinen DM 65,-

Im Jahre 1482 schlossen Graf Eberhard im Bart und sein Vetter Eberhard der Jüngere in Münsingen einen Vertrag, mit dem die Einheit der Grafschaft Württemberg nach rund vierzigjähriger Teilung wiederhergestellt wurde. Wenige Jahre später erhob König Maximilian die Grafschaft zum Herzogtum und unterstrich damit, daß Württemberg am Ende des Spätmittelalters zum stärksten politischen Faktor im deutschen Südwesten geworden war. Dieser Vertrag wurde von den württembergischen Landständen garantiert. So bedeutete der Münsinger Vertrag nicht nur die Besiegelung der Landeseinheit der Grafschaft Württemberg, er war auch ein Dokument für die Bedeutung der württembergischen Landstände, die der Geschichte des Landes bis zum Ende des alten Reiches ihre besondere Prägung verliehen haben.

Zum 300. Jahrestag dieses Vertrages im Jahre 1782 veröffentlichte Christoph Friedrich Cotta eine kleine Schrift:

Dem Andenken der Vereinigung Württembergs und meinen Mitbürgern gewidmet. Der von Rudolf Bütterlin und Viktor Götz vorbildlich betreute und von der Stadt Münsingen zum 500. Jubiläum des Vertrages herausgegebene Band überschreitet diesen Rahmen bei weitem. In voluminösen 800 Seiten vereinigt er Untersuchungen zu historischen, kulturgeographischen und naturkundlichen Themen. Über den aktuellen Anlaß hinaus entstand nicht eine Gedächtnisschrift zum Münsinger Vertrag, nicht eine Sammlung von Beiträgen zu Geschichte und Kultur der Stadt Münsingen, sondern im Grunde ein Handbuch zu Historie, Kulturgeographie, Flora und Fauna der Mittleren Alb. Im Rahmen einer kurzen Besprechung kann unmöglich auf die 60 Beiträge des Bandes eingegangen werden. Den Münsinger Vertrag in seiner historischen Bedeutung würdigt E. Gönner. In einem kurzen, gewichtigen Aufsatz stellt H. Decker-Hauff das Problem der Teilungen spätmittelalterlicher Territorien dar. H.-M. Maurer ediert Bürgerlisten Münsingens aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, als die Grafen von Württemberg durch Masseneide die Bevölkerung an die Grafschaft banden. R. Bütterlin stellt bevölkerungsgeschichtliche Nachrichten zum 15. und 16. Jahrhundert zusammen. A. Uhrle machte Aspekte seiner ungedruckten Dissertation zu den Herren von Gundelfingen zugänglich. W. Pfefferkorn, Ch. Bizer, R. Götz und W. Kres stellen Nachrichten zu den rund 50 Burgen im Münsinger Gebiet zusammen. Im Abschnitt *Von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft* sind Beiträge zur Geologie, Karsthydrologie, Klima, den Böden und Humusformen, den Wäldern, der Geschichte der Besiedlung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit sowie der Wüstungsperiode zusammengestellt. Im folgenden Abschnitt *Von der klassischen zur technisierten Kulturlandschaft* wird der Wandel von den Lebens- und Nutzungsformen der Frühen Neuzeit hin zur modernen Kulturlandschaft gezeigt und die Problematik sichtbar gemacht, die dieser Wandel für die traditionellen Formen der Heckenlandschaft, der Schaf- und Wacholderheiden der Schwäbischen Alb mit sich bringt. Der letzte Abschnitt nennt sich *Naturkundliche Beobachtungen und Absichten. Eine unvollständige Bestandsaufnahme in Einzeldarstellungen*, den man, da er die in vielem gefährdete Artenvielfalt der Pflanzen- und Vogelwelt der Alb vorführt, gerne zur Kenntnis nimmt.

Hervorgehoben werden muß die vorzügliche Bebilderung des Bandes mit über 200 Abbildungen, davon 64 in Farbe, die besonders den naturkundlichen Teil des Werkes anschaulich illustrieren. Ebenso Erwähnung verdient die reiche Ausstattung zahlreicher Beiträge mit instruktiven Karten, Diagrammen und Tabellen.

Sicher sind in einem Sammelwerk nicht alle Beiträge von gleicher Qualität. Hier aber wurde zum Jubiläum des Landeseinigungsvertrages unter dem Namen der Stadt Münsingen ein Handbuch zu Landschaft und Kultur der Mittleren Alb vorgelegt, das einerseits für lange Zeit Bestand haben wird, zum anderen angesichts des raschen Wandels der heutigen Alblandschaft schon wieder in weiten Teilen ein historisches Dokument ist.

Franz Quarthal

LANDESDENKMALAMT BADEN-WÜRTTEMBERG: **St. Remigius in Nagold.** VOLKER ROESER: **Die Grabung 1961 bis 1964. Ergebnis und landesgeschichtliche Bedeutung.** HORST GOTTFRIED RATHKE: **Die Geschichte der Pfarrei bis zur Reformation.** (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Bd. 9.) Kommissionsverlag Ernst Wasmuth Verlag Tübingen 1986. 286 Seiten mit 172 Abbildungen. Leinen DM 88,-

Die Ausgrabungen in der Remigiuskirche in Nagold, veranlaßt durch die geplante Renovierung der Kirche, wurden in den Jahren 1961 bis 1964 durchgeführt. Über zwanzig Jahre danach liegt jetzt ein ausführlicher Grabungsbericht in Buchform vor. Daß diese Ausgrabungsergebnisse nicht wie so manche andere in den Archiven des Landesdenkmalamtes unbearbeitet liegen blieben, ist wohl in erster Linie den Vorarbeiten und dem unermüdlichen Einsatz von Dr. Walter Wrede zu verdanken, ehemals Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen und danach in Nagold im Ruhestand lebend. Er hat, zusammen mit Dr. Lothar Merkelbach vom Landesdenkmalamt Tübingen, die Ausgrabungen geleitet und 1970 dem Landesdenkmalamt einen umfangreichen Grabungsbericht vorgelegt. Ihm ist das ganze Buch gewidmet.

Nach Bereitstellung der erforderlichen Mittel wurde Dr. Volker Roeser vor einigen Jahren mit der Auswertung und Publikation der Grabungsergebnisse beauftragt. Er hat sich in bewundernswerter Weise in die Grabungen, an denen er selbst nicht teilgenommen hatte, eingearbeitet und die Ergebnisse durch eigene Nachuntersuchungen im Jahre 1983 weiter gefördert.

Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden in unmittelbarer Nähe der Remigiuskirche die Reste eines römischen Gutshofes entdeckt und ausgegraben. Mauerreste dieses Hofes sind in den ersten Kirchenbau einbezogen worden. Der Chorbogen der Remigiuskirche ruht, noch heute offen sichtbar, auf zwei römischen Eckpfeilern. Außerdem war in der Südwestmauer (nicht: Südostmauer, S. 30) des Langhauses ein römischer Viergötterstein eingemauert, über dessen jetzigen Aufbewahrungsort allerdings nichts mitgeteilt wird.

Bei der Rekonstruktion der Baugeschichte lassen sich vier aufeinanderfolgende Kirchenbauten unterscheiden: Der erste nachrömische Bau wurde um 700, also in merowingischer Zeit errichtet, ein viereckiger, fast quadratischer Bau, etwa in der Ausdehnung des heutigen Langhauses, nur weiter nach Südwesten ausgreifend. Der zweite Kirchenbau aus karolingischer Zeit (9. Jahrhundert) und der dritte aus der Mitte des 10. Jahrhunderts haben im Langhaus etwa den Grundriß der heutigen Kirche, hatten aber je einen anderen Choranbau und je zwei Seitenkapellen. An die dritte Kirche wurde im zwölften Jahrhundert der romanische Turm angebaut. Mit dem vierten Kirchenbau in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhielt die Remigiuskirche in allen wesentlichen Teilen ihre heutige Gestalt; kennzeichnend sind ein vergrößerter Chor mit polygonalem Abschluß, geänderte Anbauten – z. B. die südliche Seitenkapelle –, die Aufstockung des Turmes und die Fresken an der Südostwand und an der Südwestwand des Langhauses.

Zu allen vier Kirchen wird jeweils der archäologische Befund – durch Fotos und Zeichnungen illustriert – beschrieben, dann gedeutet und in den landesgeschichtlichen Rahmen eingeordnet.

Im zweiten Teil des Buches folgt eine Darstellung der Pfarreigeschichte von ihren Anfängen bis in die Zeit der Reformation von Horst Gottfried Rathke. Dies ist die bisher ausführlichste Darstellung der Geschichte der geistlichen und weltlichen Herrschafts- und Besitzverhältnisse im Nagoldgau in der Zeit des frühen und hohen Mittelalters, aus der die überregionale Bedeutung Nagolds in jener Zeit hervorgeht.

Das Buch ist ein gewichtiger Beitrag zur 1200-Jahr-Feier der Stadt Nagold im Jahre 1986 und darüber hinaus zur Landesgeschichte von Baden-Württemberg.

Dirk Kottke

Pfedelbach 1037–1987. Aus Geschichte und Gegenwart.

Bearbeitet von Fritz Kempt, Erich Fritz, Hans Bräuer u. a., Redaktion Gerhard Taddey. (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 30.) Herausgegeben von der Gemeinde Pfedelbach 1987. 502 Seiten mit 286 Abbildungen, darunter 9 in Farbe, und 1 Ausschlagkarte. Leinen DM 39,-

Anlaß zur Herausgabe dieser Ortsgeschichte ist die erstmalige urkundliche Erwähnung von Pfedelbach, südlichste Gemeinde des Hohenlohekreises, vor 950 Jahren. Ein Autorenteam hat, nach Sichtung der einschlägigen Literatur und Archivalien, die Überlieferung von Pfedelbach einschließlich der bei der Gemeindereform eingegliederten Gemeinden Oberohrn, Windischenbach, Harsberg und Untersteinbach zusammengetragen und anschaulich aufbereitet. Zahlreiche Abbildungen (auf gesonderten Bildtafeln) erhöhen den Informationswert, zumal reichhaltiges dokumentarisches Bildmaterial aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vorhanden ist.

Wer selbst einmal vor der Aufgabe stand, eine Ortsgeschichte zu verfassen oder bei ihrer Konzeption mitzuwirken, der weiß, wie schwierig bereits die Frage der richtigen und sinnvollen Gliederung eines solch umfänglichen Werkes zu lösen ist. Hier wurde nach dem Prinzip verfahren, den Stoff zunächst schwerpunktmäßig chronologisch – und zwar nach den verschiedenen Herrschaftsabschnitten – zu gliedern. Dazwischen finden sich immer wieder sachlich zusammengefaßte Abschnitte – gewissermaßen im «Längsschnittverfahren» –, so daß beispielsweise zwischen die großen Abschnitte *Unter Württemberg* – behandelt ist der Zeitraum von 1806 bis 1918 – und *Von 1918 bis zur Gegenwart* u. a. die Kapitel *Die evangelische Kirche, Die katholische Kirchengemeinde und Schultheißen, Bürgermeister, Ehrenbürger* eingeschoben wurden. Im Anschluß an die Gesamtdarstellung bis zur Gegenwart wird gesondert die jüngere Geschichte der Schule abgehandelt. Als weiteres Beispiel dieser manchmal etwas willkürlich erscheinenden Gliederung sei auf den Abschnitt über das Postwesen hingewiesen; dies wird in dem zeitlich bis 1918 reichenden Kapitel behandelt, inhaltlich gehen die Ausführungen aber sehr wohl bis in das Jahr 1986.

Diese Anmerkungen sollen aber das Verdienst nicht schmälern, die Geschichte einer Gemeinde, die – wie es im Vorwort heißt – *eine nur hin und wieder besonders auffällige Entwicklung mitgemacht* hat, in einem sorgfältig gestalteten Band zusammengefaßt zu haben. Von allgemeinem Interesse sind die Ausführungen über die Besitzgeschichte und die Häuser Hohenlohe–Waldenburg–Pfedelbach bzw. später Bartenstein, das Pfedelbacher Schloß aus dem Jahr 1572 sowie die Auflistung der jenen Wörter, die zum Teil auch heute noch unter älteren Bewohnern gebräuchlich sind.

Werner Frasch

Jahrbücher, Zeitschriften

Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte. Historischer Verein Heilbronn Band 31/1986. Schriftleitung Stadtarchiv Heilbronn. 256 Seiten und 97 Abbildungen. Pappband DM 35,80

Eine stattliche Zahl auch weit über Heilbronn hinaus interessierende Beiträge vereint dieser Band: Karl-Heinz Dähn beschreibt Hocheingänge an mittelalterlichen Wehranlagen an Beispielen aus dem Raum Heilbronn; Heribert Hummel beschäftigt sich mit Dr. Johann Kröner, dem letzten vorreformatorischen Prediger bei St. Kilian zu Heilbronn (1493–1520); Gerhard Assfahl skizziert die Geschichte des Brackheimer Spitals von 1487 bis 1971; Helmut Scholz geht unter dem Motto *alles, was man übersieht, ist fruchtbar* auf den Weinbau und die Landwirtschaft im alten Heilbronn ein; Hubert Weckbach ediert und kommentiert die Nachlaßinventur des Heilbronner Scharfrichters Meister Johann Christoph Großholz von 1726 sowie die Beibringungsinventur, die Robert Mayer und seine Frau anlässlich ihrer Verheiratung 1842 errichtet haben; gleiches unternimmt Michael Diefenbacher mit dem Inventar des Deutschordensschlosses Horneck vom Jahr 1785; Karl Hugo Popp und Hans Riexinger untersuchen die verwandtschaftlichen Beziehungen des Kochendorfer Amtmanns Schoepf zu den Familien von Bühler und Capler von Oedheim; Alfred Birkle beschreibt städtische Maßnahmen zur Bekämpfung des Bettels 1760–1828; Hans Körner klärt auf, unter welchen Umständen Justinus Kerner den bayerischen Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst bekam, und schließlich berichtet Werner Föll über die Anfänge des Kinos in Heilbronn. Ein ausführlicher Vereinsbericht über die Jahre 1983 bis 1985 (32 Seiten!) und ein Mitgliederverzeichnis schließen den Band ab.

Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck Band 6, 1987. Verlag A. Gottliebs & J. Osswalds Buchdruckereien Kirchheim unter Teck 1987. 187 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert

Auch Band 6 der jährlich erscheinenden Schriftenreihe des Kirchheimer Stadtarchivs wurde mit der gleichen Sorgfalt erarbeitet wie seine Vorgänger. Insgesamt sieben Aufsätze greifen Themen aus unterschiedlichen geschichtlichen Epochen auf. Eine großzügige Bebilderung –

teilweise mit Farbtafeln – machen das Heft besonders attraktiv. In seinem Beitrag über Bodenfunde in Kirchheim unter Teck geht Rainer Laskowski vor allem auf die in letzter Zeit verstärkt beachteten Funde aus dem Mittelalter ein, denen – im Gegensatz zu den gerade in Kirchheim schon seit längerem gut dokumentierten frühgeschichtlichen Funden – bislang eher geringes Interesse entgegengebracht worden ist. Durch den Bau einer Tiefgarage im Bereich der mittelalterlichen Stadtbefestigung und des Spitalviertels gewinnt die Stadtarchäologie auch für Kirchheim eine neue Bedeutung, und man darf auf die vollständige Auswertung der dabei zutage beförderten Funde gespannt sein.

Anknüpfend an eine Veröffentlichung von R. Kilian in Band 2 der Schriftenreihe über Schüler der Kirchheimer Lateinschule und ihre Zeugnisse spürt jetzt Thilo Dinkel in seinem umfangreichen Beitrag den Biographien der Lateinschüler der Jahrgänge 1687 bis 1814 nach. Für insgesamt 136 Absolventen dieser traditionsreichen Schule, die lange Zeit in hohem Ansehen stand, stellt der Verfasser neben den Lebensdaten auch biographische Hinweise aus der einschlägigen landesgeschichtlichen Literatur zusammen. Von allgemeinem Interesse ist ferner der Aufsatz von Rolf Götz über eine in Öl gemalte Stammtafel der Herzöge von Teck, die im Kirchheimer Museum zu sehen ist. Er identifiziert diesen Stammbaum als eine Arbeit des Stuttgarter Archivars Andreas Rüttel d. J., der für Herzog Ludwig von Württemberg Ende der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts angefertigt worden ist.

Werner Frasch

In einem Satz . . .

LUTZ REICHARDT: **Ortsnamenbuch des Kreises Heidenheim.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B 111. Band.) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 229 Seiten und 1 gefaltete Übersichtskarte. Kartoniert DM 35,– In bewährter systematischer Vorgehensweise, Form und Art setzt dieser Band die Erfassung und sprachwissenschaftliche Erschließung der baden-württembergischen Siedlungsamen fort; siedlungsgeschichtliche Folgerungen und Vergleiche werden bald möglich sein, sind doch inzwischen vom selben Verfasser Ortsnamenbücher über die Kreise Esslingen, Stuttgart-Ludwigsburg, Reutlingen, Tübingen und den Alb-Donau-Kreis mit Ulm erschienen.

EGON BOSHOFF: **Die Salier.** (Urban-Taschenbücher Band 387.) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 341 Seiten und 2 Stammtafeln. Kartoniert DM 24,–

Ein Lob gebührt dem Verlag, der nun zur Epoche zwischen den «Staufnern» (Engels, 3. Aufl. 1984) und den «Ottotonen» (Beumann, 1987) eine weitere lesbare und wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung zur deutschen Reichsgeschichte vorlegt, verfaßt vom Lehrstuhlinhaber für mittelalterliche Geschichte an der Universität Passau; leider fehlt jede Illustration, vor allem vermißt man Landkarten und Kartenskizzen.

PETER FIEBIG und KARL PELLENS (Hg): **Oberschwaben. Zeugnisse seiner Geschichte. Quellenheft für Hauptschule, Realschule und Gymnasium.** Federsee-Verlag Bad Buchau 1987. 116 Seiten mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen und Karten. Broschiert DM 14,80

Dieses Quellenheft vereinigt 70 sachlich erläuterte Texte, 18 Abbildungen und 13 Spezialkarten, stellt Fragen und versucht Schüler so «vor Ort» und «hautnah» an Geschichte heranzuführen, die zunächst Regionalgeschichte vorstellt, aber darüber hinaus größere Zusammenhänge offenlegt und auch heikle Themen, wie das 3. Reich sie bietet, nicht scheut: im großen und ganzen zur Nachahmung auch anderen Regionen und Schulen empfohlen.

PETER SCHLACK: **Ond woda nohgucksch Leit. Schwäbische Gedichte.** Verlag Peter Schlack Stuttgart 1987. 80 Seiten mit 6 Abbildungen. Broschiert DM 13,-

Als Kostprobe diene «Land ond Leit»: *So kloekarriert / wie ihre Fälder / kennat dia Leit / uff dr Alb / garnet sae.*

EVA MOSER (u. a.): **Johann Sebastian Dirr. 1766–1830. Ansichten vom Bodensee.** (Kunst am See 18.) Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1987. 88 Seiten mit 16 Farb- und 55 Schwarzweiß-Abbildungen. Broschiert DM 30,-

Nachdem der dritte Band der Reihe Kunst am See Johann Georg Dirr gewidmet war, folgt nun im 18. Band eine Würdigung seines Neffen Johann Sebastian Dirr (1766–1830), der zwar keinen Eingang ins Künstlerlexikon von Thieme-Becker gefunden hat, dessen Werk – gut zur Hälfte Veduten – aber auch erst in den letzten fünfzehn Jahren in den Blick wissenschaftlichen Interesses geriet: ein ausgezeichnet bebildeter Katalog mit alten Ansichten vom Bodensee, die mit zu den schönsten des 19. Jahrhunderts zählen und in ihrer Heiterkeit als typische Zeugnisse des Biedermeiers angesichts der Hungersnöte und Kriegswirren eben auch das *Bedürfnis nach einer heilen Welt in gar nicht so heiterer Zeit* verdeutlichen.

PETER LAHNSTEIN: **Max Eyth. Das Schönste aus dem zeichnerischen Werk eines welterfahrenen Ingenieurs.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 200 Seiten mit 81 Abbildungen, davon 61 in Farbe. Leinen DM 64,-

Als Erfinder, Ingenieur, Kaufmann und vor allem als Schriftsteller hat sich der 1836 in Kirchheim u. T. geborene und 1906 in Ulm gestorbene Max Eyth einen weithin bekannten Namen gemacht, doch der Zeichner und Maler ist weitgehend unbekannt geblieben; um so verdienstvoller ist es, daß Peter Lahnstein in diesem Buch den Akzent auf das graphische Werk Eyths legt und eine repräsentative Auswahl seiner großenteils handkolorierten Zeichnungen originalgetreu wiedergibt.

BEATRIX BASTL: **Das Tagebuch des Philipp Eduard Fugger (1560–1569) als Quelle zur Fuggergeschichte.** Edition und Darstellung. (Schwäb. Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Reihe 4 Band 21.) (Studien zur Fuggergeschichte Band 30.) J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1987. 468 Seiten. Leinen DM 190,-

Neben der Edition des vor allem in italienischer und deutscher Sprache gehaltenen Tagebuchs samt Kommentar enthält dieser Band eine Darstellung des Lebens von Philipp Eduard Fugger, die den Faktoren – Erziehung, Heiratskreis, Landbesitz – nachgeht, denen der Aufstieg des Augsburger Kaufmanns, Bürgers und Patriziers zum Adligen zugrunde liegt: ein interessantes Buch, dessen Preis allerdings seine Verbreitung verhindern wird.

Weitere Titel

WALTHER FRICK: **Felsen, Burgen, Rittersleut. Geschichte und Geschichten aus dem oberen Donautal.** regio Verlag Glock und Lutz Sigmaringendorf 1987. 104 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen. Broschiert DM 12,-

HEINZ SCHLAFFER und DIRK MENDE: **Friedrich Theodor Vischer. 1807–1887.** (Marbacher Magazin 44, 1987.) Schiller-Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv Marbach 1987. 96 Seiten mit 63 Abbildungen. Broschiert DM 8,-

«Für mich ist der Krieg aus». **Fahnenflucht, Verurteilung und Exekution des Erwin Kreetz in Kleinbottwar im April 1945.** (Schriften der Alexander-Seitz-Geschichtswerkstatt Marbach und Umgebung, Band 3.) 58 Seiten. Broschiert DM 6,-

GERRIT-RICHARD RANFT: **In Oberschwaben unterwegs. Wanderungen im Barockdreieck zwischen Donau und Iller.** Fleischhauer und Spohn Verlag Stuttgart 1987. 128 Seiten. Kartonierte DM 16,80

RALF BECKMANN: **Dettenhäuser Stein. Ein Beitrag zur Geschichte der Sandsteingewinnung im Schönbuch.** Ortsgeschichtlicher Arbeitskreis Dettenhausen 1987. 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert.

HANS NAUMANN: **Wanderführer Deutsch-Belgischer Naturpark. Nordeifel–Hohes Venn/Eifel.** Deutscher Wanderverlag Dr. Mair & Schnabel & Co. Stuttgart 1987. 254 Seiten mit einer Übersichtskarte, farbigen Wegeskizzen und Farbabbildungen. Broschiert DM 19,80

WERNER OBERLE. **Das druckgraphische Werk. Gesamtverzeichnis.** Herausgegeben von Eduard Hindelang, bearbeitet von Werner Oberle und Eduard Hindelang. Mit einem Beitrag von Rainer Zimmermann. (Veröffentlichungen des Museums Langenargen.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 292 Seiten mit 366 Abbildungen, darunter 33 in Farbe. Leinen DM 48,-

JOHANN ALBRECHT CROPP: **Der Neckar. Von der Quelle bis zur Mündung.** Mit einer Einleitung von Carlheinz Gräter. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 172 Seiten mit 80 Farbtafeln und 52 Abbildungen im Text. Kunstleinen DM 78,-

Mitgliederversammlung und Resolutionen

Am 19. März 1988 fand im Backnanger Bahnhofshotel die jährliche Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES statt. Der erste Vorsitzende, Dr. Hans Lorenser, gab einen Bericht über das Geschäftsjahr 1987 und teilte mit, daß er als Nachfolger von Frau Maria Heitland Herrn Dipl.-Ing. Ulrich Gräf, Konservator beim Landesdenkmalamt, in den Geschäftsführenden Vorstand berufen habe. Als Nachfolger für Frau Heitland und Dr. Wolfgang Irtenkauf, die beide zum Jahresende 1987 ausgeschieden sind, wählten die Mitglieder Dr. Hartmut Schäfer, Fachmann für die Archäologie des Mittelalters beim Landesdenkmalamt, und Dr. Hans Mattern, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart, in den Vorstand. Nach dem Bericht des Schatzmeisters Dr. Rudolf Bütterlin wurde der Vorstand einstimmig entlastet. Nach kurzer Diskussion wurden die folgenden Resolutionen ohne Gegenstimme befürwortet.

Unsere Tallandschaften sind in Gefahr!

Das Interesse der Landwirtschaft an der Nutzung von Talwiesen und Hängen wird immer geringer. In breiten Talauen ist in jüngster Zeit verstärkt der Umbruch von Wiesen zu beobachten. Dadurch geht der landschaftliche Reiz dieser Täler verloren, bei Überschwemmungen wird der Boden abgetragen, der Einsatz von Dünge- und Pflanzenbehandlungsmitteln, und damit die Gefährdung des Grundwassers, nimmt zu, die Lebensräume für zahlreiche Vogelarten (z. B. Großer Brachvogel, Braunkehlchen) schwinden.

Auf der anderen Seite wächst in schmalen Talauen und an Talhängen der Umfang an aufgeforsteten und verwilderten Flächen sprunghaft. Während Flächenstilllegungen und standortgerechte Aufforstungen in waldarmen Agrargebieten zu begrüßen sind, führen sie in diesen Räumen (z. B. Täler im Schwäbisch-Fränkischen Wald und in Hohenlohe) zu ganz erheblichen Mannigfaltigkeitsverlusten und zur Minderung des Erholungswertes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND fordert daher den verstärkten gesetzlichen Schutz ökologisch wertvoller Täler und die Bereitstellung der erforderlichen Mittel für ihre Pflege.

Weltweit schwindet der Wald

Weltweit schwindet der Wald. Wenn es so weitergeht, werden im Jahr 2020 nur noch 15% des ursprünglichen Tropenwaldes vorhanden sein und nur deshalb, weil diese Flächen unzugänglich sind.

Wegen der Waldzerstörung und der Nutzung der fossilen Brennstoffe nimmt das Kohlendioxid in der Atmosphäre stark zu, und daher droht eine weltweite Erwärmung. Wald bindet das Kohlendioxid. Eine Aufforstung rund um den Globus auf geeigneten Standorten könnte – abgesehen von den günstigen klimatischen Auswirkungen – eine Zunahme des Kohlendioxides stoppen oder wenigstens vermindern.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND appelliert daher an die Bundesregierung, noch mehr als bisher die Aufforstung besonders im subtropischen und tropischen Bereich durch Verhandlungen anzuregen und finanziell und personell zu fördern.

Ausstellungs-Sonderfahrt

«Die Bajuwaren»

Führung: Manfred Akermann

Samstag, 22. Oktober, und Sonntag, 23. Oktober 1988

Abfahrt 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 161.– (inkl. Eintritte für beide Ausstellungen)

Anmeldungen unter dem Stichwort «Bajuwaren» bis spätestens 31. August 1988 an die Geschäftsstelle.

Vor rund 1500 Jahren, als Ende des 5. Jahrhunderts nach Christus die römische Herrschaft bis zur Donau endgültig zusammenbrach, vollzog sich die Stammesbildung der Bajuwaren. Diesem Volk und seiner Kultur ist die gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg im Jahr 1988 gewidmet. Zwei Ausstellungen in Rosenheim und Mattsee bei Salzburg beschäftigen sich mit Siedlungswesen, Christianisierung, Kirchenbau, Klosterentwicklung und Buchkunst im Herzogtum Baiern sowie mit Tradition und Kultur der Bajuwaren im Spiegel von Bodenfunden und schriftlichen Quellen. Mit einer Wochenendfahrt wollen wir allen Interessierten die Möglichkeit zum Besuch beider Ausstellungen bieten und die einmalige Gelegenheit zur intensiven Information über die Ursprünge unseres Nachbarstammes nutzen. Als Übernachtungsort in Salzburg vorgesehen.

Veranstaltungen der Orts- und Bezirksgruppen

BIBERACH

In Verbindung mit der Gesellschaft für Heimatpflege – Kunst- und Altertumsverein Biberach:

Sonntag, 28. August 1988, 7.30 Uhr

Jahresausflug nach Winterthur (Sammlung Reinhardt – St. Gallen – Rohrschach – Kloster Maria Berg)

Sonntag, 25. September 1988, 13.00 Uhr

Halbtagesfahrt in den Ulmer Winkel (Reutti und Straß) und nach Günzburg

Sonntag, 23. Oktober 1988, 13.00 Uhr

Halbtagesfahrt in die herbstliche Alb (Scheer – Bingen – Hornstein – Vehringsstadt – Emerfeld)

Vertrauensmann: Reg.-Dir. a. D. Martin Gerber, Volmarweg 14, 7950 Biberach, Tel. (0 73 51) 2 35 70

HEILBRONN

Samstag, 4. Juni 1988

Kunst und Technik in Ostwürttemberg

Führung: Ltd. Reg.-Dir. Albert Rothmund, Schwäbisch Hall

Abfahrt: 7.30 Uhr

Herr Rothmund will uns diesmal in den Raum südlich Schwäbisch Hall und über seine Landkreisgrenzen hinaus nach Wasseralfingen führen, dem zentralen Ort württembergischen Eisenerzbergbaus im Kochertal, wo bereits im 14. Jh. die ersten Schmelzöfen kochten (1365 Königsbronn) und wo 1671 der Fürstpropst von Ellwangen den Grundstein für eine industrielle Entwicklung der Eisengewinnung und Verhüttung legte, die dann 1802 als «Schwäbische Hüttenwerke Wasseralfingen» in den Besitz des württembergischen Staates übergingen. Wer kennt nicht die wunderschönen, oft von bedeutenden Künstlern entworfenen Wasseralfinger Ofenplatten.

Samstag, 27. August 1988

Auf den «Großen Heuberg» am Südwestrand der Schwäbischen Alb

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Abfahrt: 6.30 Uhr

Der «Große Heuberg» zwischen junger Donau und jungem Neckar stellt eine der reizvollsten Landschaften der gesamten Schwäbischen Alb dar. Die Konturen liefern die Gegensätze zwischen fast unberührten Höhen und den stark industrialisierten Tälern. Uns werden auf der Fahrt in Egesheim-Reichenbach und auf dem Dreifaltigkeitsberg oberhalb von Spaichingen kunstgeschichtliche

Glanzlichter erwarten. Kleinere Wanderungen vermitteln uns Einblicke in diese schöne Landschaft.

Zwei-Tages-Fahrt: 10. und 11. September 1988

Oberschwaben: Geschichte, Landschaft, Kunst

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Abfahrt: 7.00 Uhr

Nun ist es endlich möglich, mit Dr. Setzler diese Landschaft, ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler zu bereisen. Wir beginnen am Bussen (Wallfahrtskirche und Burg). Weitere Punkte: Schussenried (Bibliothekssaal) – Bad Buchau (Damenstift, klassizistische Kirche, Federsee, Judenfriedhof) – Sießen (weitgehend unbekanntes barocke Klosterkirche) – Saulgau (romanisches Kruzifix) – Habsthal (Nonnenkloster) – Bingen (schöner gotischer Altar) mit Wanderung durchs Bittelschießertal. Zum Abschluß dieser inhaltsreichen Zwei-Tages-Fahrt wollen wir eine Wanderung durch das Pfrunger Ried, dem vom SHB erworbenen Naturschutzgebiet, machen, wo uns Forstamtmann Lothar Zier führen wird.

Drei-Tages-Fahrt vom 25. bis 27. November 1988

Salzburger Adventssingen und Bauernadvent

Auskünfte: Erna Kobler, Eichelberger Weg 4, 7100 Heilbronn, Tel. (0 71 31) 7 12 46

KIRCHHEIM/TECK

Samstag, 28. Mai 1988

– gemeinsam mit der Volkshochschule –

Jura und junge Flußgeschichte im Wutachtal bei Achdorf

Führung: Dr. Peter Klöcker

Samstag/Sonntag, 25. und 26. Juni 1988

Mittleres und nördliches Schwaben

Führung: Dr. Eckart Knittel

Samstag, 20. August 1988

Unbekanntes Hohenloher Land

Führung: Manfred Akermann

Samstag, 3. September 1988, nachmittags

Faustmuseum in Knittlingen

Führung: Jürgen Schweier

Vertrauensmann: Gerhard Haug, Forst dir. a. D., Nabern, Brühlstraße 53, 7312 Kirchheim/Teck, Tel. (0 70 21) 5 39 60.

LEONBERG

Mittwoch, 20. Juli 1988

Besuch des Museums am Löwentor mit Führung durch die Ausstellung und durch die Werkstätten der Präparatoren.

Führung: Frau Dr. C. Kämpfe und Mitarbeiter

Beginn: 15.00 Uhr

Sonntag, 21. August 1988

Wir wandern im nördlichen Schwarzwald. Naturschutzgebiet Bruckmiss (Hochmoor, Urwald) Ruhestein, Karlsruher Grat, Buhlbachsee (Karsee) sind einige Stationen dieser durch Wanderungen unterbrochenen Fahrt.
Führung: Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart
Abfahrt: 7.30 Uhr

Sonntag, 18. September 1988

Mannheim und Umgebung. Wir haben fast jedes Jahr eine Stadt in unserer weiteren Umgebung besucht (Karlsruhe, Ulm, Augsburg usw.) und wollen das auch dieses Jahr fortsetzen. Wir werden Mannheim zu Fuß und mit dem Bus durchqueren, vom Fernmeldeturm aus die Stadt von oben sehen und auch das kurfürstliche Schloß besichtigen. Ein Abstecher nach Ludwigshafen gehört selbstverständlich mit dazu.
Führung: Werner Schultheiss und örtl. Führer
Abfahrt: 7.30 Uhr

Sonntag, 16. Oktober 1988

Denkmale und Brunnen im Zentrum von Stuttgart. Kleiner Streifzug durch die Stuttgarter Innenstadt.
Führung: Michael Geist, Eltingen
Treffpunkt: 10.00 Uhr

Vertrauensmann: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss, Rilkestraße 5, Leonberg 1, Tel. (0 71 52) 2 73 96

NÜRTINGEN

Samstag, 7. Mai 1988

Karst- und Höhlenkunde mittlere Schwäbische Alb
Exkursion: Hans Binder, 7.00 Uhr

Samstag, 7. Mai 1988

Auf den Spuren der Kelten
Führung: Karl Koppert
14.00 Uhr, Reudern, Sportplatz

Donnerstag, 2., bis Sonntag, 5. Juni 1988

Auf den Spuren Balthasar Neumanns
Führung: Dr. Uwe Kraus

Samstag, 4. Juni 1988

Tagesfahrt: Vellberg – Hammerschmiede Gröningen – Freilichtmuseum Wackerhofen

Montag, 4., bis Freitag, 15. Juli

Ausgrabung eines keltischen Grabhügelfeldes am Burrenhof zwischen Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten, Abschnitt A

Samstag, 16. Juli 1988

Heidengraben
Führung: Karl Koppert
9.30 Uhr, Erkenbrechtsweiler, Parkplatz Baßgeige

Montag, 18., bis Freitag, 29. Juli 1988

Ausgrabung eines keltischen Grabhügelfeldes am Burrenhof zwischen Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten, Abschnitt B

Montag, 1., bis Freitag, 12. August 1988

Ausgrabung eines keltischen Grabhügelfeldes am Burrenhof zwischen Erkenbrechtsweiler und Grabenstetten, Abschnitt C

Samstag, 13. August 1988

Tagesfahrt zum Irrenberg

Samstag, 15. Oktober 1988

Heidengraben
Führung: Karl Koppert
10.00 Uhr, Erkenbrechtsweiler, Parkplatz Baßgeige

Vertrauensmann: Hans Binder, Tel. (0 70 22) 3 42 43
oder VHS Nürtingen, Tel. (0 70 22) 7 52 81

RAVENSBURG-WEINGARTEN

Samstag, 25. Juni 1988

Grünland in Oberschwaben
Führung: Dr. Briemle
Weite Teile Oberschwabens, insbesondere das Allgäu, werden in Form von Wiesen und Weiden als Grünland genutzt. Unter dem Zwang, höhere Erträge erwirtschaften zu müssen, ist diese Nutzung in den letzten Jahrzehnten auf großen Flächen intensiviert worden. Das hat aber nicht nur zu einer Steigerung der Erträge, sondern auch zu Veränderungen im Erscheinungsbild, Artenbestand und Stoffhaushalt ganzer Landschaften geführt. Besonders negativ ist der starke Rückgang gefährdeter Tier- und Pflanzenarten sowie die zunehmende Belastung von Grund- und Oberflächenwasser zu beurteilen. Mit der Gesamtproblematik des Grünlandes befaßt man sich speziell an der Staatlichen Versuchsanstalt für Grünlandwirtschaft und Futterbau in Aulendorf. Bei einer Besichtigung dieser Institution einschließlich ihrer Versuchsflächen in der Umgebung werden uns die Zusammenhänge zwischen natürlichem Standort, Nutzung, Stoffhaushalt und Lebensgemeinschaften von Grünlandflächen nahegebracht.
Abfahrt: 14.00 Uhr

Vertrauensmann: Prof. Dr. Friedrich Weller, Tel. (07 51) 9 35 13

ULM

Sonntag, 8. Mai 1988

Am Westrand des Rieses entlang bis Dinkelsbühl

Ulm – Langenau – BAB bis Aalen Nord – Lauchheim – Bopfingen – Flochberg – Zöbingen – Städtlen – Dinkelsbühl – BAB Dinkelsbühl West bis Langenau – Ulm

Sonntag, 14. August 1988

Murrhardter und Welzheimer Wald

Ulm – Langenau – BAB bis Aalen Nord – Abtsgmünd – Murrhardt – Welzheim – Schorndorf – Uhingen – Geislingen – Ulm

Samstag, 15. Oktober 1988

Oberherrlinger Schloß und Umgebung

Ulm – Steinbruch Kalichemie von oben – Kapelle Maria-Hilf – Schloß Oberherrlingen (renoviert) – Lindenhof – Ulm

Führung bei allen Fahrten Dr. P. Groschopf, A. Rieber und K. Reutter

Vertrauensmann: Architekt Karl Reutter, Bootshausstr. 3, 7900 Ulm, Tel. (07 31) 8 13 00

WINNENDEN

Dienstag, 13. September 1988

20.00 Uhr, Storchenkeller der Volksbank

Die Katastrophe von 1634 und Württembergs

Wiederaufbau

Von der Schlacht von Nördlingen

bis zur Wirtschaftsblüte um 1700

Vortrag mit Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff

Dienstag, 8. November 1988

20.00 Uhr, Storchenkeller der Volksbank

«Am Neckar (I)»

Diavortrag mit R. Kühn

Dienstag, 22. November 1988

20.00 Uhr, Storchenkeller der Volksbank

«Am Neckar (II)»

Diavortrag mit R. Kühn

Vertrauensmann: Harald Orner, Konrektor, Tel. (0 71 95) 6 58 85

LESERFORUM

Betr.: SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988/1

Zur Sache: Der Wasserpfennig.

Es ist empörend, mit welcher Parteilichkeit und Gehässigkeit sich Herr Roling über den Wasserpfennig ausläßt. In der SCHWÄBISCHEN HEIMAT sollte hierfür kein Platz sein, der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND sollte sich für solche Eskapaden zu gut sein! Als Landwirt fühle ich mich beleidigt, mein Berufsstand wird durch diesen Beitrag diffamiert! Mein landwirtschaftlicher Betrieb liegt mit der Hälfte der Fläche in einem Wasserschutzgebiet. Ich bin also Betroffener, nicht nur als Verbraucher, der den «Wasserpfennig» bezahlen muß, sondern auch als Landwirt, der den «Schutzgebietsausgleich» erhalten soll, wenn die Auflagen der Schutzgebietsverordnungen erfüllt werden. Die angeführten 45 kg/ha Reststickstoff am Ende der Vegetationsperiode sind vorläufig bis 1991 noch nicht maßgebend für die Ausgleichszahlung, weil noch gar nicht erwiesen ist, ob diese 45 kg überhaupt eingehalten werden können. Die ersten Meßergebnisse bestätigen dies. Die Auflagen sind aber dennoch in Kraft, sobald ein Wasserschutzgebiet rechtskräftig ist. Für diese Verordnungen würde ein Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT vielleicht ge-

rade ausreichen! Hier sind nicht nur Zeitbeschränkungen (Verbote!) für die Dünger- (Mist-)Ausbringung, sondern auch andere Beschränkungen enthalten, deren Sinn wir oftmals nicht verstehen! Für eine Düngungsbeschränkung (90 kg Reststickstoff) besteht keine Veranlassung, irgendwo muß auch eine Grenze sein. Pflanzenschutzmittel sind in Wasserschutzgebieten zwar erlaubt, aber nur die, die im sogenannten Positivkatalog für die betreffende Zone zugelassen sind. Abgesehen von ihrer oft schlechten Wirksamkeit sind diese Mittel meist erheblich teurer! Von einer Verseuchung des Grundwassers in diesem Zusammenhang zu sprechen, ist eine Unverschämtheit. Wir haben schließlich nur das getan, was uns die Beratung «von oben» empfohlen hat, um unsere Wirtschaftlichkeit zu erhalten. Die Preise hat man dabei ganz vergessen. Aber dies ist ein anderes Thema.

Mit freundlichem Gruß

Friedrich Frhr. v. Gaisberg-Schöckingen

Landwirt und Ortsobmann des Bauernverbandes in Schöckingen

Programm für gefährdete Schriften und Drucke

(lsw) Die zentrale Restaurierungsstelle des Landes für beschädigte und gefährdete Bücher und andere Papiere wird planmäßig aufgebaut. Wie der Präsident der Landesarchivdirektion, Gregor Richter, und der Leiter der Universitätsbibliothek Tübingen, Joachim Leonhard, am 29. Januar mitteilten, habe die Stiftung Kulturgut des Landes für neue Technologien der Massenrestaurierung und -konservierung als Starthilfe 900 000 Mark bereitgestellt. Davon sei jetzt mit rund 100 000 Mark als erstes Großgerät eine Anfassmaschine erworben worden. Mit ihr werde die – bisher manuelle – Ergänzung defekter Papiere ganz wesentlich beschleunigt. «Mit dem Gerät können wir in den Wettlauf gegen die Zeit eintreten», sagte Richter und sprach unter Hinweis auf die große Zahl schadhafter alter Bücher und Schriften und den rapiden Zerfall dieser Kulturgüter vor allem unter den säurehaltigen Holzschliffpapieren der Massenfertigung ab 1840 von einer «Zeitbombe» in den Archiv- und Bibliotheksmagazinen. Als erstes und bisher einziges Land der Bundesrepublik hat Baden-Württemberg 1986 ein Restaurierungsprogramm beschlossen, das die Bestände sowohl der Bibliotheken als auch der Archive umfaßt. Beim Staatsarchiv Ludwigsburg wird bis 1991 eine Restaurierungszentrale mit 45 Stellen eingerichtet, die bis dahin provisorisch an der Universitätsbibliothek Tübingen untergebracht ist. Diese unterhält seit 1981 eine von der VW-Stiftung eingerichtete und mit modernsten Methoden arbeitende einzigartige Restaurierungswerkstatt. Noch 1988 sind die ersten der regelmäßigen Fortbildungsveranstaltungen für Restauratoren geplant. An der Stuttgarter Kunstakademie wird 1989 ein Studiengang für Diplomrestauratoren speziell für Papier-, Buch- und Grafikrestaurierung geschaffen.

627 Klagen beim VGH gegen Flughafenausbau

(lsw) Gegen den Planfeststellungsbeschuß für den Ausbau des Stuttgarter Flughafens sind beim baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshof (VGH) in Mannheim 627 Klagen eingegangen. Wie VGH-Sprecher Claus Meissner am 27. Januar berichtete, sind unter den Klägern die Städte und Gemeinden Stuttgart, Esslingen, Aichtal, Filderstadt, Leinfelden-Echterdingen, Ostfildern, Denkendorf, Neuhausen und Steinbrunn. Die anderen Kläger seien Landwirte, Einwohner aus dem Umkreis des vom geplanten Ausbau betroffenen Gebiets und eine Sauerkraut-Konservenfabrik.

76 der eingegangenen Klagen erreichten den VGH erst nach Fristablauf. Hier werde die Zulassung der Klagen noch geprüft, sagte Meissner. Bisher seien lediglich die Klageschriften beim VGH eingereicht worden, um die Sache rechtshängig zu machen. Die Frist für die Abgabe der Begründungen laufe bis etwa Mitte Mai. Danach müsse sich die Flughafen GmbH äußern sowie die Landesregierung, die für den Planfeststellungsbeschuß verantwortlich sei, ihre Erwidern abgeben. Der VGH will sich nach den Worten Meissners bemühen, einen Teil der Verfahren in Absprache mit den Beteiligten zum Ruhen zu bringen und in Pilotverfahren den Rechtsstreit abzuklären, um den Aufwand für alle Beteiligten zu verringern.

Da es sich bei dem umstrittenen Flughafenausbau um ein Großvorhaben handelt, ist der VGH erste verwaltungsgerichtliche Instanz. Diese Regelung war zur Abkürzung der Verfahrensdauer vor einigen Jahren vom Bundesgesetzgeber eingeführt worden.

Saurer Regen schädigt Flüsse und Bäche

(dpa) Saurer Regen ist nicht nur Mitverursacher des Waldsterbens, er schädigt auch in großem Ausmaß die Tierwelt in Flüssen und Bächen. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie der baden-württembergischen Landesanstalt für Umweltschutz (Karlsruhe) und des Zoologischen Instituts der Universität Heidelberg im Auftrag des Umweltbundesamtes (Berlin).

Die Wissenschaftler stellten nach Angaben der Universität vom 25. Januar weiter fest, daß durch den sauren Regen und sauren Schnee in den Gewässern Schwermetalle stärker als sonst üblich gelöst werden und sich in den Fischen anreichern. Die Untersuchung räume alle Zweifel über die umweltschädigenden Auswirkungen von saurem Regen auf Gewässer beiseite.

Drei Jahre lang hatten die Wissenschaftler 40 Gewässer in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz untersucht. Die Ergebnisse schreckten die Wissenschaftler auf, heißt in der Mitteilung weiter: Viele Flüsse haben keine intakte Fauna mehr, Flohkrebse, wichtige Wirbellose in der Nahrungskette von Flüssen und Bächen, leben an den Oberläufen nur noch inselartig in einzelnen Nebenbächen. Die Forellenbestände sind reduziert, die Tiere unterernährt. Schnecken fehlen völlig. Der Laich von Amphibien wie Erdkröten und Grasfröschen überlebt häufig nicht den Säurestoß, der zusätzlich durch die Schneeschmelze in die Gewässer getragen wird. Solche Ausmaße der Schädigung habe er nicht erwartet, meinte der Heidelberger Zoologe Prof. Volker Storch.

In stark versauerten Bächen würden auch Eier und Brut zerstört. Wenn die Schneeschmelze, zum Beispiel mit der Schlüpfperiode, zusammenfalle, seien die Folgen dramatisch: Alle Eier oder die gesamte Brut sterben ab.

Naturschützer kommen mit Biotop-Pflege nicht nach

(lsw) Der private Naturschutz kauft immer mehr Flächen für Biotope auf, kommt aber mit der Pflege nicht mehr nach. Dies ist nach Angaben des Göppinger Landratsamtes vom 19. Januar der Grund dafür, daß im vergangenen Jahr aus dem vornehmlich für Schaffung und Pflege von Biotopen geschaffenen Umweltfonds des Kreises Göppingen 42 000 Mark nicht abgerufen wurden, so daß in diesem Jahr 107 000 Mark zur Verfügung stehen. Die privaten Naturschutzorganisationen, die in erster Linie als Antragsteller in Frage kämen, seien wegen des hohen Arbeits- und Pflegeaufwandes nicht in der Lage, noch mehr zu tun, weil es sich ja um eine ehrenamtliche Tätigkeit.

«Erlebter Frühling» für Kinder

(lsw) Mit der Aktion «Erlebter Frühling 88» will die Naturschutzjugend im Deutschen Bund für Vogelschutz (DBV) Kinder wieder mit der heimischen Natur vertraut machen. «Viele Jungen und Mädchen kennen die Schönheiten der Natur nur noch aus dem Fernsehen», sagte ein Sprecher der Naturschutzjugend im Februar in Stuttgart. Die Kinder sollen im heranahenden Frühling Augen und Ohren öffnen: Wer die Kirschblüte, den Vogel Zilpzalp, den Regenwurm oder die Libelle in der Natur entdeckt, kann an einer Verlosung von über 100 naturkundlichen Preisen teilnehmen. Kontakt: Naturschutzjugend, Königstraße 74, 7000 Stuttgart 70.

Artenschutzsymposium «Teichrohrsänger» im Mai

(DBV) Der Deutsche Bund für Vogelschutz, Landesverband Baden-Württemberg e. V., veranstaltet alljährlich die Artenschutzsymposien zu den jeweiligen Jahresvögeln, die der DBV benennt. Das Artenschutzsymposium Teichrohrsänger am 28. und 29. Mai 1988 in Bad Buchau am Federsee erarbeitet die wissenschaftlichen Grundlagen zum Schutz des Teichrohrsängers, der «Vogel des Jahres» 1989 sein wird. Der Schutz verwandter Arten sowie die Situation des Lebensraums Schilfröhricht wird Thema der Veranstaltung sein. Auskunft und Anmeldung bei: Deutscher Bund für Vogelschutz, Landesverband Baden-Württemberg, Heusteigstr. 94, 7000 Stuttgart 1.

Der unten abgebildete **Kalkofen** liegt an der Donautalstraße bei Untermarchtal. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat sich dieses Anwesens, dem man seine Bedeutung als technisches Kulturdenkmal nicht gleich ansieht, angenommen. Vor fünfzig Jahren stillgelegt, waren die Baulichkeiten bereits stark angegriffen. Mittlerweise ist, nicht zuletzt dank dem Einsatz von Jürgen Brucklacher, das gesamte Fabrikationsgebäude wieder hergestellt. Auch die hölzerne Beschickungsbrücke verbindet wieder Steinbruch und Schachtofen samt Kamin.



Sperberbäume im Kraichgau kartiert

(BNN) Gäbe es wie den Vogel des Jahres auch den Baum, der als schutzwürdig ins Gedächtnis gerufen werden sollte, so käme im Kraichgau ganz sicher der Speierling, auch Sperberbaum, Schmerbirne, Spierbom, zahme Eberesche, Spierling oder ähnlich genannt, in die erste Wahl. Der Baum, den wahrscheinlich die Mönche von Maulbronn bei uns angepflanzt haben und der schon von Karl dem Großen favorisiert worden ist, prägt die Landschaft mit. Der Speierling bildet nie einen Wald, er ist in der Regel ein Einzelgänger und findet sich höchstens in weit auseinandergezogenen Gruppen wieder.

Im kalkreichen Kraichgau, wo auch die Rebe vortrefflich gedeiht, trifft der Speierling stellenweise optimale Lebensbedingungen an. Seine Wiege stand vermutlich im Mittelmeerraum. Solange der Most der fast alleinige Hastrunk gewesen oder der Traubensaft gestreckt worden ist, waren die walnußgroßen Früchte gefragt. Der Most erhielt durch Speierling-Zusatz die erwünschte herbe Säure und wurde hell und haltbar. Sein Holz ist als äußerst hart bekannt und diente als Wagenachse, Spindel oder Schraube und ist als edles Holz auch von Bildhauern oder Drechslern gefragt.

Diesem «Baum des Jahres» im Kraichgau widmeten der Pforzheimer Forstoberamtmann Alfons Dürr und Fritz-Gerhard Link vom Landratsamt Karlsruhe viel Freizeit: Sie legen jetzt eine umfassende Arbeit vor, in der an die 100 Sperberbäume aller Altersgruppen im südlichen Kraichgau und an den Strombergausläufern erfaßt und kartiert wurden. Vermutlich stehen in Feld und Wald noch weitere Speierlinge mit den Miniaturausgaben von Apfel oder Birne als Früchte, doch ist eine Plattform gebildet, auf der weitere Aktivitäten zur Rettung des historischen Baumes, der auf der Roten Liste der stark gefährdeten Pflanzenarten Baden-Württembergs steht, eingeleitet werden können. Auf 650 Quadratkilometern Fläche haben Dürr und Link 50 Wiesen- und 43 Waldspeierlinge festgehalten.

Die Speierlinge unterscheiden sich durch Schaft und Kronenansatz. Im Wald, inmitten harter Konkurrenz, entwickelt der Speierling oft erst in zehn Meter Höhe die Krone, im Feld oft schon nach zwei Metern. Im freien Feld werden Kronen mit nahezu 20 Meter Breite gemessen. Speierlinge werden nicht selten 200 bis 300 Jahre alt. Der trügwüchsige Baum erreicht in der Flur bis 15 und im Wald bis 25 und mehr Meter Höhe. Viele Speierlinge sind inzwischen als Naturdenkmale ausgewiesen.

Als schönsten Speierling des Südwestens würdigen Dürr und Link einen 220 bis 250 Jahre alten Baum bei Ölbronn, dessen Schaft bei 1,50 Meter endet und sich ab hier drehwüchsig in Äste auflöst.

Arbeitersiedlung in Kuchen wird saniert

(lsw) Die Sanierung der Arbeitersiedlung in Kuchen (Kreis Göppingen) kann weitergehen. Nach Angaben des Regierungspräsidiums Stuttgart vom 27. Januar sind in einem Kompromiß unter Vermittlung der Behörde bestehende Auffassungsunterschiede über die Gestaltung einiger Häuser in der Siedlung ausgeräumt worden.

Bei der Arbeitersiedlung in Kuchen handelt es sich um ein Denkmal «von besonderer Bedeutung». Sie ist – so die Darstellung des Regierungspräsidiums – «ein imponierendes Zeugnis des sozialen Wohnungsbaus im vergangenen Jahrhundert». In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Firmengründer Arnold Staub planmäßig eine «Fabrikstadt» mit Produktionsgebäuden, Direktorenvilla und Park, Arbeiterwohnhäusern und Versorgungseinrichtungen anlegen lassen. Mit hohem finanziellem Aufwand hat die Gemeinde Kuchen die Arbeitersiedlung erworben. Sie beabsichtigt nun, die unter Denkmalschutz stehenden Gebäude zu sanieren. Damit sich die Kosten für die Gemeinde amortisieren, sollen die Häuser nach der Sanierung weiterverkauft werden.

Baudenkmal aus den 50er Jahren abrißgenehmigt

(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat Ende Januar eine Bauvoranfrage der Oberpostdirektion Stuttgart dahingehend beantwortet, daß das ehemalige Verwaltungsgebäude der Trafo-Union in Bad Cannstatt, Deckerstraße 1, zwar als Denkmal einfacher Art anzusehen sei, daß jedoch wegen überwiegender Gründe städtebaulicher und funktionaler Art einem Abbruch aus denkmalrechtlicher Sicht zugestimmt werde.

Regierungspräsidium und Landesdenkmalamt sind sich über die Denkmaleigenschaft dieses in den 50er Jahren erbauten Gebäudes einig, es wird jedoch sowohl vom RP als auch vom Landesdenkmalamt als qualitativ geringwertig eingestuft, da die Original-Außenverkleidung inzwischen vollständig erneuert worden ist. Auch zahlreiche bauliche Veränderungen im Inneren des Gebäudes haben mit dazu beigetragen, die Denkmaleigenschaft zu schmälern. Im Rahmen der Abwägung zwischen dem öffentlichen Erhaltungsinteresse und den städtebaulichen Interessen an einer raschen Neuordnung des ehemaligen Trafo-Union-Geländes wurden diese Aspekte einbezogen, ebenso die Tatsache, daß die technisch nicht einwandfreie und aus heutiger Sicht zu sparsame Bauausführung erhebliche langfristige Erhaltungsprobleme mit sich bringen würde. Regierungspräsident Manfred Bulling: «Bei dieser Sachlage hat die Abwägung in meinem Hause einen Vorrang der Abbruchfähigkeit des Gebäudes Deckerstraße 1 ergeben.

Dieser Einzelfall zeigt aber auch, daß nun mit Nachdruck die beim Landesdenkmalamt bereits begonnene Aufarbeitung der Denkmalbedeutung der Bauten aus den 50er Jahren fortgesetzt werden muß, um in Zukunft die schwierige Bewertung dieser Stilepoche zu erleichtern.»



LBS Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Parkallee

Von der guten Adresse zur Top-Adresse:
planen Sie mit Ihrer LBS.

Von der Eigentumswohnung zum eigenen Haus: Bausparen im LBS-Maßprogramm.

*Als LBS-Bausparer kann man schnell aufsteigen.
Denn Sie können fest mit den vielen Vorteilen
einer starken Bausparkasse rechnen.*

Schnell, günstig und sicher.

*Bei der LBS sparen Sie mit hoher
Rendite rasch Eigenkapital an und
sichern sich das günstige
LBS-Baugeld.*



**Kommen Sie zur LBS oder Sparkasse.
Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**

Otto Borst

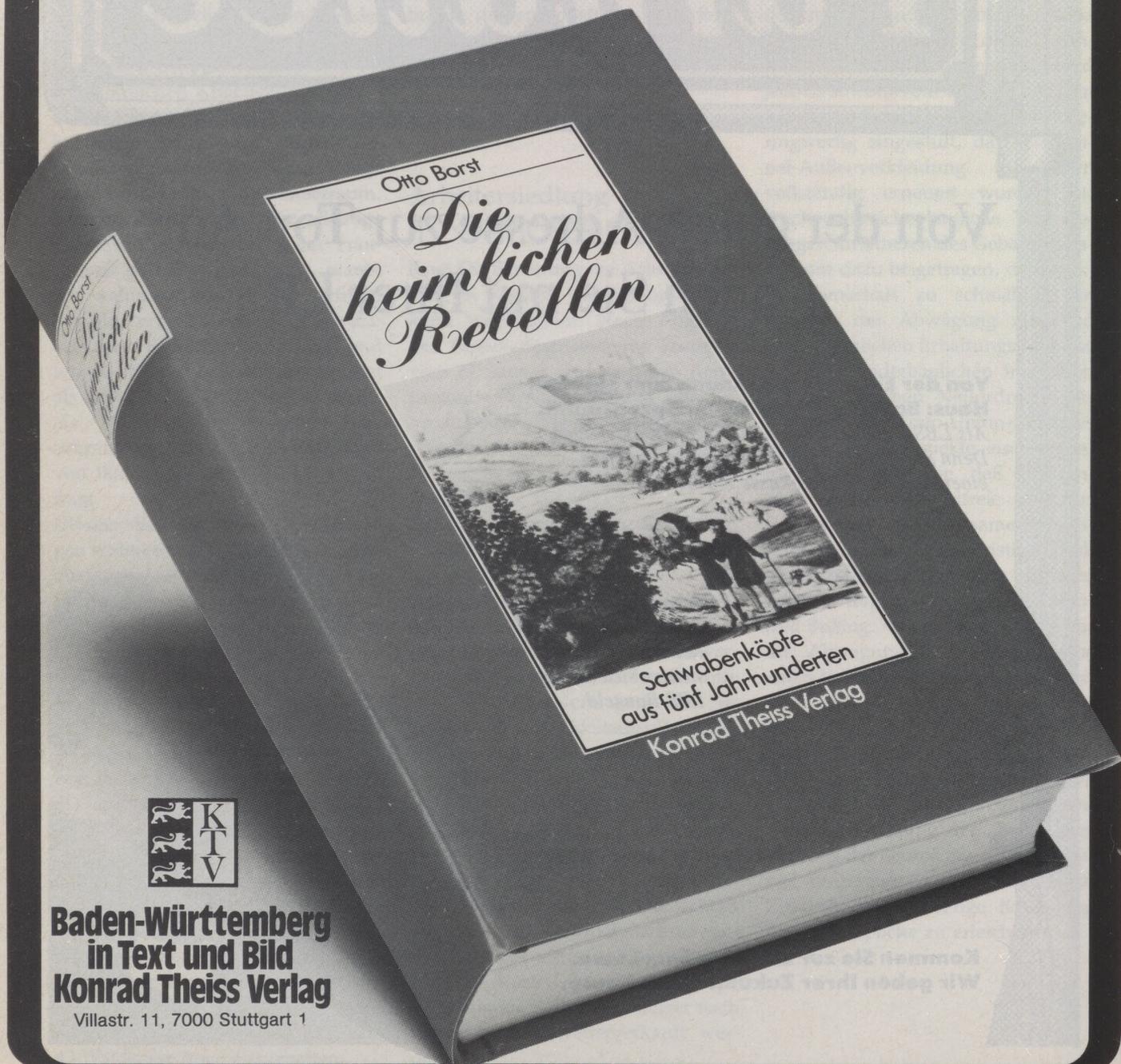
Die heimlichen Rebellen

Dies Buch löst den »schwäbischen Geist« aus seinen Klischees und zeigt das andere Württemberg, das bislang vergessene oder mit Fleiß retuschierte, das Geburtsland der heimlichen Rebellen, die sich, jeder auf seine Art, um eine bessere Heimstatt des Menschen in dieser Welt bemühten. Großes und Kleines, Privates und Politisches, Menschliches und Allzumenschliches ist hier zu einem Strauß von 20 Biographien zusammengebunden, zu einer Porträtgalerie ganz eigener Art.

Das Buch ist der lebendige Weg durch eine ungemein farbige und facettenreiche Geisteslandschaft. Es erzählt von Ideen, die Geschichte machten und von Anfechtungen und Niederlagen, vom Widerstand und von der schöpferisch-siegreichen Stunde des Menschen.

Die heimlichen Rebellen

Schwabenköpfe aus fünf Jahrhunderten. 452 S. mit 28 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 39,80.



**Baden-Württemberg
in Text und Bild
Konrad Theiss Verlag**

Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

Was wird aus Stuttgarts Weißenburg-Marmorsaal?

(PM/RPS) Zu der Absicht des Fördervereins Alt-Stuttgart e. V., den Marmorsaal im Weißenburgpark zu besichtigen und damit Aktivitäten zur Förderung der Sanierung einzuleiten, hat Oberbürgermeister Rommel Mitte Januar 1988 an den Vorsitzenden des Vereins, Dr. Peter Wetter MdL, geschrieben und die Position der Stadt dargelegt. Im Schreiben heißt es u. a.: «Zur Sanierung Marmorsaal will ich nochmals darstellen, daß der Gemeinderat anlässlich der Beratungen zum Haushalt 1988 auf Antrag der FDP-Fraktion beschlossen hat, von auch ersten substanzerhaltenden Maßnahmen Abstand zu nehmen.» Am 28. Januar hat der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling die Problematik des eingetragenen Kulturdenkmals Marmorsaal der Villa Weißenburg mit Oberbürgermeister Manfred Rommel und dem Präsidenten des Landesdenkmalamts, Professor Dr. Gebeßler, erörtert. Rommel vertrat dabei die Interessen der Landeshauptstadt Stuttgart als der juristischen Eigentümerin des Marmorsaales, Bulling und Gebeßler die Interessen der zuständigen Denkmalschutzbehörde Regierungspräsidium und des für die fachliche Beurteilung der Denkmalprobleme zuständigen Landesdenkmalamtes. An der Besprechung nahm für die Landeshauptstadt Stuttgart auch Bürgermeister Professor Künne teil.

Der Besprechung vorangegangen waren Kontakte der Fachleute des Hochbauamtes der Stadt, des Landesdenkmalamts und des Regierungspräsidiums, um etwas genauere Kostenschätzungen für die Erhaltung des Marmorsaales zu erarbeiten. Dabei ergab sich, daß die rein substanzerhaltenden Maßnahmen einschließlich der Trockenlegung des Gebäudes einen Kostenaufwand von rd. 1 Million DM verursachen; für technischen Innenausbau einschließlich des Nachbaus der Stuckornamentik wurde ebenfalls eine Größenordnung von ca. 1 Million DM geschätzt; Erneuerungen der Wand- und Deckenmalereien sowie der wertvollen alten Beleuchtungskörper wurden mit ca.

400 000 DM veranschlagt. Kosten für Garderobe, Toiletten, Technikräume, Lager, Heizung, Lüftung und ähnliches nochmals mit rd. 1 Million DM. Für eine optimale Renovierung und Modernisierung, wie etwa den Einbau weiterer Nebenräume oder eines Verbindungsganges, wurden schließlich nochmals Kosten in der Größenordnung von rd. 1 Million DM veranschlagt.

Die Besprechungsteilnehmer stimmten darin überein, daß der gemeinsame Versuch unternommen werden sollte, den Saal zu erhalten und einer glaubwürdigen und sinnvollen Nutzung zuzuführen, die auch den Bürgern der Stadt die Möglichkeit geben sollte, den Saal für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Dabei herrschte weiter Übereinstimmung, daß die Finanzierung gemeinsam von der Stadt, aus Denkmalgeldern des Landes und einem maßgeblichen Beitrag der die Erhaltung des Marmorsaals sehr intensiv betreibenden Fördervereine in Angriff genommen werden sollte. Zwar könne angesichts des auf dem Tische liegenden Kostenvolumens die optimale endgültige Lösung sicher nicht von Anfang an in einem Zuge verwirklicht werden; jedoch sollte versucht werden, schon in der ersten Stufe über die reine Substanzerhaltung hinaus eine Nutzung des Saales zu erreichen. Vor allem Oberbürgermeister Rommel hielt es für wichtig, daß eine gute Nutzungskonzeption für die Durchführung der Sanierungsmaßnahmen von besonderer Bedeutung sei. Grundsätzliche Bedenken gegen eine Nutzung des Saales bestehen auch im Hinblick auf das Problem von Parkplätzen nicht. Nach einer Untersuchung der Baurechtsexperten des Regierungspräsidiums seien die baurechtlich erforderlichen Stellplätze vorhanden; im wesentlichen im Bereich der Bopserwaldstraße; daneben auch im Bereich der Wernhaldenstraße. Baurechtlich wären danach keine zusätzlichen Stellplätze zu schaffen.

Das Gespräch führte zu dem Ergebnis, daß zunächst ausgelotet werden soll, welche Beträge für den Marmorsaal vom Landesdenkmalamt und von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg zur Verfügung gestellt

werden könnten und welchen Beitrag die beiden Fördervereine leisten könnten. Gleichzeitig sollen die Fachleute des Regierungspräsidiums, der Stadt und des Landesdenkmalamtes noch die Möglichkeit eines Sanierungsprogramms in sinnvollen Stufen erörtern, wobei die erste Stufe bereits eine Nutzung zum Gegenstand haben sollte. Im übrigen wird dem Nutzungskonzept besondere Bedeutung beigemessen.

Kirche von Staig wird zum Atelier

(SWP) Die alte Pfarrkirche von Staig im Alb-Donau-Kreis hat einen neuen Besitzer. Jahrelang und bisher vergeblich hatte sich die Gemeinde bemüht, das denkmalgeschützte Gebäude an den Mann zu bringen. Jetzt erwarb der Restaurator Peter Rau aus Ulm-Wiblingen das neugotische Bauwerk aus dem Jahr 1869, um darin sein Atelier einzurichten. Vor 14 Jahren war zunächst beschlossen worden, das Gotteshaus abzureißen, nachdem die katholische Kirchengemeinde 1974 eine neue geräumigere Kirche erhalten hatte und das alte, baufällige Gebäude leerstand. Als jedoch das Denkmalamt sein Veto einlegte, wurde ein Käufer gesucht. Letztlich wäre die Gemeinde sogar bereit gewesen, die Kirche zu verschenken. Die Renovierung der alten Staiger Pfarrkirche, die nun für einen nicht genannten Preis verkauft wurde, kostet mindestens 1,5 Millionen Mark. 800 000 Mark steuert das Landesdenkmalamt bei, beziehungsweise kommen aus dem Strukturprogramm für den ländlichen Raum. Der Restaurator Rau hofft, in zwei Jahren mit seinem Werk fertig zu sein. Der neue Eigentümer der alten Staiger Kirche denkt daran, später in einem Teil des Hauses ein Heimatmuseum einzurichten oder einen Konzertsaal zu schaffen; denn die als hervorragend geltende Akustik böte sich für musikalische Aufführungen geradezu an.

Inventarisierung bei nichtstaatlichen Museen

(PM) Wie das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Stuttgart mitteilte, hat die Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen im zweiten Halbjahr 1987 dem Museumsverband Baden-Württemberg mehr als 400 000 DM bewilligt, um das von der Landesregierung aufgelegte Sonderprogramm zur Inventarisierung der Bestände nichtstaatlicher Museen durchzuführen. Der größte Teil der Beträge wurde für die Beschaffung der notwendigen Materialien, für die fotografische Erfassung und die Entwicklung der Filme benötigt. Im Rahmen des Sonderprogramms wird auch eine EDV-mäßige Erfassung der Bestände als Pilotprojekt durchgeführt. Als Gegengabe für diese staatliche Förderung überlassen die nichtstaatlichen Museen der Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen je ein Duplikat der ausgefüllten Inventarkarten und Fotos. Damit ist es der Landesstelle in Tübingen möglich, im Verlauf des Programms ein komplettes Verzeichnis der Bestände der nichtstaatlichen Museen in Baden-Württemberg zusammenzustellen. Das Sonderprogramm für Inventarisierung der nichtstaatlichen Museen ist eine Folge der 1986 vom Ministerium verabschiedeten Museumskonzeption des Landes, bei der sich gezeigt hat, daß die nichtstaatlichen Museen noch keine vollständige Inventarisierung ihrer Bestände besitzen.

Keltenfürst kehrte nach Stuttgart zurück

(lsw) Der Keltenfürst von Hochdorf kehrte in seine angestammte schwäbische Heimat zurück. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Paris, wo er in einer Sonderausstellung im Grand Palais zu besichtigen war, bezog er am 23. Februar wieder das Alte Schloß in Stuttgart. Die einzigartigen Funde aus dem Grab eines Keltenfürsten aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. waren 1978 in Hochdorf entdeckt worden.

Neuer Flechtenatlas zeigt Artenrückgang

(lsw) Die Zahl der Flechtenarten in Baden-Württemberg ist in den vergangenen Jahren in besorgniserregendem Maße zurückgegangen. Die Areale sind stark zusammengeschrumpft, Dutzende von Arten sind unmittelbar vom Aussterben bedroht. Das ist das Fazit des jetzt vorliegenden Grundlagenwerks «Die Flechten Baden-Württembergs», das Umweltminister Erwin Vetter am 29. Januar der Öffentlichkeit vorstellte. Nach Aussagen Veters ist «das Aussterben dieser eigenartigen Lebensgemeinschaften aus Pilzen und Algen ein Anzeichen dafür, daß die Verhältnisse in einem Ökosystem nicht mehr im Lot sind und eine Warnung vor nicht abschätzbaren Folgewirkungen».

Der von dem Stuttgarter Botaniker Volkmar Wirth verfaßte Verbreitungsatlas ist einmalig in der Bundesrepublik. Als erstes Bundesland verfügt Baden-Württemberg damit über eine systematische Darstellung der Verbreitung der gesamten Flechtenflora. 860 Punktrasterarten dokumentieren die Verbreitung und Gefährdung von rund 1100 Flechtenarten und ermöglichen einen Vergleich mit dem in Bearbeitung befindlichen Schwefeldioxid-Immissionskataster von Baden-Württemberg. Das Werk ist das Ergebnis 20jähriger intensiver Kartierungsarbeiten.

Flechten sind Bioindikatoren; sie reagieren sehr empfindlich auf Umweltveränderungen und fungieren deshalb als eine Art Frühwarnsystem. Ihr Rückgang ist Gradmesser für die Luftverschmutzung. Verheerend wirken sich vor allem säurebildende Immissionen aus, entweder direkt durch toxische Substanzen oder durch Ansäuerung des Regenwassers, das direkt vom Flechtenlager aufgenommen wird. Extrem schädigend ist Schwefeldioxid, das grundlegende Stoffwechselfvorgänge beeinträchtigt. Je saurer das Wasser ist, umso größer ist die Schädigung durch Schwefeldioxid. Nach Aussagen Wirths würde sich die Schwefeldioxidproblematik bei einer Entstaubung der Luft eher noch verstärken.

Der Artenrückgang bei den Flechten hat jedoch eine Vielzahl von Ursachen: Die Entsteinung und Düngung von Magerrasen, die Umlegung von Weinbergen mit Vernichtung der typischen Weinbergmauern sowie rigore Flurbereinigungsmaßnahmen haben sich verheerend ausgewirkt. Dazu kommen massive Abholzaktionen von Straßenbäumen, die die Rindenflechtenflora vernichten sowie radikale «Sanierungen» von Wäldern und der Mangel an Altbäumen. Der Flechtenatlas ist im Rahmen des Artenschutzprogramms Baden-Württemberg im Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart, erschienen. Mitherausgeber ist die Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz in Karlsruhe. Der Band ist 528 Seiten stark mit 408 Farbfotos und kostet 78 Mark.

Reutlinger Friedhof Unter den Linden bleibt

(PM) Der Reutlinger Freundeskreis für die Erhaltung des alten Friedhofs Unter den Linden kann einen Erfolg vermelden: Am 15. Oktober 1959 hatte der Reutlinger Gemeinderat beschlossen, den Friedhof Unter den Linden wegen Vollbelegung für den allgemeinen Bestattungsbetrieb zu schließen. Bestattungen in Gräbern mit verlängertem Nutzungsrecht sollten bis April 1985 zugelassen werden. Die Frist wurde dann bis zum Jahr 1990 verlängert.

Gegen die geplante Stilllegung formierte sich der Widerstand des Freundeskreises. Der alte Friedhof sei eine Urzelle von Reutlingen, der schon im vorigen Jahrtausend nachgewiesen sei, wurde argumentiert. Nach vielen Gesprächen mit der Stadtverwaltung, einer Unterschriftensammlung und der Erarbeitung von Schriftsätzen und Informationsblättern gelang es dem Freundeskreis, den Gemeinderat umzustimmen. Am 15. Oktober 1987 entschied er sich mit 24 gegen 9 Stimmen für die Weiterbenützung des Friedhofs Unter den Linden. Es ist der Friedhof, auf dem auch Gustav Werner begraben liegt.

Vorausdenkend. Die Bank wie das Land.



Rentensparbrief und Bonussparplan der Baden-Württembergischen Bank. Wie vorausdenkend das Land Baden-Württemberg ist, beweisen beispielsweise die Taten, die man hier schon im Sommer tut, um dem Winter gut gerüstet entgegenzusehen.

Wie vorausdenkend die Baden-Württembergische Bank ist, beweist beispielsweise die clevere Kombination verschiedener Vorsorgemaßnahmen. So erwirtschaften Sie mit dem BW-Bank Bonussparplan im Laufe der Zeit ein hübsches Sümmchen, von dem Sie dann nach Umwandlung in einen BW-Bank Rentensparbrief gleich doppelt profitieren können.

Wir, die Baden-Württembergische Bank, sind nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in Baden-Württemberg leben und arbeiten. BW-Bank Bonussparplan und Rentensparbrief sind nur ein Angebot von vielen. Sprechen Sie mit uns, wenn Sie wissen wollen, was wir privat oder geschäftlich für Sie tun können.



Die Baden-Württembergische Bank.

Eine gute Adresse für Ihr Geld *Schwäbische Bank*

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTTGART IM KÖNIGSBAU TELEFON 299201

**Schlüpf
'rein in die
Freizeit...**

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen
0407,
für Herren
1007



Ganter

Schuh-Haus

Abele

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

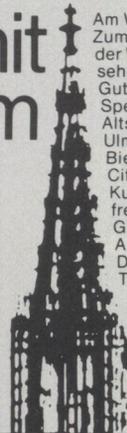
Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

schuh-verlässlich



**Fahr' mit
nach Ulm**

Am Wochenende.
Zum höchsten Kirchturm
der Welt (161 m). Viel
sehen und erleben mit
Gutscheinheft „Ulmer
Spezialitäten“: Münster,
Altstadt, Fischerviertel,
Ulmer Spatz und Ulmer
Bier, Donaufahrt und
Citybummel, Kunst,
Kultur und Lebens-
freude ...
Günstige Wochenend-
Arrangements.
DB-Städte-tour. Ulmer
Theater-Bouquet.



Verkehrsbüro
7900 Ulm
Tel. (07 31) 6 41 61

**Burrer Naturstein
Renovierungen**

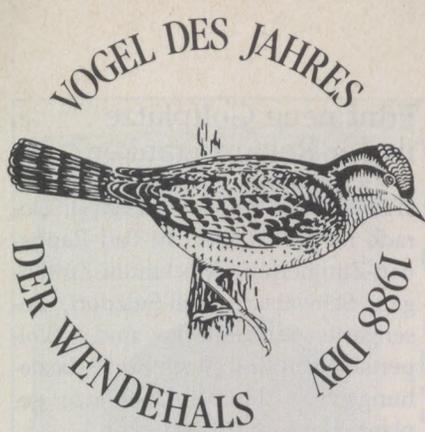
7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-6065

Wir machen den Weg frei



Volksbanken Raiffeisenbanken

Mehr als Geld und Zinsen



Der Wendehals: Vogel des Jahres 1988

(DBV) Der Wendehals ist der Vogel des Jahres 1988. In seiner alljährlichen Aktion hat der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) dem weitgehend unbekanntem und unscheinbaren Vogel dieses Zeichen der akuten Gefährdung verliehen. Der Wendehals ist gut sperlingsgroß, ein brauner, wie ein Singvogel wirkender Vogel, der aber zu den Spechten gehört. Er kann seinen Kopf um mehr als 180 Grad verdrehen, daher sein Name. Vor 20 bis 30 Jahren war der Wendehals bei uns noch weit verbreitet. Seit dieser Zeit jedoch sind die Bestände dramatisch zurückgegangen. Heute muß der Wendehals auf den Spitzenrängen der Roten Liste der gefährdeten Vogelarten der Bundesrepublik Deutschland geführt werden. Vor allem der Verlust seiner natürlichen Lebensräume wie Auwälder und lichte Laub- und Kiefernwälder sowie die Zerstörung der Streuobstwiesen am Rande von Dörfern und Städten machen dem Vogel des Jahres 1988 zu schaffen.

Der Wendehals ist der einzige Zugvogel unter unseren Spechten. Er überwintert südlich der Sahara und in Asien und kommt Anfang April in seine europäischen Brutgebiete zurück. Er ernährt sich vorwiegend von Ameisen und anderen Insekten und kann im Gelege zwischen 7 und 10 Eiern hervorbringen. Mit der Auswahl des Wendehals zum Vogel des Jahres 1988 macht der DBV nicht nur auf diese einzelne gefährdete Art aufmerksam, sondern auf die Bedrohung ganzer Lebensräume mit ihren Tier- und Pflanzengemeinschaften. Der Wendehals, der 1987 gerade noch mit 600 bis 800 Paaren in seiner einstigen Hochburg Baden-Württemberg

brütete, steht hier als typischer Bewohner einer offenen, mit Einzelbäumen, Feldgehölzen und Hecken bestandenen, also strukturreichen Landschaft, naturnaher Gärten, Streuobstwiesen und offener Kiefernheiden. Da der Wendehals selbst keine Höhlen zimmert, ist er auf eine ausreichende Anzahl alter Bäume mit natürlichen Höhlen angewiesen. Gerade Streuobstwiesen, deren Angebot an Höhlenbäumen reichhaltig ist, werden im Kreis Ludwigsburg trotz ihres landschaftsprägenden Charakters immer weiter vernichtet.

Hauptsächlich die menschlichen Eingriffe sind es, die Wendehals & Co. das Leben schwer machen. Die Umwandlung von Streuobstwiesen in Acker- und Bauland und der Verlust halboffener Landschaften führte zu einer dramatischen Abnahme der Bestände. Streuobstwiesen sind wie Hecken und Feldholzinseln wichtige naturnahe Oasen in einer großflächig ausgeräumten Landschaft.

In diesem Jahr werden mit Nachdruck Sicherungskonzepte für die Lebensräume von Wendehals, Steinkauz und Wiedehopf insbesondere für die extensiv genutzten Streuobstwiesen auszuarbeiten und in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung umzusetzen sein. Erste Ansätze zur Erhaltung der Streuobstwiesen durch eine bessere Vermarktung des Obstes gibt es bereits.

Wie in jedem Jahr hat der DBV wieder eine Broschüre zum Vogel des Jahres erstellt, die gegen 2,- DM in Briefmarken bestellt werden kann beim:

DBV-Umweltzentrum, Frank Neumann, Ludwig-Herr-Straße 82, 7014 Kornwestheim.

«Obstbäume nicht durch Schadstoffe geschädigt»

(Isw) Obstbäume reagieren anscheinend nicht mit ähnlichen Symptomen wie Laubbaumarten des Waldes auf eine Immissionsbelastung. Dies haben bisherige Auswertungen eines inzwischen über drei Jahre dauernden Forschungsprojektes in Baden-Württemberg ergeben, teilte Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser am 5. Januar in Stuttgart mit.

Aufruf für Umwelt-Städtepartnerschaften

(PM) Städte und Gemeinden, die Partnerschaften zu Kommunen im Ausland pflegen, sollen sich 1988 zu Botschaftern für ein internationales Umweltverständnis machen. Dazu hat jetzt die «Stiftung Europäisches Naturerbe» aufgerufen. Wie der Präsident der Stiftung, Claus-Peter Hutter, mitteilte, könnten die zahlreichen Städtepartnerschaften durch ein breites Engagement für Natur und Umwelt über Ländergrenzen hinweg eine neue Qualität erreichen.

Der Rückgang vieler Zugvogelarten, die Zunahme der Luftschadstoffe und die bedrohliche Gewässerverschmutzung zeige überdeutlich – so C.-P. Hutter –, daß die Naturbewahrung keine Ländergrenzen kennen dürfe. So wie jedem Schulbuch zu entnehmen sei, daß ganz Europa ein gemeinsames kulturelles Erbe verwalte, müsse deutlich gemacht werden, daß die Naturgüter als ökologisches Erbe aller Europäer nur durch internationale Anstrengungen in das nächste Jahrtausend gerettet werden können.

Durch Schüleraustausch, Biotop-Partnerschaften, Ausstellungen und einen breiten Erfahrungsaustausch zum kommunalen Umweltschutz könnten die Gemeinden mit Städtepartnerschaften einen wertvollen Beitrag zu einem europäischen Umweltbewußtsein leisten, so die «Stiftung Europäisches Naturerbe». Der Präsident der Stiftung, C.-P. Hutter, würdigte dabei die 3000 Einwohner zählende baden-württembergische Gemeinde Sersheim, die ihrer italienischen Partnerstadt ein Feuchtbiotop geschenkt hat. Damit ist nach Mitteilung der Stiftung erstmals in Europa eine kommunale Umweltpartnerschaft begründet worden, die jetzt auf breiter Ebene Schule machen soll. Die «Stiftung Europäisches Naturerbe» wurde vom über 150 000 Mitglieder zählenden «Bund für Umwelt und Naturschutz» ins Leben gerufen und hat nach eigenen Mitteilungen im ersten Jahr ihres Bestehens Naturschutz-Modellprojekte in Frankreich, Italien, Jugoslawien und Deutschland initiiert.

Rebflurbereinigung in Roßwag geplant

(DBV) Die Serie von Flurbereinigungsverfahren in Weinbaugebieten des Kreises Ludwigsburg reißt nicht ab. Das neueste geplante Verfahren zielt auf eine Reblage im Bezirk Wolfsheulen der Gemeinde Roßwag im Enztal, wie der Kreisverband Ludwigsburg des Deutschen Bundes für Vogelschutz (DBV) von der Bezirksstelle für Naturschutz erfuhr. Dieses Gebiet stellt eine der letzten nicht flurbereinigten Rebflächen im Landkreis dar. Die geplanten Eingriffe würden eine Zerstörung kleinräumig strukturierter Landschaft und eine deutliche Intensivierung in der Bewirtschaftungsweise bedeuten. Hierdurch wären insbesondere erhebliche Beeinträchtigungen für zwei angrenzende Naturschutzgebiete zu befürchten. Ziel des Flurbereinigungsverfahrens im Bezirk Wolfsheulen in Roßwag ist unter anderem die Erweiterung der vorhandenen Rebfläche. Dabei soll ein bisher mit hochstämmigen Obstbäumen und Gebüsch bewachsenes Gebiet ebenfalls in Weinanbaufläche umgewandelt werden. «Ein bei den vorhandenen EG-Überschüssen an Wein völlig unverständliches Vorhaben», so Dr. Klaus Ruge, Vorsitzender des DBV-Kreisverbandes Ludwigsburg. Gerade kleinräumig strukturierte Landschaftsteile wie dieses Gebiet, so Dr. Ruge weiter, sind in unserem Land wichtige Rückzugsgebiete für seltene Tier- und Pflanzenarten. Naturschützer weisen im Zusammenhang mit der laufenden Aktion Schmetterling auf Vorkommen des seltenen Segelfalters in dem genannten Abschnitt des Enztals hin.

Die betroffenen Rebflächen werden derzeit extensiv und damit weitgehend umweltverträglich bewirtschaftet. So wird gerade dieser Teil der Kulturlandschaft im Einklang mit dem menschlichen Einfluß zu einem wertvollen Lebensraum. Trockenmauern, Lebensräume für Eidechsen, wechseln mit kleinen Gebüschgruppen. Hier leben noch Vögel, Insekten und Reptilien. Die direkt angrenzenden Naturschutzgebiete Enzaue und Roter Rain würden durch Auswir-

kungen einer intensiveren Bewirtschaftung erheblich beeinträchtigt. So wäre die Vegetation des Gebiets Enzaue durch Stickstoffauswaschungen aus der Reblage in ihrer Eigenart bedroht. Ähnliches drohte der Steppenheidevegetation des Gebiets Roter Rain, der als ehemalige Schafweide für mosaikartige Standortverhältnisse und Wiesenauarakter bekannt ist.

Ähnlich wie Ende 1986 am Hohen Spielberg im Kirrbachtal alte Rebfläche ihres landschaftsprägenden Charakters beraubt wurde, droht hier in Roßwag einem weiteren vielgestaltigen Lebensraum das endgültige Aus. Der DBV fordert den Verzicht auf ein geplantes Flurbereinigungsverfahren, das keine Rücksichtnahme auf Zusammenhänge zwischen Lebensgemeinschaften in unserer Landschaft kennt.

«Monudoc» soll bei der Denkmalpflege helfen

(Isw) Die Denkmalpflege in der Bundesrepublik soll jetzt durch modernste Datentechnik effizienter werden. Wie das Kunstmagazin «art» in seiner März-Ausgabe berichtet, entwickelt das Informationszentrum Raum und Bau der Fraunhofer Gesellschaft zur Zeit in Stuttgart das Pilotprojekt «Monudoc». Es soll der Koordinierung von Forschungsvorhaben, vor allem aber der Erhaltung und Sanierung historischer Bausubstanz dienen.

Die neu eingerichtete Datenbank wird mit Informationen aus der Fachliteratur, Fakten aus Arbeitsberichten von Architekten und Handwerkern, Produktionsbeschreibungen der chemischen Industrie und Expertenaussagen gefüttert. Auch Vergleichsbeispiele zu Restaurierungsmethoden bereits durchgeführter Projekte sind dort gespeichert. Dadurch soll künftig verhindert werden, daß aufwendige Restaurierungsarbeiten, wie in der Vergangenheit nicht selten, zu unübersehbaren Nachfolgeschäden führen. Die Datenbank wird voraussichtlich Ende des Jahres allen Fachleuten der Denkmalpflege zur Verfügung stehen.

Fünf neue Golfplätze in der Region Franken?

(TZ) Wird die Region Franken ein Dorado für Golfspieler? In Bad Rappenau-Zimmerhof, Möckmühl-Züttlingen, Schwäbisch Hall-Sulzdorf, Rosengarten-Sanzenbach und Wolpertshausen sind gleich fünf 9-beziehungsweise 18-Loch-Golfplätze geplant oder in der Diskussion.

Im Planungsausschuß des Regionalverbandes Franken wurde im Dezember 1987 im Rahmen einer nichtöffentlichen Sitzung in Hardthausen die Meinung der politischen Gremien abgeklopft. Dabei kam man zu einem überraschenden Ergebnis: «Nicht zuletzt aus agrarpolitischen Gründen» bekannten sich die Parteienvertreter, auch die Fraktion der Grünen, mehrheitlich positiv zu dieser Golfplatzplanung.

Dabei wurde deutlich die Auffassung vertreten, die neuen Golfplätze nicht zu kleinflächig anzulegen, um innerhalb der Anlagen ökologisch-gestalterische Maßnahmen durchführen zu können.

Die Anlage eines 18-Loch-Golfplatzes (50 bis 80 Hektar) – für eine 9-Loch-Anlage benötigt man eine Fläche zwischen 25 und 30 Hektar – kostet etwa drei Millionen Mark. Unterhalt und Pflege verursachen Kosten in Höhe von 350 000 bis 400 000 Mark jährlich. Außerdem sollten nach Ansicht der Planer für eine 18-Loch-Anlage 60 bis 80 Parkplätze zur Verfügung stehen. «Als Kurstadt kann uns nichts Besseres passieren,» meinte Bürgermeister Gerd Zimmermann (Bad Rappenau). Das Areal beim Zimmerhof sei das ideale Gelände für eine 18-Loch-Anlage, werde doch aus ödem Ackerland eine grüne Insel geschaffen. Vom Eigentümer und vom Bewirtschafter (Südzucker AG) seien keine Widerstände zu erwarten.

Zur Zeit sind in der Region Franken drei Golfplätze in Betrieb: Bad Mergentheim (9-Loch-Anlage), Neckarwestheim-Liebenstein (18-Loch-Anlage) und Öhringen-Friedrichsruhe (9-Loch-Anlage). Dieser Golfplatz soll in absehbarer Zeit erweitert werden.



Erhältlich in Ihrer Buchhandlung



Wandern und dabei Märchen erleben – ist das heutzutage noch möglich? Gibt es in unserem Land überhaupt noch „Märchenorte“?

Es gibt sie – vielleicht sind es nicht mehr dieselben Orte wie früher. Der sagenumwobenen Landschaften haben sich zumeist Fremdenverkehr und Tourismus bemächtigt und dabei oft die kleinen Nixen, Wassermännle, Baumwichtel und Gnomen vertrieben, die – wie in vielen Märchen erzählt wird – einst bei den Menschen zu Gast waren. Eine Welt ohne Märchen ist eine kalte Welt. Die Autoren haben sich auf Wanderungen inspirieren lassen, haben sich in die Geheimnisse stiller Plätze – einer Quelle, eines Sees oder Teichs, einer Felsgruppe, einer Waldlichtung, eines Bach- oder Wiesentals – vertieft und sie zu Schauplätzen neuer Märchen gemacht.

Zum Märchen-Erwandern braucht man offene Augen, Phantasie und die Bereitschaft für stille Erlebnisse in der Natur. Die in diesem Büchlein erzählten Märchen haben ihren Schauplatz jeweils am Ziel einer Wanderung. Dort können sie Kindern vorgelesen werden, oder die Kinder können durch Lesen oder Erzählen schon vorher neugierig auf das Wanderziel gemacht werden.

Die Geschichten enthalten meist auch ein wenig Lehrstoff. Berufe, die einst in unserer Region heimisch waren, leben in Märchen weiter. So führen einzelne Märchen in eine Töpfer-, eine Glasbläserwerkstatt, zu den Schindelmachern, zu einem Schwarzwälder Uhrmacher, zu einer Köhlererei oder in den Stollen eines Erzbergwerks. Deshalb wird auch auf Museen hingewiesen, in denen das in den Märchen und auf den Wanderungen Erfahrene vertieft werden kann.

Ingeborg und Heinz-Dieter Pilgram

MÄRCHENWANDERUNGEN

in Baden-Württemberg. 275 Seiten mit 30 Kartenskizzen und 38 Kinderzeichnungen, zum Teil in Farbe. Kunstleinen DM 29,80. Konrad Theiss Verlag Stuttgart.

Erlebte Geschichte auf fünfzig Ausflügen zu schwäbischen Sehenswürdigkeiten, Museen, Gedenkstätten und Naturdenkmälern

Geschichte und Geschichten erzählt Gunter Haug an den Zielpunkten seiner Ausflüge in die Vergangenheit Schwabens: Geschichten über Sehenswürdigkeiten aller Art – bekannte und weniger bekannte historische Stätten, Gedenkstätten, Museen und Naturdenkmale. Er erzählt von sagenhaften und historischen Gestalten, von Herren und Untertanen, von Dichtern und Denkern, von Berühmten und Namenlosen, von ernsten und kuriosen Begebenheiten.

Fünfzig Ziele hat sich Gunter Haug ausgesucht und aufgesucht, Ziele mit weit zurückliegender Geschichte wie die Vogelherdhöhle im Lonetal und die Heuneburg an der oberen Donau, aber auch Ziele mit sehr naher, betroffen machender Geschichte wie den jüdischen Friedhof von Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb und den Stuttgarter Birkenkopf.

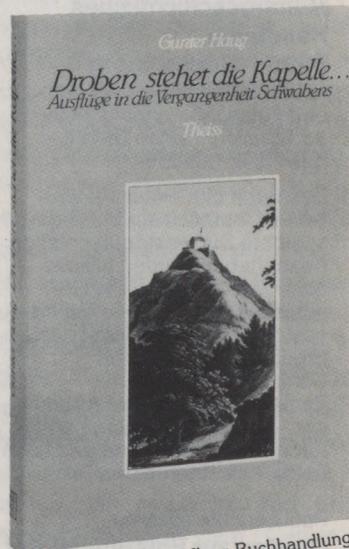
Doch es sind gar nicht immer die großen Ereignisse, die bekannten Namen, die berühmten Ausflugsziele, die den schönsten Erzählstoff bieten – gerade auch die fast unbekannteren kleinen Begebenheiten machen den Reiz aus, erzeugen die Spannung, die nötig ist, um gerne zu hören und zu lesen, was denn hier, an dieser Stelle, einst passiert ist.

Dieses Buch will nicht führen, sondern verführen – zur Beschäftigung mit der in diesem Lande auf Schritt und Tritt begegnenden Geschichte.

Gunter Haug

Droben stehet die Kapelle...

Ausflüge in die Vergangenheit Schwabens. 190 Seiten mit 15 Federzeichnungen. Kunstleinen DM 29,80. Konrad Theiss Verlag Stuttgart.

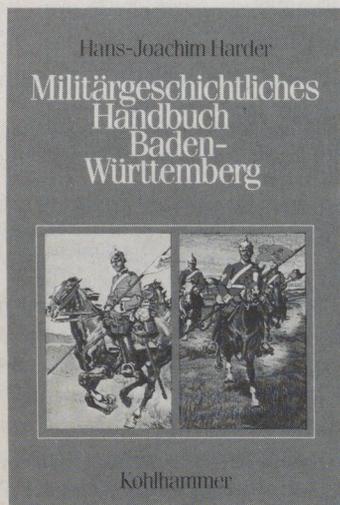


Erhältlich in Ihrer Buchhandlung



Badenia Württembergica

Neuerscheinungen/Neuauflagen 1987/88



Hans-Joachim Harder
Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg
 1987. 387 Seiten mit 167 Abb. und Fotos, 50 Karten u. Pläne, 35 Tabellen. Leinen DM 64,- ISBN 3-17-009856-X

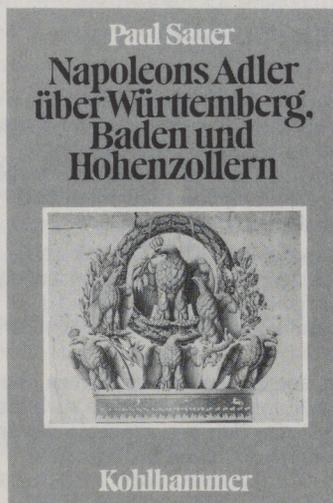
Das Buch gibt einen ausführlichen Überblick zur Militärgeschichte Südwestdeutschlands. Beschrieben werden militärische Zweckbauten, die Geschichte der einzelnen Garnisonen, Verlauf und historisches Ergebnis der einzelnen Schlachten. Zahlreiche informative Abbildungen – Gemälde, Stiche, Karikaturen, Dokumente, alte und neue Fotos – illustrieren den Text.

Paul Feuchte (Bearb.)
Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg
 2. Teil: Verfassungsberatungen von Juni bis Oktober 1952 1988. XX, 756 Seiten Leinen DM 110,- ISBN 3-17-009953-1
 Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945. Hrsg.

von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd. 3
 Im Anschluß an seine fundierte Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg veröffentlicht Prof. Dr. Paul Feuchte eine umfangreiche Sammlung von Quellen zur Verfassungsentwicklung Südwestdeutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg.

Paul Sauer
Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern
 Südwestdeutschland in der Rheinbundzeit 1987. 322 Seiten mit 24 Abb., zum Teil in Farbe Leinen DM 69,- ISBN 3-17-009595-1

In diesem Buch wird erstmalig der Versuch unternommen, die tiefgreifenden geschichtlichen Veränderungen der Napoleonzeit in den südwestdeutschen Ländern Baden, Württemberg und Hohenzollern darzustellen.



Meinrad Schaab
Geschichte der Kurpfalz
 Bd. 1: Mittelalter 1987. 244 Seiten mit 40 Karten, 21 Abb. auf KD-Teil, 10 Abb., 37 Karten. Leinen DM 59,- ISBN 3-17-009800-4

Die wechselvolle Geschichte der Kurpfalz ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr umfassend dargestellt worden. Auf der Grundlage neuester Forschung gibt dieses Werk einen systematischen Überblick über die Entstehung und Entwicklung des Kurfürstentums.

Bernd Friedrich Autenrieth (Bearb.)
Ein Hofrat reist nach Amerika
 Briefe und Berichte Jakob Friedrich Autenrieths und seiner Familie 1794/95 Ca. 160 Seiten mit 8 Seiten Farb- und s/w-Abbildungen Leinen ca. DM 32,- ISBN 3-17-010063-7

Lebendige Vergangenheit, Bd. 11

Konzeption für regionale Freilichtmuseen im Land

(PM) Am 12. Januar 1988 erläuterte der baden-württembergische Minister für Wissenschaft und Kunst Professor Dr. Helmut Engler in Stuttgart die Bedeutung der bäuerlichen Freilichtmuseen, über deren Ausbau der Ministerrat am 11. Januar 1988 abschließend beraten hat. Angesichts der dynamischen Entwicklung der vergangenen 10 Jahre hat die Landesregierung beschlossen, auch in Zukunft sieben regionale Freilichtmuseen zu fördern, auf die Errichtung eines zentralen Freilichtmuseums für das ganze Land aber zu verzichten. Dazu Minister Engler: «Die Entwicklung der vergangenen Jahre und der jetzige Stand der Ausbauarbeiten in den regionalen bäuerlichen Freilichtmuseen haben bestätigt, daß der dezentrale Ansatz als Leitlinie für die Museums- und Kunstkonzeption des Landes auch bei den Freilichtmuseen richtig ist. In das flächendeckende Netz der regionalen Freilichtmuseen sind alle Regionen des Landes einbezogen.»

Der Ministerrat hatte sich 1978 zum ersten Mal mit den Freilichtmuseen im Lande befaßt. Damals war er von den Freilichtmuseen Vogtsbauernhof (Gutach/Schwarzwald), Kürnbach und Wolfegg (Kreis Biberach) und Untermönckheim-Schönenberg (Vorläufer des Freilandmuseums Wackershofen bei Schwäbisch Hall) ausgegangen. Er hatte sich jedoch die Möglichkeit offengehalten, weitere Freilichtmuseen einzurichten.

Nach zehnjähriger Entwicklung gibt es im Land ein flächendeckendes Netz regionaler bäuerlicher Freilichtmuseen, die von Landkreisen oder Vereinen unter kommunaler Beteiligung getragen werden. Der Ausbau der einzelnen Einrichtungen, der teilweise schon weit fortgeschritten ist, wird vom Land finanziell gefördert. Von 1981 bis 1986 geschah das nach einem dreistufigen Konzept, wobei die erste Phase mit 75 %, die zweite mit 50 % und die dritte mit 25 % der zuschufähigen Kosten gefördert wurden, seit 1987 betragen diese Zuschüsse generell 75 % der Kosten.

Zu den Sammlungsschwerpunkten

der einzelnen Museen erklärte der Minister, daß sich alle Freilichtmuseen nicht auf die Darstellung der einzelnen Hauslandschaften beschränken, sondern auch eine Reihe von Sondergebäuden aufnehmen, die entweder durch die individuelle Wirtschaftsform der Einzugsbereiche oder durch allgemein öffentliche Belange bestimmt sind. Zwar sollten sich die Einzugsbereiche der Freilichtmuseen möglichst an bestehenden oder früheren Verwaltungsgrenzen orientieren, sie sollten aber keineswegs eine strenge fachliche Bindung bedeuten. Es werde jedem Freilichtmuseum zugestanden, in einzelnen Exemplaren auch Häuser aufzunehmen, die zwar nicht aus dem eigenen Sammelbereich stammen, deren Verbreitung aber in den eigenen Einzugsbereich hineinreiche.

Neuerscheinung: Das Waldseer Liederbuch

(lsw) Die Schwäbische Bauernschule des Landesbauernverbandes für Württemberg und Hohenzollern in Bad Waldsee hat ein «Waldseer Liederbuch» herausgegeben. Die von Kursteilnehmern angeregte, im Verlag Schwäbischer Bauer erschienene Liedsammlung steht in der Tradition der Heimvolkshochschulen und eines vor 35 Jahren von der Schule initiierten Liederbuchs.

Auf 304 Seiten im Format DIN A 5 bringt die Sammlung in 14 Kapiteln rund 300 Lieder aller Sparten und für verschiedenste Interessen. Sie unterscheidet sich von anderen durch die Aufmachung. Alle Texte und Noten sind nicht maschinell gesetzt, sondern handgeschrieben. Neben Heimatliedern und Volksweisen enthält das Werk auch politische Lieder gegen Unrecht aus Geschichte und Gegenwart, ferner Seemanns- und internationale Volkslieder, daneben auch Tischkanons und geistliche Lieder. Eine Besonderheit sind teils vergessene und wiederentdeckte schwäbische Mundartlieder und Tänze.

«Waldseer Liederbuch», Schwäbische Bauernschule Waldsee, Verlag Schwäbischer Bauer, Ravensburg, 304 Seiten, 14,90 Mark.

Denkmalstiftung will Götzenburg fördern

(lsw) Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg will Umbaumaßnahmen auf dem Schloß Achberg im Landkreis Ravensburg und auf der Götzenburg in Jagsthausen (Kreis Heilbronn) fördern. Auf einer Sitzung des Kuratoriums der Stiftung am 9. Februar in Stuttgart seien Fördermittel in Höhe von 900 000 beziehungsweise 700 000 Mark für die Erhaltung der «kulturhistorisch wertvollen» Schlösser bereitgestellt worden, sagte Innenminister Dietmar Schlee als Vorsitzender des Kuratoriums.

Das Schloß Achberg, ein ehemaliges Deutschordensschloß, soll laut Schlee vom Landkreis erworben, baulich gesichert und später der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Insgesamt seien hierfür rund 4,3 Millionen Mark notwendig, die zu einem Großteil aus Landesmitteln bestritten würden. Die Erhaltung der Götzenburg, bekannt durch die jährlichen Burgfestspiele, kostet nach Angaben der Denkmalstiftung im ersten Bauabschnitt 2,3 Millionen Mark.

Insgesamt hat die Denkmalstiftung Baden-Württemberg seit ihrer Gründung im Juni 1985 Förderzusagen in Höhe von 7,4 Millionen Mark für 71 Erhaltungsmaßnahmen gegeben. So wurde im vergangenen Jahr unter anderem beschlossen, das Wasserschloß Erkenbrechtshausen bei Crailsheim mit 200 000 Mark, das Palais Adelman bei Ellwangen mit 500 000 Mark und die ehemalige Konstanzer Paulskirche mit 450 000 Mark zu fördern. In diesem Jahr will die Stiftung vier Millionen Mark für Fördermaßnahmen zur Verfügung stellen und so staatliche und private Maßnahmen auf dem Gebiet der Denkmalpflege unterstützen.

Wie Innenminister Schlee betonte, werden der Stiftung bis zum Jahr 1996 über 70 Millionen Mark an Landesmitteln zufließen. Hiervon sollen 50 Millionen Mark für die Bildung des Stiftungskapitals und 20 Millionen für die Förderung laufender Vorhaben verwendet werden.

Bauernkriegsmuseum in Böblingen eröffnet

(lsw) Der Truchseß Georg von Waldburg, «Bauernjörg» genannt, fügte am 12. Mai 1525 etwa 15 000 rebellierenden Bauern aus Württemberg, dem Schwarzwald und dem Hegau bei Böblingen eine vernichtende Niederlage zu. Traurige Bilanz: 3000 Menschen verloren ihr Leben. «Mit der Böblinger Schlacht begann die Serie der Bauernniederlagen im Deutschen Reich», erzählt Günter Scholz, Leiter des ersten «Deutschen Bauernkriegsmuseums» in Böblingen. Diesem «dramatischsten Ereignis in der mehr als 700jährigen Geschichte der Stadt» widmet Böblingen ein eigenes Museum, das am 26. Februar eröffnet wurde.

Im Herbst wird im schwäbischen Weinstadt-Beutelsbach ein weiteres Bauernkriegsmuseum eröffnet. Es befaßt sich mit den Reformbewegungen des «Armen Konrad» im Remstal.

In der 1593 erbauten Zehntscheuer am Böblinger Schloßberg sind zunächst 300 Quadratmeter Ausstellungsfläche für das Bauernkriegsmuseum vorgesehen. Über die Schlacht, die auf Höhe der Autobahn A 831 zwischen Sindelfingen und Böblingen tobte, gibt es nicht einmal ein Schlachtenbild. Erst im 19. Jahrhundert tauchen Historienbilder auf.

Neben historischen Rüstungen aus dieser Zeit gibt es viele Flug- und Streitschriften. Die von Jakob Ramming 1525 in Augsburg gedruckten «Zwölf Artikel» sind eine Besonderheit. Der Kürschnergeselle Sebastian Lotzer aus Memmingen hatte in dieser bäuerlichen Programmschrift unter anderem die Abschaffung der Leibeigenschaft gefordert. Martin Luther, auf den die aufbegehrenden Bauern ihre Hoffnung gesetzt hatten, enttäuschte und verfaßte statt dessen die Schrift «Wider die räuberischen und mörderischen Horden der Bauern».

Die Bauernerhebung begann am Hochrhein und weitete sich bis nach Thüringen und nach Slowenien aus. Günter Scholz plant in zwei Jahren ein großes wissenschaftliches Kolloquium zur Bauernkriegsproblematik. Seine bisherigen Forschungen führ-

ten ihn in Archive bis ins steirische Graz und ins slowenische Ljubljana. Die Bauernerhebung, der historischen Quellen zufolge zwischen 75 000 und 100 000 Menschen zum Opfer fielen, wird auch als erste frühbürgerliche Revolution gesehen. Erst als der «Bauernjörg» sich Zutritt zum kleinen Städtchen Böblingen verschaffen konnte, kam der Schwäbische Bund gegen die aufständischen Bauern zu einigen Vorteilen. Mit seinem 7500 Mann starken Heer war er vom Schönbuch her auf die zwischen Böblingen und Sindelfingen lagern den Bauern zumarschiert. Seine Hauptwaffe, eine 1500 Mann starke Kavallerie, konnte er zunächst nicht einsetzen. «Es darf nicht vergessen werden, daß die Bauern nicht nur mit Äxten und Sensen bewaffnet waren. Sie hatten auch einige Zeughäuser geplündert», betonte Günter Scholz. Von dem 500 Meter hoch gelegenen Schloßberg verschaffte sich der «Bauernjörg» den notwendigen Überblick. Die Bauern hatten sich, nördlich von Böblingen, auf dem gegenüberliegenden Goldberg auf Sindelfinger Markung in einer Wagenburg verschanzt. Im Böblinger Bauernkriegsmuseum ist die eigentliche Schlacht mit 1200 Zinnfiguren in einem sechs Quadratmeter großen Diorama dargestellt.

Wurzacher Leprosenhaus wurde erhalten

(StZ) In seinen ältesten Teilen stammt das Wurzacher Leprosenhaus, in dem einst Aussätzige untergebracht waren, eine eindrucksvolle Stätte lebendiger Sozial- und Kulturgeschichte für die weite Umgebung, aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Im Jahr 1696 wurde es neu gebaut, vorher aber mehrmals verändert. Als Einrichtung zur Pflege der «armen Sondersiechen allhier zu Wurzen vor der statt auf dem Berg bei Unserer Lieben Frawen Capellen» wird es in Urkunden des 16. Jahrhunderts genannt. Später diente es als Unterschlupf für arme Leute.

In sechsjähriger Renovierungsarbeit wurde mit einem Aufwand von 1,6 Millionen Mark das ehemalige Leprosenhaus vor dem Verfall gerettet. Es

ist nun ein im Südwesten wohl einmaliges kultur-, sozial- und medizinhistorisches Baudokument. Aus Angst vor Ansteckung mit der damals unheilbaren Krankheit, die man als Strafe empfand, wurden die Aussätzigen aus den Städten getrieben. Man übergab den aus der Gesellschaft Ausgestoßenen einen dunklen Siechenmantel, Hut, Handschuhe und einen Bettelsack samt Siechenklapper. Damit mußten sie sich auf ihren Bettelzügen an die Ortsränder schon von weitem zu erkennen geben.

Nach einer Siechenordnung von 1578 mußten sich waldburgische Untertanen und Wurzacher Bürger, die aussatzverdächtig waren, einer geschworenen Kommission von Ärzten und Badern stellen, die einen «Schaubrief» ausstellten. Wurde der Untersuchte als leprakrank befunden, so wurde er unter ergreifendem Zeremoniell aus der Gesellschaft ausgestoßen. Mehrere Deckengemälde in der Kapelle befassen sich – auch in ihren Inschriften – mit dem Schicksal der Aussätzigen.

Der Wohnteil bot 15 Leprakranken Unterkunft. Dort wurden laienhafte Malereien als einziger Schmuck entdeckt und ein acht Meter tiefer Ziehbrunnen, aus dem die Kranken das Wasser schöpften. Die Außenanlagen wurden als Streuobstwiese, Küchenheilkräuter- und Beerengarten angelegt.

Jetzt soll das an der Straße nach Bad Waldsee auf einer Anhöhe gelegene, weithin sichtbare Leprosenhaus im wesentlichen kulturellen Zwecken dienen. Gedacht ist an kleine Konzerte, Dichterlesungen, eine Ausstellung «Lepra einst und heute». Zwei Räume jedoch sollen an den Moormaler Sepp Mahler erinnern, der als Kind armer Leute im Jahr 1901 im Leprosenhaus geboren wurde. In Bild und Wort hat Mahler, als «Prophet im Lande» von seinen Mitbürgern lange verkannt oder gar verlacht, ein Stück Zeit-, Menschen- und Landschaftsgeschichte festgehalten. Jahrelang war er nach eigenem Bekenntnis als «Vagabund» durch ganz Europa gezogen, arbeitete als Holzknecht, Tellerwäscher, Eseltreiber und Fischer und malte oft für ein Stück Brot oder ein Nachtlager.

DB -Touristik '88

Hinaus in die Ferne,
mit den Sonderzügen der **DB**



Die neuen Sonderfahrten-Programme der DB liegen für Sie bereit bei unseren Fahrkartenschaltern. Sie beinhalten viele schöne Fahrten in herrliche Wandergebiete. Gönnen Sie sich einen schönen Tag und fahren Sie mit!

Hier ein Auszug aus dem Programm „Der schöne Tag '88“:

Sonntag, 26. Juni 1988

Von Bondorf (b. Herrenberg) nach Dinkelsbühl zur bayerischen Landesgartenschau

– über Stuttgart, Unterwegszustieg bis Gaildorf –

Mittwoch, 3. August 1988 Familien-Feriensonderzug

Von Gaildorf-West nach Prien am Chiemsee in Oberbayern

– über Stuttgart, Unterwegszustieg bis Göppingen –

Dienstag, 9. August 1988 Familien-Feriensonderzug

Von Kornwestheim nach Titisee im Hochschwarzwald

– über Karlsruhe/Freiburg (Höllental, Unterwegszustieg bis Mühlacker –

Sonntag, 28. August 1988

Von Plüderhausen nach Bad Ems zum Blumenkorso

– über Stuttgart, Unterwegszustieg bis Mühlacker –

Sonntag, 4. September 1988

Von Wilferdingen-Singen nach Prien am Chiemsee in Oberbayern

– über Stuttgart, Unterwegszustieg bis Göppingen –

Nähere Informationen erhalten Sie von unseren Mitarbeitern bei den DB-Fahrkartenausgaben oder DB-Verkaufsagenturen (z. B. DER-Reisebüros).

Mit den besten Wünschen für schöne Fahrten

Ihre **DB** Generalvertretung Personenverkehr Stuttgart
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 20 92-55 80

Mund-Art in der DVA

Einfache Alltagserfahrungen in ihrer Widersprüchlichkeit aufzuzeigen und mit großer Genauigkeit auf den Begriff zu bringen, ist Peter Schlacks Stärke. Seine schwäbischen Geschichten stehen in der Tradition eines Sebastian Blau und eines Martin Lang, deren Gedichte und Geschichten schwäbisches Volksgut geworden sind.

Peter Schlack

Am Schwarzbrot gnuag

Schwäbische
Geschichten



DVA

**Peter Schlack
Am Schwarzbrot
gnuag
Schwäbische
Geschichten
126 Seiten
Mit Zeichnungen
von Martin Pfaender
Gebunden mit
Schutzumschlag
DM 22,-**

DVA

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsprogramm, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:
Türmchenuhr,
Süddeutschland, um 1550
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Württembergische Versicherungen

Kreis und Gemeindewappen in Baden-Württemberg

Kommunalheraldik in fünf Bänden
Herausgegeben von der Landesarchiv-
direktion Baden-Württemberg

- Die erste Zusammenfassung und Darstellung aller derzeit gültigen Kommunalwappen.
- Alle Kreis- und Gemeindewappen sind farbig abgebildet.
- Jedes Wappen bzw. jede Flagge wird in den Farben, einzelnen Bestandteilen und deren Anordnungen beschrieben.
- Die „redenden Figuren“ werden gedeutet und im historischen Zusammenhang erklärt.
- Wichtig für die Gemeinde- und Handbibliothek des Bürgermeisters.
- Aufschlußreich für den an Landes- und Kulturgeschichte Interessierten.
- Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Heraldiker, Siegelkundler, Archivare und Symbolforscher.

Zur Subskription:

Die Bände 1–4 können als Gesamtwerk subskribiert werden. Der Subskriptionspreis für Band 1 beträgt DM 39,-, für Band 4 DM 36,-.

Der Subskriptionspreis für die anderen Bände ist **jeweils ca. 20% geringer** als der Normalpreis.

Der Subskriptionspreis verpflichtet zur Abnahme der Bände 1–4.

Die Bände 2 und 3 erscheinen innerhalb von zwei Jahren. Vorbehaltlich der allgemeinen Preisentwicklung wird der Gesamtschubskriptionspreis (4 Bde.) des Werkes ca. DM 150,- betragen.

Band 1: Regierungsbezirk Stuttgart
155 Seiten mit 13 Stadt- und Landkreiswappen. 341 Gemeindewappen. 16,5 x 24 cm. Leinen DM 49,-.
Bearbeitet von Oberamtsrat a.D. Heinz Bardua mit einer Einführung von Prof. Dr. Eberhard Gönner, Präsident a.D. der Landesarchivdirektion.

Band 4: Regierungsbezirk Tübingen
126 Seiten mit 9 Stadt- und Landkreiswappen. 254 Gemeindewappen. 16,5 x 24 cm. Leinen DM 45,-.
Bearbeitet von Oberamtsrat a.D. Heinz Bardua mit einer Einführung von Prof. Dr. Eberhard Gönner, Präsident a.D. der Landesarchivdirektion.

KREIS- UND GEMEINDEWAPPEN IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Band 1 Regierungsbezirk Stuttgart



Theiss

In Vorbereitung:

Band 2: Regierungsbezirk Karlsruhe
Ca. 140 Seiten mit 12 Stadt- und Landkreiswappen. 211 Gemeindewappen. Bearbeitet von Oberstaatsarchivrat Dr. Herwig John.

Band 3: Regierungsbezirk Freiburg
Ca. 170 Seiten mit 9 Stadt- und Landkreiswappen. 301 Gemeindewappen. Bearbeitet von Oberstaatsarchivrat Dr. Herwig John.

Band 5: Geschichte der kommunalen Wappen

Mit diesem fünften Band erhalten Sie eine wertvolle Ergänzung zu den Einzelbänden der vier Regierungsbezirke.

Die wesentlichen Bestandteile der Einzelbände sind zusammengefaßt und werden in größeren Zusammenhängen erläutert.

So werden eingehend die Quellen der Gemeindewappen, deren Siegel bis ins 12. Jh. zurückreichen, oder Wappenverleihungen durch Kaiser und andere Adelsträger anschaulich und interessant beschrieben.

Dieser Band erscheint ca. ein Jahr nach Erscheinen des letzten Bandes und kann vorab zur Subskription bestellt werden.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Ministerium stellt sich Ausstellung-Kritik

(lsw) Die beiden großen Stuttgarter Ausstellungen des vergangenen Jahres, «Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons» und «Exotische Welten – Europäische Phantasien», bewegen noch immer die Gemüter der Politiker. Obwohl in beiden Fällen die Besucherzahlen weit hinter den Erwartungen blieben (jeweils nur etwa 200 000 Besucher) und große Löcher in die Kassen gerissen wurden, bezeichnete das Kunstministerium es im Februar als «unangemessen», von einem Mißerfolg zu sprechen.

Die Ausstellungen, heißt es in der Antwort auf eine SPD-Anfrage, hätten «kulturpolitisch bedeutende und dabei schwierig zu vermittelnde Themen» aufgegriffen und sie «in gelungener Weise dargestellt». Es sei eben eine «verengte Betrachtungsweise», den Erfolg oder Mißerfolg einer Ausstellung nur nach quantitativen Aspekten zu beurteilen. Dies werde den Dingen nicht gerecht.

Zwar räumt das Kunstministerium ein, daß man bei der Exotik-Ausstellung mit mehr Besuchern gerechnet habe und die Veranstalter auf 11 500 von rund 18 000 Exemplaren des Hauptkatalogs sitzen geblieben seien. «Vorsichtiger Optimismus» sei jedoch angebracht: Die erheblichen Restbestände könnten voraussichtlich über einen gewissen Zeitraum hinweg im Nachkataloggeschäft abgesetzt werden. Immerhin werde der Hauptkatalog inzwischen als Standardwerk zum Thema Exotismus angesehen.

Warum die Napoleon- und die Exotik-Ausstellung hinter den Veranstaltererwartungen blieben, weiß das Kunstministerium letztlich auch nicht zu sagen. Auf jeden Fall aber sei der immer wieder vorgebrachte Vergleich mit der großen Stauer-Ausstellung von 1977 (700 000 Besucher) «nicht sachgerecht». Denn immerhin sei diese Erfolgs-Ausstellung von einer «stark emotionalen Komponente» gespeist gewesen (Sehnsucht nach dem Mittelalter). Während dort eine «Fülle kostbarster Objekte» die Besucher in Scharen anlockte, habe es bei der Napoleon-Ausstellung eben «keine gro-

ßen Kunstwerke von sensationellem Rang» gegeben. Und das lag nach Meinung des Kunstministeriums daran, daß «die geschichtliche Epoche und ihr Raum keine außergewöhnliche Ergiebigkeit» aufwiesen. Schwer «ergründbar» scheint es dem Ministerium, warum Erwartungen und tatsächliche Besucherzahlen bei Ausstellungen oft so weit auseinandergehen. Mögliche Erklärung: Die Schwaben sind in den vergangenen Jahren so mit Kultur überhäuft worden, daß sie jetzt gesättigt sind.

Landesnaturschutzverband beurteilt Bauleitpläne

(LNV) Die Neufassung der baurechtlichen Bestimmungen im Baugesetzbuch (BauGB) hat den Landesnaturschutzverband veranlaßt, eine Anleitung zur Beurteilung von Bauleitplänen aus der Sicht des Natur- und Landschaftsschutzes zu veröffentlichen. Diese Anleitung soll in erster Linie den ehrenamtlich tätigen Mitarbeitern des Landesnaturschutzverbandes und dessen Mitgliedsverbänden bei der Ausarbeitung von Stellungnahmen zu Bauleitplänen helfen. Sie vermittelt allgemein verständlich Kenntnisse der wesentlichen Rechts- und Verwaltungsbestimmungen für die Beurteilung von Bauleitplänen aus ökologischer Sicht und reduziert den Paragraphendschungel des Baugesetzbuches auf die für den Natur- und Landschaftsschutz wichtigen Bestimmungen. Zum besseren Verständnis sind bei den einschlägigen Paragraphen die umweltrelevanten Änderungen und die Änderungen im Verfahrensrecht bei der Bauleitplanung gegenüber dem bisherigen Recht erläutert.

Der Anleitung angeschlossen sind:
– Wichtige Gesichtspunkte aus der Praxis des Natur- und Landschaftsschutzes zur Bauleitplanung und zu Einzelbauvorhaben im Außenbereich
– Erfordernisse des Naturschutzes in der grünen Bauleitplanung.

Der Landesnaturschutzverband erwartet, daß die Beanspruchung bisher freier Landschaft für bauliche Vorhaben auf ein verantwortbares Mindestmaß zurückgeht.

Evangelisch-theologische Seminare in Württemberg

(PM) Die Geschichte der Evangelisch-theologischen Seminare in Württemberg ist das Thema eines Buches, an dem Professor Dr. Otto Borst von der Universität Stuttgart und Dr. Ulrich Ott, Direktor des Schiller-Nationalmuseums in Marbach, zur Zeit arbeiten. Es soll im Frühjahr 1989 in der Edition Erdmann, in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, erscheinen. Die beiden Autoren suchen noch weiteres Material zum Leben und Alltag in den vier Seminaren Schöndal, Maulbronn, Blaubeuren und Urach: Vor allem Bilder, Briefe, Erinnerungen ehemaliger Seminaristen und sonstige Dokumente – oder Hinweise auf solche Dokumente –, besonders auch aus der Zeit vor 1900. Manches davon könnte sich in Privatbesitz befinden, z. B. bei den Familien ehemaliger Seminaristen. Die Autoren bitten die Leser, ihnen solches Material für eine begrenzte Zeit zur Verfügung zu stellen, zur Auswertung und ggf. zur Veröffentlichung. Bitte schicken Sie diese Unterlagen direkt an Professor Dr. Otto Borst, Mozartweg 32, 7300 Esslingen. Die Autoren verbürgen sich für den verantwortungsvollen Umgang mit dem zugesandten Material und dessen Rückgabe, und sie danken Ihnen sehr herzlich für Ihre Mitarbeit.

Millionen-Landeszuschuß für Landesmuseum

(PM) Das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat im November 1987 der Stiftung «Landesmuseum für Technik und Arbeit» in Mannheim für das laufende Haushaltsjahr einen weiteren Landeszuschuß in Höhe von knapp 920 000 DM bewilligt.

Damit beläuft sich die Zuwendung des Landes im Haushaltsjahr 1987 auf insgesamt 8,037 Mio. DM. Davon entfallen rd. 4,6 Mio. DM auf den Zuschuß für den laufenden Betrieb und weitere rd. 3,4 Mio. DM auf Zuschüsse für Investitionen.

Die Eröffnung des Museums ist für Ende 1989 geplant.

Forscherin: Das Dorf hat Zukunftschancen

(lsw) Die Sozialwissenschaftlerin Ingrid Kroner von der Universität Stuttgart sieht für das Dorf «gute Zukunftschancen». Meinungsumfragen hätten ergeben, daß nur eine Minderheit von weniger als 20 Prozent der Bevölkerung in der Großstadt leben wolle, sagte Frau Kroner am 27. Januar bei einer Veranstaltung in Albersweiler, an der auch Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser teilnahm. «Dorf ist Heimat», meinte die Wissenschaftlerin, «und in gewisser Weise auch der Stoff, aus dem die Träume sind». Die Wohnqualität des Dorfes sei jedoch nur bei stabilen Rahmenbedingungen zu erhalten, dazu gehörten Arbeitsplätze und eine familien-gerechte Infrastruktur. Minister Weiser hob hervor, das Dorfentwicklungsprogramm der Landesregierung habe zahlreiche Arbeitsplätze auf dem Land gesichert und neue geschaffen.

Höhere Steuern für Kfz ohne Katalysator?

(lsw) Kraftfahrzeuge ohne Abgasreinigung sollten nach Auffassung der Forstkammer Baden-Württemberg in Zukunft drastisch höher besteuert werden. Nur so könne der Staat die Fahrzeughalter zur Umrüstung auf Katalysatoren oder zum Kauf schadstoffarmer Fahrzeuge bewegen, erklärte der Präsident der Forstkammer, Ulrich Maier, bei einer Pressekonferenz im Dezember 1987 in Stuttgart. Die Kammer, in der die kommunalen und privaten Waldbesitzer organisiert sind, wies darauf hin, daß allein in Baden-Württemberg pro Jahr 120 Millionen Mark Waldschäden durch sauren Regen entstünden. Maier zeigte sich enttäuscht über das jüngste Urteil des Bundesgerichtshofs, das einen Entschädigungsanspruch der Waldbesitzer verneint hatte. Schuld an der Misere sei nicht die Justiz, sondern der Gesetzgeber. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß die Kläger, die Stadt Augsburg und ein Schwarzwaldbauer, das Bundesverfassungsgericht anrufen.

Keine Tiefgarage unter dem Ulmer Münsterplatz

(lsw) Ulm verzichtet auf den Bau einer Tiefgarage unter dem Münsterplatz. Dies beschloß der Bauausschuß des Gemeinderates am 26. Januar bei lediglich zwei Stimmenthaltungen. Das seit Jahren diskutierte Projekt in Verbindung mit dem Bau des künftigen Stadthauses an der südwestlichen Ecke des Münsterplatzes war vor allem wegen Sicherheitsbedenken für das Münster umstritten. Ein anderes, ebenfalls seit vielen Jahren umstrittenes städtebauliches Großprojekt soll hingegen verwirklicht werden: Die Untertunnelung der Neuen Straße im Zentrum der Stadt. Dem Bebauungsplan stimmte der Bauausschuß mit Mehrheit zu. Der Plan sieht einen über 600 Meter langen Tunnel für den Individualverkehr vor sowie eine Tiefgarage mit rund 820 Stellplätzen.

Beamtenhaus Nummer 1 darf abgerissen werden

(lsw) Das Stuttgarter Regierungspräsidium hat dem Abbruch des Beamtenhauses Nr. 1 im alten Bad Friedrichshaller Salzbergwerk nach «intensiven Gesprächen» mit Vertretern des Landesdenkmalamtes und der Bundesbahn zugestimmt. Trotz des hohen denkmalschützerischen Wertes des 1905 fertiggestellten Gebäudes sei die Entscheidung aus «überwiegenden Gründen des Straßenbaus» gefallen. Die Zustimmung zum Abriß soll die Beseitigung eines gefährlichen Bahnübergangs im Friedrichshaller Stadtteil Kochendorf und den Bau einer neuen Zufahrtsstraße zum Salzbergwerk ermöglichen. Das 1896 in Kochendorf eröffnete Salzbergwerk ist nach Meinung des Regierungspräsidiums zusammen mit der einheitlichen Gebäudegruppe der «Beamtenhäuser» von entscheidender Bedeutung für Geschichte und Entwicklung der Stadt Bad Friedrichshall. Aus diesem Grund hatte die Behörde noch im September den beantragten Abbruch des Hauses Nr. 5 abgelehnt.

Neuer Lichtschimmer für Kloster Bronnbach

(HSt) Ein neuer Lichtschimmer für das seit Jahren auf wackligen Füßen stehende Sanierungskonzept des Klosters Bronnbach? Der Landrat des Main-Tauber-Kreises, Georg Denzer, ist optimistisch: Die neuen Pläne für ein Tauberfränkisches Archivzentrum im ehemaligen Spital der Klosteranlage liegen auf dem Tisch. Bereits geprüft hat die Forschungsgemeinschaft technisches Glas die altehrwürdige Abtei und ist stark daran interessiert, das ehemalige Stall- und Wohngebäude im Ökonomiebereich in ein Forschungsinstitut umzuwandeln. Wurde bisher damit geliebäugelt, in dem mittelalterlichen Gemäuer eine Tagungsstätte für Handwerker unterzubringen, so hat sich jetzt das Blatt gewendet. Nach Absage der baden-württembergischen Handwerkskammern werden in Wertheim neue Pläne geschmiedet: «Wenn alles klappt, stellt die Kombination, Staatsarchiv und naturwissenschaftliches Forschungszentrum eine ideale Ausgangsbasis dar, für eine wissenschaftliche Fortbildungsstätte gleich dem Kloster Schöntal», erklärt Denzer.

Schwarzwaldverein will Verbandsklagerecht

(lsw) Der Schwarzwaldverein drängt erneut auf ein Verbandsklagerecht in Naturschutzbelangen. Er forderte am 17. Februar in Freiburg die Parteien auf, in der neuen Legislaturperiode dem Landesnaturschutzverband die Möglichkeit zu geben, vor dem Verwaltungsgericht gegen Maßnahmen zu klagen, die nach seiner Auffassung das Naturschutzrecht verletzen. Dieses Klagerecht steht in Baden-Württemberg bisher nur unmittelbar betroffenen Personen wie beispielsweise Grundeigentümern zu. Der Schutz der Natur dürfe jedoch nicht davon abhängig sein, daß ein Einzelner seine Interessen verletzt sehe und darum klage, meinte Vereinspräsident Hermann Person vor Journalisten.



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
Charlottenplatz 17 II, 7000 Stuttgart 1

GESCHENK - GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT ODER EIN ABONNEMENT

IM JAHRE _____

FÜR _____

IN _____

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

GESCHÄFTSFÜHRUNG

H. Hamann
VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES



Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Jahreszahlung.

Geschenke, die Freude bereiten ...

Das ist er, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten auf einfache Weise eine Freude bereiten können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so! Schließlich hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas davon: allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee.

Ein solcher Gutschein ist zudem auch ganz einfach zu erhalten. Sie füllen nur das auf dieser Seite unten abgedruckte Formular aus und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 32,- (einen Jahresbetrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gerne auch weitere Formulare zu oder bearbeiten formlose Bestellungen, vorausgesetzt sie enthalten alle nötigen Angaben. Sobald die Anmeldung und Zahlung bei der Geschäftsstelle eingetroffen sind, bekommen Sie den Gutschein zugesandt und können ihn dem Beschenkten überreichen. Zugleich erhalten Sie eine Spendenbescheinigung. Sie sehen, es ist an alles gedacht.

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie automatisch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/II
7000 Stuttgart 1

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ _____

Wohnort _____

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19____ auf den Namen:

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ _____

Wohnort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Tuffsteinwerk wurde Naturschutzgebiet

(lsw) Der Bereich um das frühere Tuffsteinwerk in Reutlingen-Gönningen steht jetzt unter Naturschutz. Das Regierungspräsidium Tübingen hat die Ausweisung des Areals «Taubenäcker» als 13. Naturschutzgebiet im Kreis Reutlingen und 140. im Bezirk angeordnet. Das mit zehn Hektar relativ kleine Gebiet weist wegen des engen Beieinanders verschiedenster Lebensräume einen besonders großen Tier- und Pflanzenartenreichtum auf.

Neben einem naturnahen Wasserlauf – der Wiesaz – mit Steilufern und Auwald gibt es alte Streuobstwiesen, Quellhorizonte, feuchte und nasse Wiesen, natürliche Waldränder sowie mit Pionierpflanzen bewachsene sogenannte Ruderalflächen (Schuttplätze, Wegränder). Dies stellt laut Präsidium «einen fast idealen Lebensraum» für eine Vielzahl vom Aussterben bedrohter Tier- und Pflanzenarten dar.

Um diesen breitgefächerten Lebensraum als Tier- und Pflanzen-«Eldorado» langfristig zu erhalten, wurden das Verlassen der Wege, der Umbruch von Grün- in Ackerland, das Düngen und der Einsatz chemischer Mittel verboten. Die Wiesen dürfen nur noch einmal im Jahr von Ende Juli an gemäht werden.

750 000 Mark für «Naturschutzbauern»

(lsw) Als Ausgleich für extensive Nutzung in Naturschutzgebieten haben Bauern im Regierungsbezirk Tübingen 750 000 Mark aus dem neuen Ökologieprogramm des Landes erhalten. Wie das Regierungspräsidium am 20. Januar mitteilte, wurden dafür in nur wenigen Wochen 30 Aufklärungsversammlungen und Vertragstermine geboten sowie 250 Extensivierungsverträge abgeschlossen. Es wurden für Biotopvernetzungen 210 000, für Extensivnutzungen landwirtschaftlicher Flächen 540 000 Mark

ausgegeben. Allein im Naturschutzgebiet Federsee bei Biberach konnten 140 Verträge mit 285 000 und im Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried bei Ravensburg 40 Verträge mit 86 000 Mark Ausgleichsleistung abgeschlossen werden.

Die Laufzeit beträgt fünf Jahre mit geplanter Verlängerung. Das Programm beschränkte sich auf die wichtigsten Naturschutzgebiete und Randzonen. Die Ausgleichszahlungen erhielten Bauern, die bereit waren, in den ökologisch wertvollen Gebieten auf Düngung, Pflanzenschutzmittel und Aufforstung zu verzichten und nur ein bis zwei Schnitte jährlich vorzunehmen. Damit hätten erstmals, so das Präsidium, staatliche Ausgleichsleistungen für den Verzicht auf Intensivnutzung in Naturschutzgebieten gewährt und Bauern gewonnen werden können, bisher intensiv bewirtschaftete Flächen und Äcker aus der Produktion herauszunehmen und nur noch als Wiesen zu pflegen. Das Angebot sei positiv aufgenommen worden.

Anschriften der Mitarbeiter

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Julius Beeser, Dr., Schoettlestraße 26, 7100 Heilbronn
Werner Fleischhauer, Prof. Dr., Turmhahnweg 3, 7000 Stuttgart-Sonnenberg
August Gebeßler, Prof. Dr., Landesdenkmalamt, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1
Karlheinz Geppert, M. A., Stadt- und Spitalarchiv, Obere Gasse 2, 7407 Rottenburg a. N.
Willy Herbert, Gartenstraße 65, 4430 Steinfurt 2
Volker Kracht, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Nauklerstraße 56/58, 7400 Tübingen
Heinrich Mehl, Dr., Hohenloher Freilandmuseum, Postfach 10 01 80, 7170 Schwäbisch Hall
Max Rehm, Dr., Am Galgenberg 13, 7440 Nürtingen
Ernst Schedler, Panoramastraße 18, 7141 Oberstenfeld
Oswald Schoch, Forstdirektor, Forsthaus, 7546 Enzklösterle
Herbert Schwedt, Prof. Dr., Schloßstraße 5, 6531 Schöneberg
Raimund Waibel, Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen
Uwe Jens Wandel, Dr., Buchenweg 9, 7060 Schorndorf

Bildnachweis

Titelbild: Stadt Aalen; S. 86: Hauptstaatsarchiv Stuttgart W 2017 f; S. 87 und 88: Roland Bauer, 7176 Braunsbach; S. 90–93: Peter Kruppa, Aalen-Ebnat; S. 94: Stadt Aalen; S. 97, 98 und 100: Karl Blumenthal, Archiv des Fotohauses von Schoenebeck, 7547 Wildbad; S. 101: Oswald Schoch, 7546 Enzklösterle; S. 103: Manfred Grohe, 7402 Kirchentellinsfurt, freigegeben vom Regierungspräsidium Tübingen Nr. 42/4681; S. 104: Lothar Zier, 7961 Königseggwald; S. 107: Stadt- und Spitalarchiv Rottenburg a. N.; S. 109: Peter Nöbauer, 7060 Schorndorf-Oberberken; S. 111 und 113: Stadtarchiv Schorndorf; S. 115 und 117: Landesdenkmalamt Stuttgart; S. 118: Landesbildstelle Stuttgart; S. 119–124: Ernst Schedler, 7141 Oberstenfeld; S. 127–133: Dr. Max Rehm, 7440 Nürtingen; S. 135: Der Keltenfürst von Hochdorf, Katalog der gleichnamigen Ausstellung, Stuttgart 1985, S. 143; S. 136: Albrecht Brugger, freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart 2/41556 C; S. 138: Die Kelten in Baden-Württemberg, hrsg. von Rolf-Heiner Behrends u. a., Stuttgart 1981, S. 95; S. 139: Die Kelten in Baden-Württemberg, S. 82; S. 140, 141 und 149: Landesdenkmalamt Stuttgart; S. 142: Die Kelten in Baden-Württemberg, S. 330 und 429; S. 144: Die Kelten in Baden-Württemberg, S. 109; S. 147: Landesdenkmalamt Stuttgart, freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart B 22114 und B 22302; S. 151: Zeichnung von Dr. Julius Beeser; S. 169: Gerhard Kolb, 7906 Blaustein.